1/K. 74.

Deutsche Rundschau

BAND CCLXIII

(April – Mai – Juni 1940)

VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU DR. RUDOLF PECHEL
BERLIN / LEIPZIG

1942 : 623

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
36408
2415
Stadt-Bibliothek Elbing
BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt
Übersetzungsrecht vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

zum zweihundertdreiundsechzigsten Bande

(April – Mai – Juni 1940)

Wolfgang Windelband: Der Höhepunkt von Bismarcks Werben um Frankreich 1
Annalise Schmidt: Andrew Jackson 5
Lebendige Vergangenheit 10
Paul Fechter: Um Luther 13
Wilhelm Forck: Carl Reinecke zum Gedächtnis 16
Rundschau 20
Werner Klau: Der Bruder. Erzählung 26
Literarische Rundschau:
Kurt Kluge: Die Gärten des Lebens 34
Theodor Bäuerle: Handwerksburschen 35
Erich Frank: Ein Bücherstapel 36
Rudolf Pechel: Jugendschriften 38
Karl von Müller 38
Kalender 39
Geschichte und Politik 39
Verschiedenes 44
Rudolf Pechel: „Napoleon der Kleine" 45
Friedrich Seebaß: Ernst Moritz Arndts innere Wandlungen 51
Lebendige Vergangenheit 56
Paul Fechter: Mensch oder Werk? 58
Otto Freiherr v. Taube: Erinnerungen an Marchese di San Giuliano . 61
Paul F. Schmidt: Ein Scheidejahr deutscher Kunst 64
Karl Koetschau: Schauen — ein wesentliches Goethewort 68
Rundschau 71
Erik Reger: Abenteuer im alten Kalkofen. Erzählung 78

Literarische Rundschau:
Rudolf Pechel: Deutschland im Kriege ... 83
Das Werden des deutschen Volkes ... 83
Neues Deutschland ... 83
Gerhart Pohl: Ivo Andrič ... 84
Rudolf Pechel: Kunstbücher ... 84
Vom christlichen Glauben ... 86
Erzähltes ... 86
Ludwig Bergstraesser: Ludwig XIV. ... 89
Heinz Flügel: Prophetie ... 94
Friedrich Schulze-Maizier: Vom Sinn der rechten Mitte ... 101
Paul Fechter: Substanz ... 106
Lebendige Vergangenheit ... 110
Ernst Barlach: Russisches Tagebuch ... 112
Rundschau ... 117
Arnold Schulz: Der Knabe Georg und der Tod. Erzählung ... 122
Literarische Rundschau:
Otto Frh. v. Taube: Das Gleichnis ... 129
Rudolf Pechel: Vom Fernen Osten ... 130
Madame de Staël ... 130
Vom Sternenglauben ... 130
Neue Verse von Ruth Schaumann ... 130
Erlebte Menschen ... 130
Verschiedenes ... 132

WOLFGANG WINDELBAND

Der Höhepunkt von Bismarcks Werben um Frankreich

Die 125. Wiederkehr des Tages, an dem Otto von Bismarck das Licht der Welt erblickte, mag zum Anstoß dienen, ein besonders interessantes Teilstück seiner Friedenspolitik zu betrachten, sein vergebliches Werben um die Verständigung mit Frankreich im Sommer, Herbst und Winter 1884. Es ist bekannt, wie folgerichtig er die weit ausgreifende Kolonialpolitik der Franzosen unter Leitung von Jules Ferry, der seit März 1883 an der Spitze des Kabinettes stand, begünstigt hat, in der Hoffnung, auf diese Weise über die Erinnerungen an das Jahr 1871 hinwegzukommen und dem unentwegten Starren nach der Vogesengrenze ein Ende zu setzen. Daß dies nicht gelingen und der Revanchewillen der stärkste Antrieb der französischen Außenpolitik bleiben würde, darüber ist in diesen Verhandlungen des Jahres 1884 die grundsätzliche Klärung herbeigeführt worden. Sowohl die deutsche wie die französische Aktenpublikation erlaubten bisher schon einen Einblick in den Verlauf dieser wichtigen Episode; ihn zu vertiefen ist mir durch die Benutzung auch der unveröffentlichten Akten unsres Auswärtigen Amts möglich geworden. Auf sie darf sich eine zur Zeit im Druck befindliche Gesamtdarstellung der Bismarckschen Außenpolitik von 1879 bis 1885 aufbauen, in der ich das hier im groben Umriß Skizzierte eingehend dargelegt und in die großen Zusammenhänge eingebettet habe.

Für Bismarcks Willen, Deutschland den Frieden zu sichern, indem er, soweit sich das irgend durchführen ließ, sein Verhältnis zu allen Großmächten auf guten Fuß brachte, ist bezeichnend, daß der starke Rückhalt, den er für das Reich durch die am 27. März 1884 erfolgte Verlängerung des geheimen Dreikaiserabkommens gewonnen hatte, ihn nicht etwa veranlaßte, den Franzosen weniger freundlich entgegenzutreten, obwohl sie im Augenblick sich in vollständiger Isolierung befanden. Im Gegenteil, in den auf den Vertragsabschluß folgenden Wochen hat er den Grundsatz, ihren Unternehmungen fern vom Rhein keine Hindernisse in den Weg zu legen, besonders intensiv betätigt. Aktiv allerdings sie dabei zu unterstützen, daran konnte er nicht denken angesichts der ihm wohl bekannten Stimmung in Paris. „Jede noch so harmlose Frage", instruierte er am 13. April den Fürsten Hohenlohe, „welche zwischen Frankreich und anderen Staaten schwebt, erhält durch die bloße Tatsache der Beteiligung Deutschlands bei den Erörterungen alsbald einen bedenklichen Charakter." Demgemäß hütete er sich, von sich aus in den spanisch-französischen Konflikt über Marokko einzugreifen, wie ihm das von Madrid aus nahegelegt wurde. Als nicht im Rahmen der deutschen Politik liegend bezeichnete es ein Zirkular an alle Botschaften vom 1. Mai, „wenn wir anläßlich einer derart fernliegenden Frage aus unsrer gewohnheitsmäßigen Zurückhaltung heraustreten wollten". Aber er ließ die Fran-

zosen deutlich erkennen, daß sie eine Unfreundlichkeit von ihm nicht zu gewärtigen brauchten, und ging sogar so weit, dem Botschafter Baron Courcel am 12. Mai Deutschlands freundschaftliche Vermittlung in der marokkanischen Frage anzubieten, falls Frankreich sie wünsche. Das war ein unverkennbares Symptom, wie wesentlich gebessert er sein Verhältnis zum westlichen Nachbarn glaubte ansehen zu dürfen.

Zur Annahme der Vermittlung ist es zwar nicht gekommen, schon deshalb nicht, weil damals der Marokko-Ehrgeiz der Franzosen noch gar nicht so stark war, wie die Spanier befürchteten. Aber Bismarcks offensichtlich zur Schau getragener guter Wille mußte von der Pariser Regierung sehr angenehm empfunden werden im Hinblick auf den Streit, in den sie mit England über Ägypten geraten war, und da andererseits auch Deutschlands eigene Beziehungen zu England sich über den Beginn seiner Kolonialpolitik zuspitzten, hat der gemeinsame Gegensatz gegen die führende Weltmacht die Grundtatsache abgeben können, von der aus in den nächsten Monaten über die Möglichkeiten und Grenzen eines deutsch-französischen Zusammengehens gesprochen werden konnte.

Wie Bismarck die französische weltpolitische Expansion begünstigte, hoffte er, daß Frankreich der deutschen das gleiche Wohlwollen erweisen und daß hieraus eine allgemeinere Interessengemeinschaft erwachsen werde, die schließlich den Sieg über die Pariser Gefühlspolitik davontragen könnte. Zu diesem umfassenden Zweck hat er schon am 24. Mai Courcel gegenüber den Gedanken angeregt, den Handel gegen englische Übergriffe durch eine „bewaffnete Seeneutralität", etwa in der Art wie die Zarin Katharina II. sie ins Leben gerufen hatte, zu schützen. Mehrmals ist er auf dieses Projekt zurückgekommen, aber stets ohne Gegenliebe zu finden.

Überaus willkommen jedoch war den Franzosen die Aussicht, in Ägypten auf Bismarcks Beistand gegen England rechnen zu dürfen. Ihn hätten sie gern angenommen. Nur dann aber konnte der Reichskanzler ihn bewilligen, wenn er Garantien besaß, daß nicht Frankreich, nachdem er sich auf diese Weise die Engländer zu Feinden gemacht hätte, alsbald den Frontwechsel vornehmen und zur antideutschen Politik zurückkehren würde. Die gleichen Überlegungen stellte Ferry an und verlangte deshalb, daß erst einmal Deutschland unzweideutig Stellung zu nehmen habe, bevor er selbst sich endgültig gegen England festlegte. In diesen dauernden Versuchen, den andern vorangehen zu lassen, zeichnete sich deutlich das geringe Maß des zur Zeit noch bestehenden gegenseitigen Vertrauens ab. Jeder glaubte im eigenen Interesse unbedingt darauf bestehen zu müssen, daß der andere den ersten Schritt tue.

Angesichts dieser Sachlage hat Bismarck zunächst einmal, bevor er in entscheidende Verhandlungen mit Ferry eintrat, einwandfreie Klarheit darüber herbeiführen wollen, ob vielleicht nicht doch England zu bewegen sei, die koloniale Betätigung Deutschlands gutwillig hinzunehmen, in welchem Falle das ernsteste Hemmnis für eine deutsch-englische Verständigung in Fortfall gekommen wäre. In zwei Erlassen vom 5. und 11. Mai an den Botschafter Graf Münster bot er „unseren Beistand in den politischen Geschäften Englands" gegen den Preis

kolonialen Entgegenkommens und der Abtretung von Helgoland. Er wollte also dem Londoner Kabinett die Gelegenheit geben, mit fest umrissenen Gegenleistungen sich des guten Willens Deutschlands zu versichern. Wegen Ägypten empfahl er zugleich den Franzosen am 12. Mai, den erforderlichen Rückhalt bei Italien und Rußland zu suchen, während er seinerseits ihnen vorläufig bloß im allgemeinen Entgegenkommen auf ihre Wünsche in Aussicht stellte. Nachdem aber sein Angebot in London — durch Schuld des Grafen Münster, der dessen grundsätzliche Tragweite nicht klar genug hervortreten ließ, um die englischen Staatsmänner zu beeindrucken — keinen Anklang gefunden hatte, hat Bismarck den großen Kurswechsel eingeleitet und engere Fühlung mit Frankreich angestrebt.

Gelegenheit hierzu bot die internationale Beratung über das ägyptische Schuldenwesen, zu der England im Juli nach London einlud. Auch jetzt allerdings lehnte Bismarck, da er Frankreichs noch keineswegs sicher sein durfte, es ab, „uns von England gegen Frankreich oder Frankreich gegen England als Kartellträger benutzen zu lassen und den bouc émissaire zu spielen", hielt sich also zwischen den Parteien. Aber seinen Willen, nicht etwa gegen Frankreich Stellung zu nehmen, ließ er deutlich erkennen. Ein Immediatbericht an Kaiser Wilhelm führte aus: „Wir haben mit Frankreich schon sehr schwierige und große Schonung erfordernde Beziehungen und üben diese Schonung selbst auf Kosten unsrer eigenen Interessen. Es ist deshalb für uns unmöglich, die deutsch-feindliche Stimmung in Frankreich noch dadurch zu steigern, daß wir uns zum Exekutor englischer Wünsche Frankreich gegenüber hergeben. Man würde daraus in Frankreich schließen, daß unsre Politik unter allen Umständen, auch unabhängig von deutschen Interessen, sich von prinzipieller Feindschaft gegen Frankreich leiten lasse. Wenn Frankreich nicht bloß am Rhein, sondern auch in Afrika auf uns als Gegner stieße, so würde dadurch der Einfluß der Chauvinisten verstärkt und die Wahrscheinlichkeit eines Bruches nähergerückt werden."

Darum war es dem Reichskanzler äußerst unerwünscht, daß das Ende der Londoner Konferenz wieder durch Graf Münsters Schuld, der dem nach völlig unfruchtbaren Diskussionen von England eingebrachten einfachen Vertagungsantrag statt dem zeitlich limitierten Frankreichs zustimmte, in Ferry neues Mißtrauen an der Aufrichtigkeit des deutschen Verständigungswillens erweckte. Diesen schlechten Eindruck zu verwischen hat er sich mit Anstrengung bemüht, und es kann kein Zweifel bestehen, daß diesmal seine Absicht dahin ging, trotz allem die alte Feindschaft zu überwinden und eine dauernde Interessengemeinschaft beider Völker aufzubauen. Bei der Höhe dieses Zieles und der Größe der im Wege stehenden Hindernisse ist allerdings sein Glaube an den Erfolg von vornherein kein großer gewesen.

Von Anfang August an hat der Staatssekretär des Auswärtigen Graf Hatzfeldt in wochenlangen Verhandlungen, unter dauernder genauer Anleitung von Varzin her, mit Courcel nicht nur um die im Augenblick relativ leicht herzustellende koloniale Verständigung, sondern um den allgemeinen Ausgleich gerungen. Daß es sich für Bismarck nicht nur um die westafrikanischen und Kongo-Fragen handelte, sondern daß er dahinter den Gesamtkomplex des deutsch-franzö-

sischen Verhältnisses im Auge hatte, ist den französischen Staatsmännern deutlich gewesen, wie der im fünften Bande der Documents Diplomatiques Français veröffentlichte Schriftwechsel zwischen Ferry und Courcel beweist. Aber eine derart weitreichende Entscheidung hat Ferry abgelehnt, vor die grundsätzliche Wahl ließ er sich nicht stellen.

Dies hat sich schon im ersten Akt dieses Verhandlungsdramas herausgestellt, der zum Höhepunkt mit Courcels Besuch in Varzin am 26. und 27. August gelangte, nachdem er sich vorher in Paris persönlich Ferrys Instruktion geholt hatte. Einwandfrei offenbarte sich Frankreichs Entschlossenheit, in Ägypten mit größter Behutsamkeit zu verfahren, um sich nicht der Möglichkeit eines Umschwenkens zu England hin zu berauben. Sobald das erwiesen war, hat Bismarck jeden weiteren Versuch, die Franzosen dort vorwärts zu treiben, unterlassen, weil dies nur ihr Mißtrauen verstärkt hätte. Andererseits haben diese, um das Maß von Bismarcks Entgegenkommen zu prüfen, die Beseitigung der Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens angeregt. Aber den Friedensvertrag wollte der Kanzler nicht anrühren; war hier erst einmal ein Beginn gemacht, so konnte gar zu leicht die Begehrlichkeit ins Unerfüllbare gesteigert werden, so daß das Ergebnis statt der Versöhnung beider Völker neuer Streit gewesen wäre. Infolgedessen wich er dieser Frage aus, „nicht ohne Schwierigkeit, da der Botschafter mit einiger Dringlichkeit auf dieselbe zurückkam". Der Ablehnung Frankreichs, in Ägypten schärfer aufzutreten, stand also die deutsche gegenüber, den Friedensvertrag zu revidieren. Für beide Partner wurde damit deutlich, daß die grundlegenden Probleme noch nicht entscheidungsreif geworden waren. Das Zustandekommen der kolonialen Einigkeit war ein Erfolg, aber nicht der von Bismarck gewünschte.

Er hat sich denn auch hiermit nicht abgefunden, sondern nach der abermaligen Besserung der deutschen Stellung durch das Dreikaisertreffen in Skierniewize einen zweiten Vorstoß unternommen, in dessen Verlauf es zu eingehender Aussprache zwischen Ferry und Graf Herbert Bismarck in Paris am 6. Oktober gekommen ist. Das Ende war aber auch diesmal, daß sich Ferry entzog. Denn schon die Anzeichen eines deutsch-französischen Zusammengehens waren derart ungünstig von der Pariser Presse aufgenommen worden, daß der Bestand des Kabinetts gefährdet erschien, wenn es auf diesem Wege weiterging. Daß die Öffentlichkeit nicht bereit war, trotz unbezweifelbarer Vorteile die Vergangenheit zu vergessen, war zutage getreten.

Sofort zog Bismarck die Konsequenz. Zwar hielt er sich auf der im November zusammentretenden Kongokonferenz streng auf der Linie des Zusammengehens mit Frankreich. In Ägypten jedoch, also der entscheidenden internationalen Streitfrage, zog er sich wieder auf unbedingte Neutralität zurück, was sachlich den Engländern zugute kam, so daß die Franzosen alsbald die Folgen ihrer Unversöhnlichkeit zu empfinden hatten.

Als sich aber neue Unstimmigkeiten mit England einstellten, warf er das Ruder wieder herum und eröffnete einen abermaligen Ansturm auf Frankreich. Am 27. November hat er gegen Courcel das deutsch-französische Problem in

seiner ganzen Tiefe aufgerollt. „Seit 1871", rief er aus, „mühe ich mich ständig, Frankreich dahin zu verbringen, daß es Sedan verzeiht, wie es schließlich nach 1815 Waterloo verziehen hat." Aber der Eindruck blieb aus. Im Gegenteil, Courcels Bericht schloß mit eindringlicher Mahnung, Bismarcks Bitte nicht zu erfüllen. „Jamais rien pardonner, jamais rien oublier", war seine Parole.

Auch jetzt noch hat der Kanzler nicht abgelassen. Er ist so weit gegangen, im Januar 1885 Ferry den Vorschlag eines persönlichen Treffens, zwar nicht in Paris, aber auf neutralem Boden oder sogar in Südfrankreich zu machen. Eine Antwort darauf hat er überhaupt nicht erhalten. Trotzdem hat er jetzt wieder, weil sein kolonialer Zwist mit England sich verschärfte, sich in Ägypten an Frankreichs Seite gestellt, so daß diesmal sogar Courcel schwankend wurde und ihm am 19. Januar die Möglichkeit durchblicken ließ, das „Rapprochement" könne sich eines Tages vielleicht doch noch auf andere als die bloß weltpolitischen Fragen erstrecken. Es ist nur die Fortsetzung der in den letzten Monaten eingeschlagenen Linie, wenn daraufhin Fürst Hohenlohe am 24. Januar beauftragt wurde, direkt an Ferry heranzutreten und ihm die Frage vorzulegen, ob durch den von Deutschland in Ägypten geleisteten Beistand „die vom französischen Botschafter für volles Vertrauen gestellte Bedingung nunmehr von seiner Regierung als erfüllt" angesehen werde.

Sehr höflich zwar fiel die Antwort aus, aber sachlich lag ihr Schwerpunkt darin, Frankreich sei nach wie vor entschlossen, die bisherige Politik fortzusetzen. Das bedeutete eine abermalige Ablehnung, über das koloniale Zusammenwirken hinauszugehen. Damit war entschieden, daß auch dieser letzte Akt des Verhandlungsdramas ohne den gehofften Erfolg blieb. Ferry hat durch sein Verhalten bewiesen, daß auch er unabänderlich an der Revanche als eigentlichem Ziel festhielt. An wirkliche Versöhnung mit dem Sieger von 1871 dachte er nicht. Seine stolze Weltpolitik war ihm nur das Mittel, seinem Land das erschütterte Selbstvertrauen zurückzugeben, es derart zu stärken, daß es wieder Anziehungskraft auf andere Großmächte ausübte, und so den nochmaligen Waffengang mit Deutschland zu ermöglichen. So bereitet sich in Ferrys Politik der den europäischen Frieden bedrohende Zustand vor, der dann in den nächsten Jahren mit der sich an den Namen des Generals Boulanger knüpfenden Krise zum offenen Ausbruch kam. Die Hoffnung, Frankreichs Feindseligkeit zu überwinden und damit dem Kontinent wirkliche und dauernde Sicherheit zu geben, hat Bismarck begraben müssen.

ANNALISE SCHMIDT

Andrew Jackson

Andrew Jackson war Präsident der Vereinigten Staaten von 1829 bis 1837. Mit ihm bestieg zum erstenmal ein staatsmännisch unvorbereiteter Mann den Präsidentenstuhl.

Geboren 1767, gestorben 1845, fällt Jacksons Leben in die amerikanische Revo-

lutionszeit; in die Periode, 1783 – 1815, der starken Beeinflussung der amerikanischen Geschichte durch die europäischen Geschehnisse; und in die Jahre 1815 bis 1845, der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes bis zum Mississippi. Daß der Charakter, nicht so sehr die Begabung eine das Leben formende Macht ersten Ranges ist, wird nicht leugnen können, wer über die inneren Vorgänge des Menschenlebens auch nur im geringsten nachgedacht hat. Jackson brachte einen Charakter sozusagen mit: er lernte sich also selbst schwer verstehen und machte schlimme Fehler. Bei keinem der Präsidenten der Union ist es nötiger als bei Jackson, seinen Werdegang zu kennen.

Seine Eltern, schottisch-irische Presbyterianer, wanderten infolge wirtschaftlicher Not nach Amerika aus. Der Vater starb vor Jacksons Geburt. Die Mutter und drei Söhne lebten auf der Farm von Verwandten in Südkarolina. Die Schulbildung Andrews war die denkbar einfachste. Rechtschreibung und Satzbau blieben ihm Zeit seines Lebens ein Geheimnis. Er war ein reizbares, empfindliches Kind, von heftiger Gemütsart, beseelt von verzehrender Leidenschaft, sich in seiner Umgebung auszuzeichnen. Im Frühling 1780 trat er, dreizehn Jahre alt, in die Truppe von Südkarolina zum Befreiungskampf gegen die Engländer. Im nächsten Frühling ließ er sich wieder einstellen, trotzdem beide Brüder gefallen waren. Auch die Mutter starb. Vierzehn Jahre alt stand Jackson am Revolutionsende allein in der Welt. Was tun? Ein Handwerk lernen? Sein Temperament war dagegen. Lehrer werden? Die Kenntnisse fehlten. Farmer? Er hatte kein Geld. Er geriet nach Charleston, der südlichen Hauptstadt, und auf die Rennplätze, wo er sich bald durch gewagtes Wetten und prahlerisches Auftreten ein gewisses Ansehen erwarb und den jungen Dandies der Gesellschaft feine Manieren absah. Seine spätere zeremoniöse und würdevolle Haltung bei Staatshandlungen trug viel zu seinem Ansehen im Volke bei.

Jackson entschließt sich, Rechtsanwalt zu werden, ein damals aussichtsreicher Beruf. Er lernt bei einem Anwalt. Aber er hat nicht arbeiten gelernt, er hat kein Interesse für Buchwissen. Er macht wilde Streiche, läßt Pferde rennen, Hähne kämpfen, würfelt um die Bezahlung seiner Rechnungen. Von anderen etwas zu lernen, war ihm nie gegeben. Ideen kamen ihm von selbst. Die Kraftverschwendung der Ziellosigkeit, des Grübelns kannte er nicht. Schnell und heftig traf er seine Entschlüsse, die, einmal gefaßt, unumstößlich waren, auch wenn Vernunft und Tatsachen gegen sie sprachen. Bis zur Reife des Entschlusses jedoch war er Wachs in den Händen seiner Umgebung, und diese Zeit – stets vorsichtig tretend wegen seiner übergroßen Empfindlichkeit – benutzten seine Berater zu erfolgreicher Beeinflussung. Das sogenannte „Küchenkabinett", das bis zur Reorganisation seines Kabinettes eine Brutstätte von Intrigen, Heimlichkeiten, Einflüsterungen war, weiß davon zu erzählen.

Mit höchst geringen Rechtskenntnissen, zu deren Auffüllung er auch die späteren Möglichkeiten als Kongreßmann und Senator nicht benutzte, ließ er sich als Anwalt in einer kleinen Stadt in Nordkarolina nieder. Was ihm an Kenntnissen abging, ersetzte er durch gesunden Menschenverstand, Gerechtigkeitssinn, Offenheit, die Fähigkeit zu führen und die unbestechliche Lauterkeit seiner Gesinnung. In damaliger Zeit brauchte ein Anwalt an der Grenze auch weniger Kunde des Gesetzes als der Schliche der Indianer und eine sichere Hand im Schießen. Nun, das hatte Jackson. 1789, zweiundzwanzig Jahre alt, wurde er als Staatsanwalt beim Gericht in Nashville, einem neun Jahre alten Städtchen

in Tennessee, berufen. Trotz vermehrter Verantwortung blieb er ein Draufgänger, ein Kampfhahn, der Händel suchte. Er heiratete die Frau, der er Zeit seines Lebens in Liebe ergeben war und deren Frömmigkeit die Skepsis seiner frühen Jahre in Zaum hielt, ja, ihn vielleicht sogar zur Anerkennung des geistigen Wertes der Religion bekehrte. Der Einfluß dieser Frau war der einzige besänftigende seines Lebens, und wahrhaft tragisch war es, daß dieser sein guter Genius als Opfer der auf beiden Seiten gleich verleumderischen Wahlkampagne kurz vor Jacksons Amtsantritt starb.

Als Staatsanwalt ritt er von einem Gericht zum andern, sprach Recht, ohne viel in Gesetzbüchern nachzuschlagen, urteilte kurz und gerecht, zeigte in seiner Haltung körperlichen und moralischen Mut, lebte mit der Miene eines Mannes, der sein eigener Herr ist und legte so den Grund zu der grenzenlosen Popularität, die er im Volke hatte. Denn er war einer der Ihren. Er zeigte in voller Deutlichkeit die guten und schlechten Eigenschaften der Grenzer des Westens. So wurde er erster Kongreßmann des neugebackenen Staates Tennessee. So Bundessenator, aber nur während einer Amtszeit. Washington und Gesetzgebungsarbeit gefielen ihm nicht. 1798 – 1804 war er Richter im Obersten Gerichtshof von Tennessee, dankte aber ab, um seine derangierten Verhältnisse in Ordnung zu bringen. Als Kaufmann – vom 28. bis 37. Jahr versuchte er, auf gut bürgerliche Weise reich zu werden – mußte er versagen. Er zog sich auf seine verkleinerte Farm zurück, arbeitete sie trotz zu weniger Sklaven in die Höhe, und hier, im beschränkten Gesichtskreis eines Farmers, fundierten sich alle seine wirklichen Ansichten: die eines liberalen Agrariers aus der Schule Jeffersons. Aber schlimme Händel schadeten seinem Ruf. Er hatte kein richtiges Tätigkeitsfeld. Er wollte nach Missouri als Richter gehen, dorthin, wo noch Grenze war. Auch im Schlechten war er ein echter Grenzer: er floh letzte Entscheidungen. Bei der Wahl fiel er durch und saß nun fest auf seiner Farm. Es gab nur noch eine Chance für ihn, wieder ins öffentliche Leben, in Bewegung, die ihm genehm war, zu kommen. Denn nur Bewegung, Erregung, Tätigkeit konnten einem so beschaffenen Menschen, der das Leben nur an wenigen Punkten berührte, einem so beschaffenen Charakter, der nur in höchster Spannung sich zeigen und bewähren konnte – genehm sein. Nur Krieg konnte ihn noch flottmachen. Und Krieg kam, Gelegenheit, seine angeborenen militärischen Fähigkeiten, seine Führergabe zu zeigen in erfolgreichen Indianerkämpfen, die ihm für seine Hartnäckigkeit den Beinamen Old Hickory – Alter Nußbaum – eintrugen. Und es kam 1815 sein Sieg bei New-Orleans über die Engländer. Sein Ruhm widerhallte im ganzen Lande.

Sein letztes Amt vor seiner Präsidentschaft, der Gouverneurposten des von Spanien soeben gekauften Florida, war nicht geeignet, seine guten Eigenschaften zu zeigen. Für die Übernahme eines Landes von einem Staat durch einen andern gehören Takt und Ruhe. Beides hatte Jackson nicht. Er ging vor seiner Zeit zurück auf seine Farm. Die Militärkommission des Kongresses strengte eine Untersuchung an über Jacksons eigenmächtige und völkerrechtswidrige Hinrichtung zweier Engländer in Florida. Aber Jacksons „outdoor popularity", wie sein Feind, der Senator Daniel Webster, grimmig-boshaft sie nannte, und sein furchtbares Temperament machten, daß die Untersuchung im Sande verlief. Seine Wutausbrüche, die ihn oft um jede Vernunft brachten, waren mit nichts zu bändigen. Viel mag zu dieser Reizbarkeit ein Darmleiden beigetragen haben, das ihn mehrfach an den Rand des Todes brachte, ihn, der stets auf der Kippe zu einem nervösen Zusammenbruche war.

Bis 1815 waren die USA. eine Bauern- und Kleinbürgerrepublik gewesen. Höhere oder geringere Eigentumsqualifikation oder andere Erfordernisse schränkten das Wahlrecht ein. Die Vermögensverhältnisse waren ziemlich gleich, die Rasse rein anglo-sächsisch. Das hatte sich mit dem neuen Landgesetz von 1800 schon geändert. Vermehrte Massen von Ansiedlern strömten ins Land. 1790 lebten westlich der Alleghenies 150 000, 1828 4 Millionen Menschen. Bei Jacksons Geburt lebten in den gesamten Kolonien 1 800 000, als er starb, 17 Millionen. Durch den Kauf von Louisiana verdoppelte sich das Land von 900 000 auf 1 800 000 Quadratmeilen, zu denen dann noch Florida kam. Am Ende des Unabhängigkeitskrieges gab es 11 Staaten, die, wie das heutige Chile geformt, an der Küste sich hinzogen. 1816 waren es 19, unter Jacksons Präsidentschaft 26 Staaten, die vom Golf von Mexiko bis zur kanadischen Grenze, vom Felsengebirge bis zum Atlantik sich erstreckten. Die Einwanderung stieg von 1817 ab unablässig und schnell. Es war eine atemlose Eroberung des Kontinents. Trunken waren die Menschen von den Möglichkeiten. Fieberhaft rissen sie Land und Freiheiten an sich. Stürmisch zerstörten sie alle geistigen Grenzen, in deren Schutz sich durch zwei Jahrhunderte ein auf englischer Kulturtradition aufgebautes Leben entwickelt hatte. 1800 hatte ein Fünftel der weißen Bevölkerung Stimmrecht. In den dreißiger Jahren gab es allgemeines Stimmrecht aller weißen Männer. Die scheinbar festgelegte Bahn der amerikanischen Kultur änderte sich unter dem Schwergewicht des amerikanischen Westens.

Die Öffnung des Kontinents hatte zur Folge, daß ungefähr von 1820 ab in steigendem Maße ein Berufspolitikertum sich ausbildete, das, schlau die ausschließliche Beschäftigung der Bürger mit ihrem Erwerb benutzend und ohne daß diese es merkten, die Herrschaft immer mehr an sich riß. Diese Berufspolitiker witterten in Jackson, dem Helden von New-Orleans, einen geeigneten Präsidentschaftskandidaten, dessen Popularität sie ausnutzen konnten.

1816 war die eine der beiden Parteien des Landes, die föderalistische, zerfallen. Es gab nur noch eine Partei, die demokratische, und sie zersplitterte in vier Fraktionen. Wo keine Prinzipien die Kämpfer um Ideen scharen, wo nur um Persönlichkeiten gekämpft wird, sind Tür und Tor für Intrigen, Neid, Verrat, Klüngelwirtschaft geöffnet. Ein Netz von Verschwörungen überzog das Land. Aber das Wellengekräusel von tausend sichtbaren Ereignissen verbarg nicht die eine große Woge: die der Demokratisierung des Landes. Diese Woge trug Jackson. Sie trug ihn ins Weiße Haus, sie überrauschte das ganze Land und bewirkte, daß von einer Jackson-Revolution gesprochen wird.

Diese Zeit hätte einen Mann konservativer, staatsmännischer, ruhiger Art vielleicht nicht ertragen; um so nötiger aber gebraucht. Jackson betrat das Weiße Haus mit der festen Entschlossenheit, den Willen des Volkes, der seiner aufrichtigen Überzeugung nach sich in seinem Willen offenbarte, auszuführen. Und dieser Wille richtete sich gegen das aristokratische Prinzip in der Regierung. So schlug er los gegen alles, was ihm dieses Prinzip zu verkörpern schien. So trat er nicht wie seine Vorgänger gegen das Spoilssystem ein, im Gegenteil, er förderte es, weil, da er nie die zwei Seiten einer Sache sah, seiner aufrichtigen Meinung nach nur Rotation der Ämter die Freiheiten des Volkes erhielt. Er vernichtete auf diese Weise die Stabilität der inneren Verwaltung, die erst allmählich wieder zurück erkämpft werden mußte. So war er ein Feind der Verwendung der öffentlichen Gelder für Verbesserungen im Innern, weil durch das systemlose Ausschütten von Mitteln Korruption und Verschwendung um sich griffen. Dem war sicher so.

Aber voll von Vorurteilen und zu ehrlich, um Kompromisse zu schließen, überließ er der Zukunft, was sorgfältig und systematisch jetzt bereits hätte begonnen werden müssen. In einer Sache allerdings schloß er ein Kompromiß: in der Tariffrage, wodurch er den sogenannten „American Plan" seines Gegners Clay zurückdrängte. Aber hierbei war sein bester Bundesgenosse die Unreife der Zeit: Amerika war noch nicht so konsolidiert, um das Joch eines einheitlichen Wirtschaftsplanes zu ertragen; zu stark war noch der Partikularismus der Landesteile. Ein Bürgerkrieg erst mußte das Land zur Einheit zwingen.

Am heftigsten traf Jacksons Keule das aristokratische Prinzip im Kampf gegen die United States Bank. Er hatte erkannt, daß jeder Staat sich eine Aristokratie schaffen könne, und glaubte, einfach im Denken wie er war, daß in den USA. das Geld und die Reichsbank dieses täten. So vernichtete er die Reichsbank, zerstörte damit den regulierenden Einfluß dieses Instituts, rief eine Flut von wild cat banks ins Leben, zerstörte die Währung und hinterließ seinem Nachfolger und seinem Volk ein ungeheures Finanz- und Wirtschaftschaos. Sture Entschlossenheit ist kein Ersatz für Vorsicht und Wissen und die Fähigkeit, Großes und Kleines zu unterscheiden.

Nur in einer Sache erhob er sich über sich selbst und die Parteischablone und den Willen der „ungewaschenen Majorität". Als Calhonn, Jacksons einstiger Vizepräsident, dann sein erbitterter Feind, die Einheit der Union durch den Nullifikationsbeschluß von Südkarolina, d. h.: das angemaßte Recht dieses Einzelstaates, Bundesgesetze zu annullieren, zerstören wollte, trat Jackson diesem Verrat kräftigst entgegen. Ob er aber, falls tapferere Politiker ihn unterstützt hätten, damals bereits endgültig den Süden hätte brechen und so den eine Generation später eintretenden Bürgerkrieg hätte vermeidbar machen können, ist eine bei den Historikern noch offene Frage.

Jackson verließ das Weiße Haus als ein verbrauchter Mann. Es gibt ein Daguerrotyp von ihm aus der letzten Zeit. Man sieht die hohe, eindrucksvolle Stirn, das schön gebettete Auge. Aber eben dieses Auge hat einen verbiesterten Ausdruck, als ob es sich doch in dieser Welt nicht zurechtgefunden hätte. Unstreitig war Jackson ein großangelegter Mensch. Seine Willenskraft war enorm, war dämonisch. Aber er hatte das Unglück, unter der Ungunst äußerer Verhältnisse sich über die naive Roheit eines Naturkindes nicht erheben zu können. Und ein Zurück-zur-Natur-Politiker in dieser fragwürdigen Welt? In jenen Jahren, wo Geduld, Vorsicht, Kompromisse nötig gewesen wären? Jackson war ein Führer. Aber er wies seinem Volk keine neuen Bahnen. Er war nur das Sprachrohr des instinktgeleiteten Durchschnittsmenschen seiner Zeit. (Und darin lag seine Popularität begründet.) Und er wollte bei der Führung politischer Geschäfte Befehl und Gehorsam des militärischen Lagers, die ihm Natur waren, gebrauchen. Die Folge war eine tadellos funktionierende Parteimaschine, eine wirtschaftliche und finanzielle Katastrophe und der geistige Niedergang des Landes.

Aber der wahrhaft furchtbare Einfluß dieses willensverkrampften, fast nie im Gleichgewicht der Kräfte ruhenden Mannes ging weiter und war schlimmer. Jacksons Auffassung von der Stellung des Präsidenten zu den anderen Faktoren der Regierung und zum „Volke", bei der politische Gesichtspunkte die rechtlichen stets in den Hintergrund schoben oder vergewaltigten, hatte zur Folge die Untergrabung des öffentlichen Rechtsbewußtseins und der Achtung des Volkes vor der Regierung. Jackson machte zum Träger seiner Politik die Instinkte der Masse. Die Befriedigung dieser Instinkte war der Inhalt seiner Politik. Solange Jackson,

dieser Stockpuritaner, das Steuer in der Hand hatte, war die Lauterkeit seiner Gesinnung ein letzter Schutz. Als aber die Parteipolitiker durch die Jacksonsche Revolution zur Macht gelangten, geriet die materialisierende, verflachende, entsittlichende Umgestaltung der amerikanischen Demokratie, unter Jackson begonnen, in Schuß. Sie zeigte sich zuerst im Süden, dem der Agrarier und Jeffersonianer Jackson die Vormacht gegeben hatte, in der Wiederbelebung der Sklavenwirtschaft.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Jakob Burckhardt (1818–1897)

Aus „Weltgeschichtliche Betrachtungen"

Wenn die Geschichte uns irgendwie das große und schwere Rätsel des Lebens auch nur geringstenteils soll lösen helfen, so müssen wir wieder aus den Regionen des individuellen und zeitlichen Bangens zurück in eine Gegend, wo unser Blick nicht sofort egoistisch getrübt ist.

*

Die geschichtlichen Krisen

Bei dem enorm komplexen Zustand des Lebens, wo Staat, Religion und Kultur in höchst abgeleiteten Formen neben- und übereinander geschichtet sind, wo die meisten Dinge in ihrer damaligen Verfassung ihren rechtfertigenden Zusammenhang mit ihrem Ursprung eingebüßt haben, wird längst das eine Element eine übermäßige Ausdehnung oder Macht erreicht haben und nach Art alles Irdischen sie mißbrauchen, während andere Elemente eine übermäßige Einschränkung erleiden müssen.

Die gepreßte Kraft aber kann, je nach ihrer Anlage, hierbei ihre Elastizität entweder verlieren oder steigern, ja der Volksgeist im größten Sinne des Wortes kann sich als ein unterdrückt gewesener bewußt werden. In letzterem Falle bricht irgendwo irgendwas aus, wodurch die öffentliche Ordnung gestört wird, und wird entweder unterdrückt, worauf die herrschende Macht, wenn sie weise ist, einige Abhilfe schafft, oder es knüpft sich daran, den meisten unerwartet, eine Krisis des ganzen allgemeinen Zustandes bis zur kolossalsten Ausdehnung über ganze Zeitalter und alle oder viele Völker desselben Bildungskreises; denn Invasionen nach außen und von außen hängen sich von selber daran. Der Weltprozeß gerät plötzlich in furchtbare Schnelligkeit; Entwicklungen, die sonst Jahrhunderte brauchen, scheinen in Monaten und Wochen wie flüchtige Phantome vorüberzugehen und damit erledigt zu sein.

*

Eine scheinbar wesentliche Vorbedingung für die Krisen ist das Dasein eines sehr ausgebildeten Verkehrs und die Verbreitung einer bereits ähnlichen Denkweise in anderen Dingen über große Strecken.

Allein, wenn die Stunde da ist und der wahre Stoff, so geht die Ansteckung mit elektrischer Schnelle über Hunderte von Meilen und über Bevölkerungen der verschiedensten Art, die einander sonst kaum kennen. Die Botschaft geht durch die Luft, und in dem einen, worauf es ankommt, verstehen sie sich plötzlich alle, und wäre es auch nur ein dumpfes: „Es muß anders werden."

*

Und nun spielen auch die Kriege und der Militarismus ihre Rolle. Teils durch die Bändigung solcher Gegenden und Parteiungen im Innern, welche sich gegen die Krisis empören, so daß z. B. ein Cromwell in Irland, die französischen Generale gegen Föderalisten und Vendée zu kämpfen haben, teils durch Angriff und Gegenwehr gegen das bedrohte und angreifende Ausland, wie der Widerstand der Oranier gegen die Spanier, der Franzosen gegen die Koalitionen seit 1792, entstehen unvermeidliche Kriege und Armeen. Die Bewegung bedarf auch schon an sich äußerer Gewalt, um die losgebundenen Kräfte aller Art in irgendein Bett zu leiten. Allein sie pflegt den Rückschlag derselben auf ihr Prinzip zu fürchten, und gibt dies zunächst durch Terrorismus gegen ihre Generale zu erkennen. Dahin gehört in gewissem Sinne schon der Feldherrnprozeß nach der Arginusenschlacht und ganz besonders das Benehmen der Franzosen in den Jahren 1793 und 1794.

Allein den Rechten erwischt man nicht, weil man ihn noch nicht kennt.

Und sobald dann die Krisis sich überstürzt hat und die Epoche der Ermüdung eintritt, so organisieren sich ohnehin die früheren Machtmittel der älteren Routine, Polizei und Militär, wie von selbst wieder in ihrer älteren Form. Etwas Todmüdes aber fällt unfehlbar dem Stärksten in den Arm, der gerade in der Nähe ist, und dies werden nicht neugewählte und gemäßigte Versammlungen sein, sondern Soldaten.

*

Zum Lobe der Krisen läßt sich nun vor allem sagen: Die Leidenschaft ist die Mutter großer Dinge, d. h. die wirkliche Leidenschaft, die etwas Neues und nicht nur das Umstürzen des Alten will. Ungeahnte Kräfte werden in den einzelnen und in den Massen wach, und auch der Himmel hat einen andern Ton. Was etwas ist, kann sich geltend machen, weil die Schranken zu Boden gerannt sind oder eben werden.

Die Krisen und selbst ihre Fanatismen sind (freilich je nach dem Lebensalter, in welchem das betreffende Volk steht!) als echte Zeichen des Lebens zu betrachten, die Krisis selbst als eine Aushilfe der Natur, gleich in einem Fieber, die Fanatismen als Zeichen, daß man noch Dinge kennt, die man höher als Habe und Leben schätzt. Nur muß man eben nicht bloß fanatisch gegen andere und für sich ein zitternder Egoist sein.

*

Was die politischen Folgen betrifft, so ist durch die Gründung der neuen Großstaaten Deutschland und Italien, welche mit Hilfe einer längst sehr hoch aufgeregten öffentlichen Meinung, zugleich aber mit großen Kriegen erfolgt ist, sowie durch den Anblick des schnellen Wegräumens und Neubaues an Stellen, wo man das Vorhandene noch lange unwandelbar geglaubt hätte, das politische Wagnis in den Völkern zu etwas Alltäglichem geworden, und die entgegenstehenden Überzeugungen, welche geneigt wären, irgend etwas Bestehendes zu verteidigen, immer

schwächer. Staatsmänner suchen die „Demokratie" jetzt nicht mehr zu bekämpfen, sondern irgendwie mit ihr zu rechnen, die Übergänge zu dem für unvermeidlich Geltenden möglichst gefahrlos zu machen. Man verteidigt kaum mehr die Form des Staates, nur noch Umfang und Kraft desselben, und hierbei hilft die Demokratie einstweilen mit; Machtsinn und demokratischer Sinn sind meist ungeschieden; erst die sozialistischen Systeme abstrahieren von der Machtfrage und stellen ihr spezifisches Wollen allem voran.

*

Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte

Freilich gibt es stillgestellte Völker, welche in ihrer Gesamterscheinung Jahrhunderte hindurch ein und dasselbe Bild gewähren und dadurch den Eindruck einer leidlichen Zufriedenheit mit ihrem Schicksal machen. Allein meist wird dies die Wirkung des Despotismus sein. Dieses entsteht von selbst, indem eine (vermutlich sehr mühsam) einmal erreichte Form von Staat und Gesellschaft gegen das Emportauchen widerstrebender Kräfte verteidigt werden muß, und zwar mit allen, auch den äußersten Mitteln. Die erste Generation ist dabei gewiß meist sehr unglücklich, die folgenden aber wachsen schon unter dieser Voraussetzung heran und heiligen zuletzt das, was sie nicht mehr ändern können und wollen, und preisen es vielleicht als höchstes Glück.

*

Und nun ist das Böse auf Erden allerdings ein Teil der großen weltgeschichtlichen Ökonomie: es ist die Gewalt, das Recht des Stärkeren über den Schwächeren, vorgebildet schon in demjenigen Kampf ums Dasein, welcher die ganze Natur, Tierwelt wie Pflanzenwelt, erfüllt, weitergeführt in der Menschheit durch Mord und Raub in den früheren Zeiten, durch Verdrängung bzw. Vertilgung oder Knechtung schwächerer Rassen, schwächerer Völker innerhalb derselben Rasse, schwächerer Staatenbildungen, schwächerer gesellschaftlicher Schichten innerhalb desselben Staates und Volkes.

*

Es gibt schon in den alten Zeiten ein entsetzliches Bild, wenn man sich die Summe von Verzweiflung und Jammer vorstellt, welche das Zustandekommen z. B. der alten Weltmonarchien voraussetzte.

*

Bei allen Zerstörungen läßt sich aber immer eins behaupten: Weil uns die Ökonomie der Weltgeschichte im großen dunkel bleibt, wissen wir nie, was geschehen sein würde, wenn etwas, und sei es das Schrecklichste, unterblieben wäre. Statt einer weltgeschichtlichen Woge, die wir kennen, wäre wohl eine andere gekommen, die wir nicht kennen, statt eines schlimmen Unterdrückers vielleicht ein böserer.

Nur soll deshalb kein Mächtiger sich zu entschuldigen glauben mit dem Wort: „Tun wir's nicht, so tut's ein anderer", womit jede Art von Verbrechen gerechtfertigt werden könnte. (Solche halten eine Entschuldigung übrigens auch meist nicht für nötig, sondern finden: „Was *wir* tun, schlägt ja eo ipso zum Glück aus.")

Allein unsere unerfüllte Sehnsucht nach dem Untergegangenen ist auch etwas wert; ihr allein verdankt man es, daß noch so viele Bruchstücke gerettet und durch eine rastlose Wissenschaft in Zusammenhang gesetzt worden sind; ja Verehrung der Reste der Kunst und unermüdliche Kombination der Reste der Überlieferung machen einen Teil der heutigen Religion aus.

Die verehrende Kraft in uns ist so wesentlich als das zu verehrende Objekt.

*

Wir sind unmerklich von der Frage des Glückes und Unglückes auf das Fortleben des Menschengeistes geraten, was uns am Ende wie das Leben *eines* Menschen erscheint. Dieses, wie es *in* der Geschichte und *durch* sie bewußt wird, muß allmählich die Blicke des Denkenden dergestalt fesseln und die allseitige Ergründung und Verfolgung desselben muß seine Anstrengung derart in Anspruch nehmen, daß die Begriffe Glück und Unglück daneben mehr und mehr ihre Bedeutung verlieren. „Reif sein ist alles." Statt des Glückes wird das Ziel der Fähigen nolentium volentium die Erkenntnis. Und dies nicht etwa aus Gleichgültigkeit gegen einen Jammer, der uns ja mittreffen kann — wodurch wir vor allem kalten Objektiv-tun geschützt sind —, sondern weil wir die Blindheit unseres Wünschens einsehen, indem die Wünsche der Völker und einzelnen wechseln und sich widersprechen und aufheben.

Könnten wir völlig auf unsere Individualität verzichten und die Geschichte der kommenden Zeit etwa mit ebensoviel Ruhe und Unruhe betrachten, wie wir das Schauspiel der Natur, z. B. eines Seesturms vom festen Lande aus mitansehen, so würden wir vielleicht eines der größten Kapitel aus der Geschichte des Geistes bewußt miterleben.

PAUL FECHTER

Um Luther

Durch die religiöse Welt des Christentums geht der Schnitt, den Luther und sein Kampf gegen Rom durch das bis dahin einheitliche Reich der Kirche gezogen haben. Auf der einen Seite steht der Katholizismus mit seinem Anspruch auf Absolutheit und Totalität, auf der anderen stehen die protestantischen Kirchen mit ihrem Ausgehen vom persönlichen Glaubenserlebnis des einzelnen. Zwischen beiden Welten ragt der riesige Schatten Luthers; an ihm scheiden sich die Geister — er ist für jede Unterhaltung zwischen den christlichen Konfessionen Kern und Mittelpunkt der Auseinandersetzung und die schwierigste Klippe für jeden Versuch, die beiden großen christlichen Gestaltungen des religiösen Bereichs einander wieder anzunähern, auf das Gemeinsame in ihnen zu bringen.

Bisher scheiterten diese Versuche gemeinhin an der Haltung, die der Katholizismus gegenüber Tat und Gestalt Luthers einnahm, von seiner Position aus einnehmen mußte oder einnehmen zu müssen glaubte. Eine Kirche, die mit dem

Anspruch der Katholizität, der Allgemeinverbindlichkeit auftrat, konnte einen Mann, der dieser Allgemeinverbindlichkeit das Gesetz seiner Person entgegenstellte, das „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" als die Verneinung ihrer Grundlagen nur ebenfalls verneinen und bis zum härtesten Nein ablehnen und verwerfen. Solange der Protestantismus Revolution gegen die Grundelemente der Kirche ist, gibt es keinen Ausgleich, keine Übereinkunft zwischen den Partnern: der eine hat den rechten Glauben, der andere bleibt Häretiker, den anzuerkennen schon der Glaube an den einen rechten Glauben verbietet.

So standen die Parteien sich noch vor kurzem gegenüber: man braucht nur an das Lutherbild zu denken, wie es auf katholischer Seite noch um 1900 gültig war. Inzwischen scheint sich eine Wandlung zu vollziehen oder vollzogen zu haben, die etwa der Wandlung entspricht, die die katholische Kirche in ihrer Haltung zur Lehre des Kopernikus durchgemacht hat. Die hob die Erde aus ihrer Zentralstellung im Weltall und erschütterte damit die Bedeutsamkeit des Neuen Testaments von Grund auf: hier gab es wie im Fall Luther zunächst nur Kampf und Verwerfung. Jahrhundertelang blieb es so: dann kam die Zeit der schweigenden Duldung, und nach ihr im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die Anerkennung. Der Vorgang war inzwischen eingeordnet, seine Schädlichkeit ausgeglichen: eine neue Phase der Auseinandersetzung mit der exakten Wissenschaft begann.

In der Auseinandersetzung mit der Reformation scheint, wenn auch von anderen Voraussetzungen aus, Ähnliches sich zu vollziehen. Die beiden christlichen Konfessionen stehen sich heute nicht mehr als die entscheidend tragenden religiösen Mächte gegenüber: sie sind unvermerkt in die gleiche Front eingeschwenkt, gegen die neuen Formen des religiösen Lebens, die sich aus den Versuchen, vom Mythos Atheos her zu Lösungen zu kommen, ergeben haben. Die Gestalt Luthers ist, wie einst die des Kopernikus, in neue Perspektiven geraten, und zwar für beide Parteien: sie wird von protestantischer wie von katholischer Seite neu gesehen — und zwar im Hinblick auf die Möglichkeit einer Einigung über ihren Sinn und ihre Notwendigkeit. Nicht mehr das Unterschiedliche wird herausgearbeitet, sondern das Verbindende, Gemeinsame: eine Betrachtung wird versucht, die unter Wahrung der Grundlinien dem bisherigen Gegner die Möglichkeit gibt, auf die gleiche Plattform zu treten.

Man empfindet dies besonders stark bei der Lektüre des zweibändigen großen Werkes von Joseph Lortz „Die Reformation in Deutschland", das vor kurzem bei Herder & Co. in Freiburg erschienen ist. Lortz, Professor an der Universität Münster, kommt von der katholischen Seite her, gibt eine weit ausholende Darstellung der Reformationszeit lange vor Luther und über ihn hinaus — und hat deutlich und ausgesprochen das eine Ziel vor Augen: ein Bild der Lutherzeit und des Vorgangs der Reformation zu geben, das nicht nur vom Katholizismus, sondern ebenso vom Protestantismus angenommen oder zum wenigsten anerkannt werden kann. Auch er sucht die neue Grundlage der Gemeinsamkeit: Das alte Nein ist gefallen; man erlebt die Welt eines neuen Katholizismus, die man in diesen Jahrzehnten allerorten immer wieder antraf, mit einer Eindringlichkeit und Klarheit, wie sie, sieht man von einer Erscheinung wie Guardini ab, bisher

selten so ausgeprägt und überlegen zu sehen war. Und zwar ohne verschwommenen Relativismus und halb klare Annäherung an die gegnerischen Betrachtungsweisen: der Verfasser gibt von seinem katholischen Standpunkt nichts auf, erklärt sich von vornherein religiös für unbedingt gebunden, lehnt alle Kompromisse ab und sucht die Einigungsmöglichkeiten auf anderen sinnvolleren Wegen. Er versucht von der Historie wie von der seelischen Erfahrung aus eine Abgrenzung der seelischen Räume — und sondert bei diesem Unterfangen vorsichtig und überlegen zugleich das heutige Bild des Katholizismus von alten Vorstellungen, den alten Protestantismus und seine Lutherauffassung vom heutigen Daseinsbild, das in aller Stille ein wesentlich anderes geworden ist.

Es geht hier nicht um eine kritische Auseinandersetzung mit dem Werk von Lortz; die ist Aufgabe Berufener, die vom gleichen Wissen getragen herangehen. Worauf es hier ankommt, ist der Versuch, an der Haltung des Autors zu seinem Thema die veränderte Haltung des Katholizismus zur protestantischen Welt und das konsequente und bewußte Streben aufzuzeigen, das Trennende zurückzustellen und das gemeinsam Christliche herauszuheben, den Riß, den die Reformation zwischen alter und neuer Kirche auftat, nicht zu vertiefen, sondern als überbrückbar zu zeigen, sobald man sich entschließt, den Gegensätzen ohne Aufgeben der beiderseitigen Standpunkte durch klares Herausarbeiten des historisch wirklich Gegebenen beizukommen. Der Verfasser ist sich darüber im klaren, daß es zu diesem Zweck und für eine Arbeit in dieser Richtung nur eines gibt, nämlich das strenge Herausarbeiten des ursprünglichen wirklichen Zeitinhalts und seine Sonderung von den späteren Nachträgen, die Kampfzeiten und Interpretation von schon gewandelten Standpunkten aus in die ursprünglich ganz anders geartete Realität hineingetragen haben. Er spricht einmal von der Notwendigkeit, Luther und die Lutherlegende zu trennen: er macht den gleichen Versuch für die ganze Reformationszeit. Er reinigt das Zeitalter dieser Reformation, das für ihn mit dem Jahre 1300 etwa beginnt, von den Projektionsbildern aus der nachlutherischen Zeit: er schält Protestantismus und Katholizismus der anfänglichen Gegensätzlichkeit rein heraus und versucht zu zeigen, daß Luther in sich selbst einen Katholizismus niederrang, der nicht katholisch war. Er sondert auch hier die Legende von der Wirklichkeit und zeigt damit in der Tat den Weg, der allein gangbar ist, wenn es um die religio, um ein Wiederbinden des so lange Getrennten geht.

Es ist eine schwere Aufgabe, die Lortz sich gestellt hat: er konnte den Versuch einer Lösung nur wagen, weil er die Voraussetzungen mitbringt, die für alle Diskussionen religiöser Fragen und Wirklichkeiten unerläßlich sind. Er ist nicht nur ein kluger und ein gelehrter Mann, mit voller Kenntnis mittelalterlicher Geistigkeit, die erst langsam wieder allgemeineres Gut zu werden beginnt: er weiß um das wesentlich Menschliche und seine Vorgänge — und ist sich zugleich völlig klar über die Notwendigkeit strenger Scheidung von Christentum und edlem Menschentum. Er hat das Wissen um die Wichtigkeit auch der psychischen Nebenvorgänge: er bleibt in der Erörterung des Hauptproblems streng im Bereich des Entscheidenden, des Religiösen. Die Nachwirkungen der Aufklärung, die Verwischung der Grenzen und das verwaschene Ersetzen der geistigen Aus-

einandersetzung mit dem Göttlichen durch die gefühlsmäßige oder sentimentale mit dem Menschlichen werden ausgeschaltet: für die Welt Nathans des Weisen und die Atmosphäre der Ringfabel ist hier kein Raum mehr. Dafür sind die Dinge, um die es geht, zu bedeutsam; es geht jetzt, wie gesagt, um die Abgrenzung der seelischen Räume, damit deren Bewohner die Möglichkeit friedlichen und gemeinsamen Nebeneinanderwohnens ohne Prozesse bekommen.

Diese Grundhaltung des Werkes ist das Entscheidende. Denn die kommenden Jahrzehnte werden, wie die Reformationszeit, erfüllt sein von den Bemühungen um die echte Form eines gemeinsamen Christentums. Die Stellung der christlichen Bereiche in der Welt hat sich so verändert, daß sie sich den Luxus einer feindlichen Haltung gegeneinander nicht mehr leisten können – um so weniger als diese feindliche Haltung, wie gesagt, sich zum großen Teil aus der Verwechslung des ursprünglich wirklich gegebenen historischen Zeitinhalts mit dem Zeitbild ergab, das erst aus Wertungen, Deutungen und Verfälschungen späterer Jahrhunderte entstanden ist. Wie ungeheuer schwer es ist, zeitliche Wirklichkeit und späteres Zeitbild auch der Historie reinlich zu scheiden, erkennt man am besten, wenn man einmal versucht, die Jahrzehnte zwischen 1800 und 1820 etwa zu rekonstruieren – mit einem unbekannten Schubert, einem Dichter Kleist, den noch niemand kennt, dessen Gestalt erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschaffen und in die Leere seiner Zeit hineinprojiziert werden muß. In die Reformationszeit sind jahrhundertelang unzählige solcher Projektionen erfolgt, um die Gestalten der Reformatoren wie um die Zeitfarbe selber zu heben. Lortz versucht, diese Projektionen als die eigentlichen Quellen der Gegnerschaft als nicht zum historischen Kern der Lutherzeit gehörig aufzulösen – er überträgt die Reinigungsarbeit an den Grundbegriffen, die auf anderen Gebieten, wie den Naturwissenschaften, seit langem geleistet worden ist, auf das schwierigste Gebiet, nämlich das der Geschichte, und schafft damit auch hier Fundamente, auf denen man sicher stehen, von denen man ausgehen kann, wenn es gilt, den wirklichen Wahrheits- und Lebensgehalt zu sondern von Zutaten aus Gefühls- und Betrachtungsbereichen, die mit dem ursprünglichen wenig zu tun haben.

Für die Unterhaltung zwischen Protestantismus und Katholizismus, die seit einigen Jahren so erfreulich in Gang gekommen ist, ist das Werk von Lortz ein höchst bedeutsamer Beitrag, weil er an die Schaffung der Grundlagen geht, auf denen alles weitere sich ergeben muß.

WILHELM FORCK

Carl Reinecke zum Gedächtnis

Als Carl Reinecke vor 30 Jahren, am 10. März 1910, die Augen schloß, ging mit ihm der letzte bedeutende Meister von uns, der noch in engen künstlerischen und freundschaftlichen Beziehungen zu Schumann, Liszt, Berlioz, zu Jenny Lind, Wilhelmine Schröder-Devrient und zu vielen anderen berühmten Künstlern

gestanden hat und der ein wesentlicher Anreger und Förderer des reichen musikalischen Lebens des vergangenen Jahrhunderts gewesen ist.

Als Pianist, Dirigent, Lehrer und als Komponist hat er den Besten seiner Zeit genug getan. „Seine menschliche Eigenart", schreibt Steinitzer*, „wird stets ein Ehrenblatt in der Geschichte der sozialen Stellung des Musikerstandes sein." Daß auf sein Wirken so schnell Vergessenheit herabgesunken ist, liegt daran, daß bald nach seinem Tode eine Stilwandlungsepoche in der Musik angebrochen ist, die sich, wie alle derartigen Strömungen, besonders leidenschaftlich gegen die jüngste Vergangenheit richtete und Gutes und Schlechtes mit gleicher Unerbittlichkeit ablehnte. Bei größerer Besonnenheit ist heute eine gerechtere Beurteilung der hart gescholtenen romantischen und klassizistischen Kunstperiode möglich. Man sieht jetzt wieder, daß auch zu dieser Zeit wahre Kunstwerke entstanden sind, in denen Stoff und Geist zu einer gleich schwebenden Einheit verschmolzen sind, die also echt sind und Stil haben.

Es lohnt sich, zunächst Carl Reineckes interessantes Leben etwas näher zu betrachten. Wir entdecken dabei, daß er einen Vater hatte, der sehr an Mozarts Vater erinnert. Aus den allerkümmerlichsten Verhältnissen ist Johann Peter Rudolf Reinecke durch eigenen Fleiß, fast völlig als Autodidakt, zu einem großen Könner herangewachsen. Wir wissen nur von einer recht unzureichenden Schulzeit in einer Hamburger Freischule während der napoleonischen Wirren. Eine kärgliche Stelle, die er fünfzehnjährig als Gehilfe eines Schullehrers bekam, ermöglichte ihm, zu leben, den Eltern, armen Schuhmachersleuten im Hamburger Gängeviertel, zu helfen und sogar etwas für Musikstunden bei dem damals bekannten Organisten Schwenke zurückzulegen. Ein Instrument hatte er nicht. Er baute sich eine stumme Klaviatur aus Pappe. An einem klingenden Instrument konnte er nur selten üben. Wenn er trotzdem ein achtunggebietender Klavierspieler wurde, liegt das an seiner ausgezeichneten geistigen Veranlagung. Er hatte einen durchdringenden Verstand und tat nichts unzweckmäßig und planlos. Geige lernte er auch. Von wirklich künstlerischem Rang war sein Sologesang. Besonders gern sang er die Tenorpartien Händelscher Oratorien und wurde auch zu auswärtigen Konzerten herangeholt. In Altona machte er sich um den Aufbau des Musiklebens verdient und hatte als Musikpädagoge einen guten Namen. Später wurde er Seminarmusiklehrer in Segeberg in Holstein. Noch in Altona wurde 1824, im gleichen Jahr wie Bruckner, sein Sohn Carl geboren. Dessen große Musikbegabung erkannte er bald und widmete sich seiner Ausbildung mit aller Kraft. Genau wie Mozarts Vater war er der einzige Lehrer seines Sohnes von den ersten Anfängen bis zur Meisterschaft. Wie schwer es ist, eigene Kinder systematisch und lückenlos auszubilden, weiß jeder richtig einzuschätzen, der es versucht hat. Reineckes Vater ist es durch eine kluge Mischung von unerbittlicher Strenge und Güte gelungen. Liszt staunte später einmal über den eigenartig beseelten Anschlag Reineckes. „Den habe er durch die Lehrmethode des Vaters, der ihm in den Stunden hauptsächlich vorgesungen habe und nicht eher zufrieden gewesen sei, bis der Klavieranschlag den schönen Stimmklang erreicht habe." — „Nun wissen wir, wie man unterrichten muß", sagte Liszt. Als Neunzehnjähriger trat Carl Reinecke seine Wanderjahre an. Sein Weg führte ihn über Leipzig nach Kopenhagen, wo er, zweiundzwanzigjährig, Hofpianist wurde. Über Bremen ging es nach

* Max Steinitzer: Das Leipziger Gewandhaus im neuen Heim unter Carl Reinecke. Leipzig 1924.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

Paris. In den Kreisen, die sich für Liszt und Chopin einsetzten, war auch er zu Hause. Noch lieber waren ihm Musikabende bei befreundeten Studenten. Karl Schurz, dem später berühmten amerikanischen Staatsmann, sind sie zeitlebens in lieber Erinnerung geblieben. Hiller berief ihn von Paris nach Köln und übertrug ihm am Rheinischen Konservatorium eine Lehrstelle für Klavierspiel und Komposition. In Barmen und Breslau bekleidete er einflußreiche Stellungen als Chor- und Orchesterleiter. Von allen Stationen seiner Wanderschaft war wohl die wichtigste der Aufenthalt in Leipzig 1843 bis 1846. Stärker als zu Mendelssohn fühlte sich Reinecke zu Schumann hingezogen und setzte sich schon damals für sein Schaffen ein. Das will zu einer Zeit, wo Mendelssohn ganz allgemein als „der" Meister galt, schon etwas bedeuten. Bereits dem Neunzehnjährigen gelang es, als Pianist in einem Gewandhauskonzert hervorzutreten. Er ist in der Folgezeit wiederholt als Solist verpflichtet worden. Eine Reihe seiner Kompositionen, darunter eine Symphonie, wurden im Lauf der Jahre aufgeführt. Man blieb also mit ihm in Fühlung. 1860 berief man ihn an die Spitze der Gewandhauskonzerte und räumte ihm damit eine führende, weltbekannte Stellung ein, die er 35 Jahre mit hohen Ehren bekleidete. Mit seinem aufs feinste geschulten Kunstverstand und seiner nicht gewöhnlichen seelischen Einfühlungsfähigkeit drang er tief in die Meisterwerke ein und arbeitete sie in sorgfältiger Probenarbeit aus. Jede Partitur beherrschte er auswendig, stellte sie zwar vor sich hin, sah aber kaum hinein. Sein beherrschender Blick war wesentlicher als sein Taktschlagen. 1868 brachte er als erster das vollständige Requiem von Brahms heraus. Für Brahms hat er sich auch weiterhin stets eingesetzt.

Die Einstellung des Gewandhausdirektoriums und des Konzertpublikums ermöglichte es dem Dirigenten nicht, ganz nach Belieben zu schalten. Man wollte möglichst nur die altbewährten, liebgewordenen Kunstwerke hören, vom Neuen nur das Beste kennenlernen und von musikwissenschaftlichen Ausgrabungen älterer Werke möglichst verschont bleiben. Wirklich heimisch, sozusagen als Klassiker anerkannt, wurde nur Brahms, aber auch der Musik Reineckes stand man stets freundlich gegenüber. Für Bruckner dagegen wäre das Gewandhaus noch nicht der geeignete Boden gewesen. Die berühmte Bruckner-Aufführung im Jahre 1886 durch Nikisch fand nicht im Gewandhaus, wie häufig angenommen wird, sondern im Theater statt, wo Nikisch damals Kapellmeister war und einen anders zusammengesetzten Hörerkreis hatte. Als Gewandhausdirigent (seit 1895) hat Nikisch Bruckner im Laufe von 15 Jahren nur zweimal aufgeführt. Es ist das sehr bezeichnend für die Stärke der Gewandhaustradition. Reinecke hat stets mit dem Direktorium, zu dem er in kündbarem Angestelltenverhältnis stand, gut auskommen können. Seine ruhige, aufrichtige, männliche, zugleich aber auch verbindliche Art hat immer ein ersprießliches Zusammengehen ermöglicht. Um so mehr muß man sich wundern, daß seine Tätigkeit mit einem Mißklang endete. Es liegt das wahrscheinlich daran, daß das damalige Direktorium die Größe seiner ganz dem Dienste der Musik hingegebenen Gesinnung nicht voll begriff. Anläßlich seines 70. Geburtstages (Juni 1894) hatte Reinecke gesprächsweise geäußert, bereit zu sein, aus dem Amte zu scheiden, wenn das Direktorium es für richtig halte. Man dachte aber gar nicht daran, ihn zu verabschieden. Denn gerade in den letzten zehn Jahren war Reinecke besonders frisch gewesen. Er erinnert da an Haydn, der auch im 7. Jahrzehnt seines Lebens auf den Höhepunkt seines Schaffens gelangte. Immerhin scheinen trotzdem einige Strömungen gegen

Reinecke aufgekommen zu sein und im Direktorium gewirkt zu haben. Es waren nämlich inzwischen überall in Deutschland leistungsfähige Orchester entstanden, und die Dirigenten wetteiferten miteinander, sich durch suggestive Wirkung und improvisatorischen Stil voreinander auszuzeichnen. Auf neue Auffassungen kam es jetzt an. Da machte Reinecke, der sich genau an die Vortragszeichen hielt und bei seiner Art blieb, weniger von sich reden. Man fürchtete nun im Direktorium, Leipzig habe seine Vorrangstellung eingebüßt. Ohne daß Reinecke eine Ahnung davon hatte, beschloß man Mai 1895 seine Pensionierung. Gleichzeitig setzte man die Pensionssumme dem Gehalt gleich. Ihm selber teilte man zunächst nur diesen zweiten Beschluß mit, wohl hoffend, er würde bestimmt mit beiden Händen zugreifen. Das geschah nicht, weil Reinecke sich nicht pensionierungsreif fühlte. Nunmehr trat der andere Teil des Beschlusses auch in Kraft. Reinecke sah sich ohne jeden bestimmten Anlaß entlassen. Sicherlich hätte er begründete, in geeigneter Form vorgebrachte Wünsche angehört und der Sache wegen, um Leipzig zu einer genialen jungen Kraft zu verhelfen, Platz gemacht. Daß man diesen Weg zu einem aufrechten Mann nicht gefunden hat, ist der eigentliche Fehler. Reinecke ertrug diesen Schlag mit ruhiger Würde. Zu einem Abschiedskonzert konnte er sich, als bereits aus dem Amt geschieden, nicht entschließen. Ein Gutes hatte der Abschied von der Dirigententätigkeit. Dem einundsiebzigjährigen rastlosen Mann wurde die Möglichkeit gegeben, sich noch mehr der pianistischen Tätigkeit zu widmen. Sein Mozartspiel kam jetzt zur letzten Vollendung. 1897 war ein Reinecke-Konzert mit Mozartwerken in Wien für Brahms die letzte große Freude. Auch für Schumann trat Reinecke, wie schon erwähnt, immer ein. Im Hause Breitkopf & Härtel konnte man an den einlaufenden Schumann-Bestellungen leicht verfolgen, wo Reinecke sich gerade auf seinen Konzertreisen befand, so erzählte ihm der damalige Inhaber. Seine Stellung zu Beethoven legt Reinecke in seinem Buche: „Die Beethovenschen Klaviersonaten" dar. Interessant ist auch ein mündlich überlieferter Ausspruch: „Niemand dürfe Beethoven spielen, der ihn nicht instrumentieren könne." Entsprechend farbig spielte er ihn auch. Wichtig ist seine Schrift: „Zur Wiedererweckung der Mozartschen Klavierkonzerte." Auch seine Gedanken über die Kunst des Begleitens hat er in einem nützlich zu lesenden Büchlein „Aphorismen über die Kunst, zum Gesange zu begleiten" aufgeschrieben. Als Lehrer hat Reinecke von 1843 bis zu seinem Tode, also fast 70 Jahre, gewirkt. Viele führende Männer waren seine Schüler, von den bekannteren Komponisten der Norweger Grieg und der Engländer Sullivan. Ein Lieblingsschüler Reineckes war der am 3. März dieses Jahres verstorbene Karl Muck. 1897 bis 1902 war Reinecke Studiendirektor des Konservatoriums, dann erst legte er seine Ämter nieder. Einmal noch trat er imponierend hervor. Im Mozartfestkonzert 1906 spielte der zweiundachtzigjährige Meister im Gewandhaus unter Nikisch mit Fritz von Bose das Es-dur-Konzert für zwei Klaviere und entfachte durch eine improvisierte, alle Themen des gesamten Konzertes zusammenfassende Kadenz Beifallsstürme. Das war ein triumphaler Abschluß seiner stets edelster Kunst dienenden Pianistentätigkeit.

Die Feder aber legte er darum noch nicht aus der Hand. Von Jugend auf hatte er fleißig komponiert und Sinfonien, Konzerte, Werke für Chor und Orchester, Kammermusik, Klavierstücke und vieles sonst in reicher Fülle geschrieben und früh öffentliche Anerkennung errungen. Trotz aller Erfolge war er sich darüber klar, seiner Zeit nicht vorausgeeilt zu sein, und glaubte deshalb, einen An-

spruch auf Nachruhm nicht zu haben. „Man müsse in Demut dankbar sein, seinen Zeitgenossen als Komponist etwas gewesen zu sein", schreibt er in seinen Erinnerungen an Ferdinand Hiller. In der Tat war Reinecke kein Neuerer, er ist aber insofern eine seltene Erscheinung, weil in ihm eine ins feinste gehende Formvollendung verbunden ist mit einer echten seelischen Haltung. Seine Werke sind reich an Esprit. Ihre Verwandtschaft mit Haydn und Mozart ist jedenfalls viel stärker als mit Mendelssohn. Manche Niels W. Gade ähnliche Züge besagen keineswegs, daß Reinecke von Gade abhängig gewesen sein muß, sondern lassen richtiger darauf schließen, daß beide aus einer ähnlichen, rein nordisch bestimmten seelischen Grundhaltung schufen. Wenn Reineckes größere Werke zur Zeit vergessen sind, liegt das daran, daß sie um die Jahrhundertwende Neuerem weichen mußten und in der Stilwandlungsperiode natürlich erst recht keinen Boden mehr finden konnten. Eines Tages wird es sich aber nur noch darum handeln, ob sie wirkliche Kunstwerke sind, gleichgültig, welcher Stilart sie angehören. Dann dürften einige der stärksten Werke Reineckes durchaus bestehen. Reizvolle Ouvertüren wie „Dame Kobold", „Manfred" und nicht weniger die feierlichen „In memoriam", „Prologus solemnis" würden sicherlich einen bleibenden Eindruck machen. Besonders lohnend wäre es für Berufs- und Laienspieler, einmal Umschau zu halten unter seiner reichhaltigen Kammermusik. Da findet man zum Beispiel aus seiner Spätzeit tiefsinnige Streichquartette, ferner als op. 264 (!) ein eigenartiges frisches Trio für Klavier, Klarinette und Viola in A-dur, eine Violinsonate in e-moll (op. 122), um nur etwas herauszugreifen. Seinen entzückenden Kinderliedern konnte die Zeit nichts anhaben. Sie haben, ähnlich wie seine Klavierstücke für Kinder, unzähligen Menschen Freude gemacht. Er hätte wohl nicht den Ton für die Jugend so ausgezeichnet getroffen, wenn nicht er selber sein ganzes Leben herzliche Freude an der Hausmusik mit Erwachsenen und Kindern gehabt hätte.

In seinen letzten Lebensjahren hatte er große Ähnlichkeit mit den Altersbildnissen Ludwig Richters, und wie dieser nie aufhörte zu zeichnen, mußte auch Reinecke, einer inneren Notwendigkeit folgend, immer weiter komponieren. „Laßt mich doch, Kinder", sagte er lächelnd, „Komponieren ist für mich eben doch die größte Lebensfreude und hat daneben den großen Vorzug, kein Geld zu kosten." Man sah ihn manchmal auf Spaziergängen, meist in Begleitung von jüngeren Leuten, vielleicht ehemaligen Schülern. Er strahlte bis zuletzt innere Harmonie und Herzensgüte aus. Nicht von vielen kann man wie von ihm sagen:

„Er zog seine Straße fröhlich!"

Rundschau

Der überlistete Kosmos. Mit dem ersten April ist auch in Deutschland die Sommerzeit eingeführt worden. Ohne es allzu deutlich empfunden zu haben, haben wir in der Nacht vom 31. März auf den 1. April eine Stunde Schlaf geopfert, um uns für ein langes halbes Jahr den sommerlichen Lichtverhältnissen besser anzupassen. Auf den Gedanken, uns durch diesen kleinen Betrug des Kosmos zu besseren Frühaufstehern zu machen (ein ebenso weiser wie eigentlich beschämender

Gedanke), kam man bereits während des Weltkrieges, so daß das kleine Ereignis sich offenbar mehr und mehr in die regelmäßigen Folgeerscheinungen eines modernen Krieges einzureihen scheint. Der Sinn der Maßnahme liegt ja recht deutlich zutage (womit freilich nicht gesagt sein soll, daß sie nicht weitgehend mit größter Gedankenlosigkeit wie ein Naturgesetz oder eine unverstandene Regierungsanordnung hingenommen wird): unser gewöhnlicher Lebenstag leidet gegen den Sommer mehr und mehr unter einer persönlich abgewandelten Phasenverschiebung zum astronomischen Tage. Wenn uns allen der Sonnenuntergang zwar ein geläufiges Phänomen ist und bleibt, so kennen den Sonnenaufgang während des Sommerhalbjahres oder gar das sommerliche Morgenrot, das gerade im laufenden Jahre für manches Gemüt wieder an den traurigen Reim des bekannten Hauffschen Reiterliedes erinnern mag, eben nur Soldaten, Landleute und andere berufsmäßige Frühaufsteher. Dabei behaupten feinere Kenner der Menschenseele sicherlich zu Recht, daß es, obwohl astronomisch und physikalisch fast das gleiche Phänomen wie das Abendrot, diesem in seiner Wirkung auf Gemüt und Sinne des Menschen strikt entgegengesetzt wäre. Jedenfalls bröckelt aber unser gewöhnlicher Lebenstag vom Raume der Nacht nun einmal nur zur Verlängerung des Abends ein Stückchen ab, das uns allerdings nur auf ganz kurze Frist geliehen wird, da wir es meistens am nächsten Morgen schon wieder zurückzahlen müssen. Der geheimere Sinn dieses Dranges in uns, den Tag ein wenig aus seinem Zentrum zu schieben, liegt freilich wohl nicht nur in Trägheit und übler Gewohnheit beschlossen, sondern in einem tiefen Begehren nach Synthese, Ausgleich und Zwischenzustand, nach verlängerter Dämmerung und Unentschiedenheit, in welcher der weder auf das Nichts noch auf das volle Sein, weder auf das reine Licht noch auf die reine Dunkelheit fixierten menschlichen Natur ihr eigentliches Wesen am besten bestätigt wird. Die Dämmerung ist ja die geheimnisvolle „blaue Stunde" der Meditation, die sich dann in den erleuchteten Abenden unserer Zimmer und Häuser in einer dem künstlichen Lichte entsprechenden innerlichen und künstlichen Aktivität des Geistes sinngemäß verlängert. Das große Aufgebot des Krieges ist aber nun die strikteste Verneinung solcher Zwischenzustände, solcher „Halbheiten" und Feinheiten, und die einfache Überlegung, daß künstliches Licht am Abend gespart, natürliches Licht am Morgen gewonnen wird, streicht mit ihrer elementaren Logik alle Erwägungen der Sensibilität mit Recht hinweg. Nur bleibt es hierüber des Nachdenkens wert, daß auch die Autorität ungewöhnlicher und durchorganisierter Lebensverhältnisse, wie sie der Kriegszustand mit sich bringt, offenbar nicht in der Lage wäre, diese gleiche Wirkung ohne die kleine Überlistung des Kosmos zustande zu bringen. Warum stehen wir nicht — so könnte man sagen — unter Beibehaltung der richtigen astronomischen Zeitverhältnisse mit zunehmendem Lichte früher auf und verlegen unsere Arbeitszeiten entsprechend, so wie im vorigen Jahrhundert in Schulen und vielen öffentlichen und privaten Betrieben im Sommer früher als im Winter mit der Arbeit begonnen wurde? Die Antwort ist für die menschliche Natur ebenso beschämend wie sie unabweisbar ist: ohne die Illusion, die bestimmte Uhrziffern mit unseren eingewurzelten Vorstellungen von Frühe, von Aufstehens- und Schlafenszeit verbindet, wäre beim modernen Menschen keine Gewähr für eine durchgehende Korrektur seines Tagesablaufes gegeben. Wie wir den Tag in die Nacht tragen, würden wir den Winter zu weit in den Sommer hineintragen, und das tägliche kühle Morgenbad eines immer erneuten Willensentschlusses zu früherem Aufstehen wäre nicht jedermanns Sache. So regiert sich

auch in diesem Falle die Welt leichter und sicherer durch einen kleinen Betrug, der in seiner Art zu den immer wieder nachdenklichen „petits faits“ und „petits fours“ der jüngsten Weltgeschichte und Menschheitspsychologie gehört.

Gespräche des Großen Schweigers. Die contradictio in adiecto löst sich sehr schnell. Denn der „Große Schweiger“ Moltke war nicht nur ein ausgezeichneter Erzähler einer großen Anzahl der besten Anekdoten, sondern sprach nachgewiesenermaßen auch gerne, vorausgesetzt allerdings, daß er Menschen sich gegenüber hatte, die wirklich gut zuzuhören verstanden. Seine Schweigsamkeit, die sprichwörtlich geworden ist, lag im wesentlichen begründet in seiner Abneigung gegen schlechte Zuhörer, zu denen er wohl den Hauptteil der Menschen rechnete, vor allem jenen aufdringlichen und fatalen Typ, der in vollendeter Taktlosigkeit nur glücklich ist, wenn er seine eigenen Monologe halten darf. Solchen Spielarten gegenüber zog freilich Moltke gute Musik vor, wie er einmal äußerte, er könne den ganzen Tag Beethoven hören. Die Gabe, gute Anekdoten gut wiederzugeben, teilt er übrigens mit fast allen wirklich bedeutenden Menschen. Aber nur wenige ließ er an dieser seiner Gabe teilhaben, und im großen Ganzen blieb er wirklich der Schweiger, der nur das Notwendigste sagte und jedes überflüssige Wort vermied. So war es dazu gekommen, daß die Offiziere des Großen Generalstabes zum traditionellen Kaiser-Geburtstagsessen Wetten abschlossen, wieviel Worte der Feldmarschall dieses Mal aufwenden würde, und die à la Wort-Baisse Spekulierenden verloren ihre Wette nur selten, wenn der Feldmarschall den Kaisertoast statt in neun, in dreizehn Worten hielt, indem er wider Erwarten noch die Anrede „Meine Herren“ hinzufügte. Immer trafen Moltkes Worte den Kern, und in keinem Gespräch sind Phrasen oder Nichtigkeiten überliefert, denn in den wenigen Worten gab er stets auch von seinem Wesen. Bei der Einweihung des Kasinos des Kolberger Infanterieregiments Nr. 9, dessen Chef einst Gneisenau gewesen war und das die Ehre hatte, seit 1866 den Generalfeldmarschall als Chef zu führen, sagte er in seiner Antwort auf eine begeisterte Tischrede unter Hinweis auf Gneisenaus Bild und sein eigenes, das neben jenem hing: „Zwischen den beiden ist ein großer Unterschied. Wir haben nur Siege zu verzeichnen gehabt, Gneisenau aber hat die geschlagene Armee zum Siege geführt. Diese höchste Probe haben wir noch nicht bestanden.“ — Bei einer Unterhaltung zwischen Bismarck, Roon und Moltke äußerte Bismarck beim Rückblick auf die großen geschichtlichen Ereignisse, deren Hauptträger diese drei Männer waren, was nach so gewaltigen Ereignissen wohl noch wert erscheinen möchte, es erleben zu dürfen, was ihnen noch zu einer Lebensfreude gereichen könne. Nach einer kurzen Pause erklang die schlichte Stimme Moltkes: „Einen Baum wachsen zu sehen.“ — Es war nicht leicht, ein Buch zusammenzustellen, in dem die „Gespräche“ Moltkes gesammelt wurden. Aber Eberhard Kessel hat diese mühevolle Aufgabe in musterhafter Weise erfüllt (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt), und sein Buch bedeutet eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens um die große Persönlichkeit Moltkes.

Im Dienst der Überlieferung. In dem oft verdammten, oft verherrlichten Buche Machiavellis über den „Fürsten“ findet sich eine geistvolle Deutung des antiken Mythos vom Kentauren Chiron als dem Lehrer des Achilles. Die Alten hätten Achilles und andere Heroen deshalb von einem Kentauren für das Herrscheramt heranbilden lassen, weil dieser halb Tier und halb Mensch wäre,

weil er ebenso um die eine wie um die andere Natur wüßte und weil nur ein solches Doppelwissen auch einem Herrscher Geltung und Dauer verschaffen könne. Das einst so Überraschende und Ärgernis Erregende an Machiavellis These, daß es mit menschlichen gewissensbezogenen Kräften allein im politischen Leben nicht gehe, sondern in der Person des Herrschers als virtù auch das Dämonisch-Tierische hinzukommen müsse, ist uns nun in der Zwischenzeit in Theorie wie in Praxis geläufiger, ja fast natürlich geworden, so daß eher umgekehrt einmal auf die „andere Seite" selbst im berüchtigten Machiavellismus hingewiesen werden könnte. Denn auch der große florentinische Staatsdenker will ja nicht die reine Dämonie, den nackten Willen zur Macht im Politischen triumphieren lassen (weil ein solcher Triumph nicht von langer Dauer wäre), sondern die — in dem von den Alten immerhin auch als überaus weise vorgestellten Chiron verkörperte — gute Mischung des Dämonischen mit dem Humanen. Wie dem aber auch sei, die zur Zeit ungemein regen und lebhaft verehrten Manen Machiavellis haben aus solchen Zusammenhängen in seinem Vaterlande auch heute nicht das naheliegende Mißverständnis aufkommen lassen, als ob das menschliche Leben nur politischen Akzent haben solle und als ob es daneben, wenn schon nicht darüber, gar keine Sphären des Wahren, des Guten und Schönen, mit anderen Worten der festen Werte und ihrer Überlieferung mehr gäbe. So findet sich zu diesem viel umstrittenen Problem gerade in dem Buche eines zeitgenössischen italienischen Philosophen die klare Stellungnahme, daß „die dem Wissenschaftler zugemessene Aufgabe dann, wenn das Politische als etwas Selbständiges erkannt wird, nicht darin besteht, einer klar sich verwirklichenden politischen Geschichte hinkend und immer zu spät kommend nachzulaufen, um ihr seine Dienste anzubieten ..., sondern darin, das Problem der Selbständigkeit der Formen einer Gemeinschaft zu beantworten, in der politischen Zeit gerade als begrifflicher Mensch seine Fähigkeit zur Leidenschaft des Denkens zu zeigen ..." — Wir zitierten und bezogen uns mit unseren Hinweisen auf Machiavelli auf eine kleine Schrift „Gedanken zum Dichterischen und Politischen", mit welcher der zur Zeit in Berlin lesende und von uns schon einmal im Januarheft hervorgehobene Philosophieprofessor Ernesto Grassi (Berlin, Helmut Küpper, vormals Georg Bondi) eine Publikationsreihe mitten in bewegter Zeit eröffnet, die den stillen, großen Titel führt: Geistige Überlieferung. Die deutschen klassischen Philologen Walter F. Otto und Karl Reinhardt sind an der Herausgeberschaft dieses Unternehmens mitbeteiligt, und es liegt als ein zweites kleines Werk auch schon eine Schrift Walter F. Ottos vor, die den „Griechischen Göttermythos bei Goethe und Hölderlin" zum Thema hat, während darüber hinaus ein Jahrbuch „Geistige Überlieferung" und eine parallel laufende Schriftenreihe „Quellen der geistigen Überlieferung" (unter diesen Übersetzungen von Guicciardini und Vico) zur Veröffentlichung unterwegs sind. Das Besondere an dieser Schriftenreihe und an ihrem Geiste ist es nun, daß hier unter Führung eines italienischen Denkers in deutschem sprachlichem und geistigem Klima das beiden Nationen gemeinsame Problem des Verhältnisses von Geist und Macht, von Überlieferung und Leben nicht in der müden Resignation einer wissenschaftlichen Haltung angepackt wird, die sich aus der lebendigen Welt herausgedrängt fühlt und dafür mit dem Bewußtsein ihrer Zeitüberlegenheit sich tröstet, sondern daß Leidenschaft, Wille, Herrschaftsanspruch auch auf ihrer Seite glühend lebendig sind, nur eben nicht neben der Sache als eine ideologiegerechte Haltung der Person,

sondern in der Sache, und damit im großen überpersönlichen Bereiche jener Tradition, die sich als Seele durch die abendländische Wissenschaft zieht vom Altertum über den Humanismus bis in die großen neuzeitlichen Blütezeiten des deutschen wie des italienischen Geistes, der deutschen wie der italienischen Philosophie, Dichtung, Geistes- und Naturwissenschaft von der Renaissance bis zur Schwelle der Gegenwart.

Ein Dreigestirn. Die Geschichte der Menschheit kennt nicht viele Beispiele, daß im engsten Kreise mehrere große und dämonische Persönlichkeiten so zusammen wirkten, daß sie die Einheit eines Gestirns bildeten. Diesem Phänomen geht für Wagner-Liszt-Hans v. Bülow in außerordentlich fesselnder Weise Max Millenkovich-Morold in seinem Buche nach, das den vorangesetzten Titel führt (Leipzig, Philipp Reclam). Der bekannte Forscher gibt ein lebensvolles Bild von dem Zusammenwirken dieser drei Männer, das er selber den „Roman Wagners, Liszts und Bülows" nennt. Roman — nicht im Sinne eigener Erfindung, sondern weil das Leben dieser drei Großen dem Alltagsverstand als Roman erscheinen muß, grade wenn nur die Tatsachen sprechen. Es ist sympathisch, daß bei der unverhüllten Verehrung Wagners und Liszts Hans v. Bülow in eine Höhe gerückt wird, auf die er jeden Anspruch hat. Er war „ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ein Bannerträger hoher Kultur, ein furchtloser Bekenner, ein gewaltiger Streiter bis zum letzten Atemzuge — als Künstler und als Mensch". Dieses menschliche Dokument mahnt wie alle rechten Darstellungen von Schicksalen zu tiefster Nachdenklichkeit. Denn in ihm ist die Tragik jeder Größe und der Hingabe an einen Größeren enthalten. Drei Männer, drei Genies, vereint, um der Kunst zu dienen, die der größte unter ihnen zu einer neuen, entscheidenden Phase führen will. Die anderen beiden bereit zum Dienst an der Sache, Liszt unter voller Selbstbewahrung, Bülow bis zur Selbstaufgabe. Zwischen den drei Männern eine Frau — Cosima, die Tochter des einen, beiden anderen die Frau. Und das Schicksal verlangt von Hans v. Bülow nicht nur den Dienst, sondern das Aufgeben der Frau. Die Frage, ob jemand des Schicksals würdig ist, entscheidet die Haltung, mit der man es besteht. Es ist wohl ein geheimes Gesetz, daß der höhere menschliche Einsatz nicht auf der Seite des größeren Ruhmes ist und daß nicht das Annehmen, sondern das Opfer adelt.

Blüte des Buchhandels? Wie es sich inzwischen weit über die Kreise der Verleger und Sortimenter herumgesprochen hat, gab es seit vielen Jahren in Deutschland keinen derart belebten Weihnachtsmarkt des Buchhandels wie den des letzten Jahres. Dieses „großartige Weihnachtsgeschäft", über dessen problematische Seite gleich gesprochen werden soll, ist nun, wenigstens soweit es den Einkauf der Buchhändler bei den Verlegern anbetrifft, auch jetzt noch nicht in die nötige gesunde Atempause übergegangen. Wo man hinhört, haben die deutschen Verleger, und dadurch mittelbar die Druckereien, Buchbindereien und Papierfabriken, ihre liebe Not, den nach wie vor überdimensionierten Bestellungseingang durch das Sortiment zu befriedigen. Die Bücher mancher Verlage (u. a. des Inselverlages) waren schon zur Weihnachtszeit überhaupt kaum noch zu bekommen. In anderen Fällen (wir denken hier insbesondere an die Verleger teurer bibliophiler Ausgaben, an die weniger auf „Geschäft" als auf kultivierte Haltung bedachten Unternehmen) ist „Leben" in die Lagerbestände eingebrochen, und Bücher,

die wegen ihres Preises oder wegen ihres kleinen Interessentenkreises bisweilen wie Blei jahrzehntelang in den Lagern festgewachsen waren, haben sich auf die Beine gemacht und den Weg in ein vorher nicht vorhandenes Publikum gefunden; nicht in jedem Falle zur reinen Freude ihres Verlegers. Kriegszeiten bringen auf vielen Gebieten Einschränkungen. Vielen Verlagen, die bis zum Ausbruch des Krieges einen größeren oder geringeren Teil ihrer Produktion aus Übersetzungen des feindlichen Auslandes bezogen, wird diese Einschränkung wenig Schmerzen bereiten. Andererseits scheint sich aber der Krieg auf die Lust zum Bücherschreiben innerhalb unseres eigenen Volkes durchaus noch nicht hemmend ausgewirkt zu haben. Die Lektorate, und zwar insbesondere die belletristischen Lektorate der größeren Verlage, sind nach wie vor mit unvermindert großen Manuskripteingängen beschäftigt, was auch in das ungewöhnliche psychologische Bild des bisherigen Kriegsablaufes hineingehört. Nimmt man hinzu, daß der Faktor der Verdunkelung für die zivile Bevölkerung, aber auch das Soldatsein selber und die vielfach damit verbundenen Aktivitätspausen das Lesebedürfnis gesteigert haben, so läßt sich für das deutsche Verlagswesen wie für den Buchhandel auch für die nähere Zukunft kaum ein Nachlassen dieser Geschäftsanregung herauslesen. Es ist daher um so nötiger, daß nicht noch angstpsychologische Momente in diese Entwicklung hineingreifen und aus dem warmen Verlauf dieses Wirtschaftszweiges einen Heißlauf machen. So können viele der hochgetriebenen Bestellungen von zahlreichen Sortimentern nur als mehr oder weniger offene Hamsterkäufe bezeichnet werden, die sich früher oder später lähmend auf den gesamten Prozeß der Buchherstellung und des Buchvertriebes auswirken müssen. Derartige Hamsterkäufe, die zum Teil unter dem Gesichtspunkt getätigt werden, daß es bestimmte Bücher überhaupt einmal nicht mehr geben könne oder doch daß sie andererseits nur noch in schlechterer Qualität zu haben sein werden, machen jedoch die Erinnerung an den Weltkrieg und die Inflationszeit auf eine unrichtige Weise lebendig. Die Buchtechnik und insbesondere die Technik der Papierherstellung sind in den verflossenen Jahren nicht stillgestanden, so daß uns der Typus des schäbigen, nach einem Jahre in der Tat aus halbweißem „Papier" in schlechtgelbes Holz verwandelten Inflationsbuches wohl nicht wieder begegnen wird. So sei abschließend zur mahnenden Verdeutlichung dieser Situation ein Gleichnis gestattet: es liegt an uns und bedarf unserer vernünftigen Aufmerksamkeit, daß die gegenwärtige Blüte des Buchhandels sich nicht als eine Bambusblüte, eine glänzende Katastrophe dieses Wirtschaftszweiges herausstellt, nach der die Pflanze selber ins Absterben gerät. So grotesk es daher auch wäre, den Lesestoff rationieren zu wollen — rationieren heißt ursprünglich auf vernünftige Weise einteilen — und in diesem Sinne tut unserem Buchgewerbe zu seinem eigenen Heile im gegenwärtigen Augenblick etwas mehr tätige und freie Vernunft doch wohl not.

Doktorin der Tanzkunst. Was Fanny Elßler der Männerwelt ihrer Zeit bedeutet hat, vermag sich der heutige Mensch kaum ganz richtig vorzustellen. Wie ihre Schönheit und insonderheit das Wunder ihrer begnadeten Beine schlechthin der Maßstab des Schönen überhaupt geworden waren, beweist eine hübsche Anekdote, die ein bekannter Museumsdirektor öfters erzählte. Einer deutschen archäologischen Expedition glückte der Fund eines wundervoll geformten Beines einer griechischen Göttin, und als der Leiter dieser Expedition, ein höchst ernsthafter deutscher Gelehrter, dieses Wunderwerk in der Hand hielt, entrangen sich ihm die Worte:

„Wie das Bein der Fanny Elßler!" Es bleibt immer ein gutes Zeugnis für eine Zeit, wenn die Schönheit schlechthin, auch wenn sie in einem nicht ganz eindeutigen Menschenbilde sich darstellt, gegen alle Vorurteile sich durchsetzt und als beglückende Gabe Gottes empfunden wird. Es lohnt sich schon, sich mit der Trägerin solcher Gnade und der Zeit, in der sie wirkte, näher zu beschäftigen, weil allgemeingültige Rückschlüsse auf menschliches Fühlen möglich werden, das als Sehnsucht nach dem Schwebenden gegenüber der bodengebundenen Schwere sich elementar äußert. So verzeichnen wir die neue Biographie der Fanny Elßler von Emil Pirchan, die den Untertitel trägt, der heutigem Filmbedürfnis entgegenkommt, „Eine Wienerin tanzt um die Welt" (Wien, W. Frick. 160 Abb.). In den Abbildungen zieht nicht nur die Familie der berühmten Tänzerin, sie selber als Frau und Künstlerin in allen ihren Glanzrollen, sondern auch die Fürsten und großen Männer ihrer Zeit an uns vorüber, bis zur Nachkommenschaft Fannys und den Filmkünstlerinnen von heute, denen die schwere Aufgabe zufiel, dies beschwingte Wunderwerk nachzubilden. Mit Vater Haydn, dessen Freund ihr Vater Leopold war, und Geigenspiel beginnt die Kindheit, die ihren bestimmenden Akzent durch die Walzer Lanners und Strauß' empfing. Bald lagen Wien und Berlin zu Fannys Füßen, mit dramatischem Elan gewann sie Paris im Siege über die Taglioni, und die Neue Welt jubelte ihr zu. Dichter, Maler, Musiker huldigten ihr mit ihren schönsten Werken, sie wurde überschüttet mit Gaben, darunter einer Uhr von einer russischen Fürstin, die statt der Ziffern die Buchstaben ihres Namens trug. Die Tänzerin war eine Weltmacht. Selbst die gestrenge Universität Oxford zollte ihr die höchste Ehre, indem sie das Weltwunder zur Doktorin der Tanzkunst und Pantomimik ernannte. Dies bewegte Leben, das sie in romantische Beziehung zu dem Herzog von Reichsstadt brachte und sie zum letzten Glück für Friedrich von Gentz werden ließ, bis sie im 74. Lebensjahre starb, schildert Emil Pirchan in einer liebenswürdigen Form, gestützt auf genaueste Kenntnis aller Quellen. So wird dieses anmutige einmalige Wunder, diese wahre Priesterin einer von ihr veredelten Kunst, nun in einer ihrer Art entsprechenden Form auch literarisch fortleben.

WERNER KLAU

Der Bruder

Erzählung

Er schlenderte durch die Straßen der Kleinstadt, den Hut keck auf die Seite gerückt, die Hände in die Manteltaschen vergraben, mit einem Lächeln im Gesicht, das halb abwesend war. Das Vorgefühl des Kommenden beschwingte ihn; es war wie ein Rausch — und die strenge, klare Herbstluft steigerte alles ins Ungemessene. Heute abend würde er den Prinzen von Homburg spielen, die große Rolle, die er seit Jahren sich gewünscht: jetzt im zweiten Kriegsmonat kam die Erfüllung. Er

sprach während des Gehens wie versuchend einige Verse des Dramas vor sich hin. Die Blicke der Passanten ernüchterten ihn bald. Er setzte ein hochmütiges Gesicht auf und beschleunigte seine Schritte.

In den Parkanlagen war er allein. Die Bäume standen glühbunt im Herbstlaub, ein wilder, bitterer Geruch lag in der Luft. Thomas Rasch blieb aufatmend stehen: die Schönheit und Gewalt dieses lautlosen Sterbens der Natur ergriff ihn schmerzhaft, und zugleich überfiel es ihn wie der Schatten einer Erinnerung, gestaltlos und unfaßbar. Er machte ein paar zögernde Schritte im raschelnden, welken Laub; dann beugte er sich nieder und griff nach alter Knabengewohnheit nach den braunen Kastanien, die dort unten am Wege lagen. Aus diesen glänzenden, runden Dingern hatte er einstmals, als Kind, zusammen mit seinem Bruder Männchen und Tiere geschnitzt und Halsketten für ein kleines Mädchen, um das sie beide warben, und das ihn liebte. Spielerisch ließ er seinen Fund von einer Hand in die andere rollen, rieb die schönsten Kastanien mit dem Taschentuch blank und versenkte sie sorgfältig wie einen Schatz in der Manteltasche.

In dieser Stimmung schien es ihm, Ursula müsse jetzt den Weg entlangkommen, Ursula, seine Partnerin vom Theater, die so kindhaft sein konnte, so gelöst und frei und ohne Künstlichkeiten. Er liebte das schöne, starkblütige Mädchen, seitdem er ihr auf der Bühne bei den Proben begegnet, und sie ließ seine Gefühle nicht ganz unerwidert, wenn auch auf eine Art, die das Letzte ausschloß und ihn in Schranken hielt. Ein paarmal nur war er ihr so nahe gekommen, daß er schon glaubte, der nächste Augenblick müsse die Erfüllung bringen — aber immer hatte dieses eigenwillige und selbstsichere Mädchen sich ihm zuletzt zu entziehen verstanden. Es war wie ein geheimes Ringen und Sichmessen zwischen beiden, und gestern auf der Generalprobe waren sie sogar recht heftig aneinandergeraten, als Ursula ihm Flachheit des Gefühls in den Szenen der großen Wandlung vorwarf. Das alles hinderte nicht, daß sie bisweilen ausgelassen und arglos miteinander sein konnten wie Kinder.

Plötzlich fiel es Thomas ein, daß Ursula in seinem Zimmer auf ihn warten könnte; sie pflegte ihn öfters um die Dämmerstunde aufzusuchen, und heute vor der Premiere, in der sie selber die Rolle der Natalie spielte, war mehr als ein Anlaß dazu vorhanden. Der Gedanke, sie vielleicht zu Hause vorzufinden, machte ihn glücklich. Er trieb ihn die herbstlichen Parkwege entlang, bis dorthin, wo das stille Villenviertel begann. Von dort hatte er nicht mehr weit zu gehen.

Sie sitzt in meinem Zimmer und wartet, dachte er, als er die Wohnungstür aufschloß und lauschend einen Augenblick stehenblieb. Es war alles ganz still; die Wirtin, bei der er jetzt seit acht Wochen wohnte, als bewunderter Halbgott des Theaters, schien ausgegangen. Thomas ging mit leisen Schritten den Korridor entlang, nur noch mit halber Hoffnung, drückte behutsam die Klinke zu seinem Zimmer nieder und war dann doch enttäuscht: der dämmrige große Raum atmete Leere. Auf der Couch lag noch das aufgeschlagene, zerlesene, mit Bleistiftanmerkungen versehene Exemplar von Kleists Drama, aus dem er seine Rolle gelernt — am Morgen hatte er eine schwierige Stelle, die Szene, wo der Prinz von Homburg von Todesangst geschüttelt zusammenbricht, noch einmal durchgearbeitet, unzufrieden mit der eigenen Leistung. Die Wirtin wagte es nicht, in diesem Zimmer viel anzurühren — die Ordnung seiner Bücher, Bilder und Erinnerungsrequisiten, die er von Stadt zu Stadt mit sich herumschleppte, um sich mit ihnen überall so etwas wie eine Heimstatt zu schaffen, blieb stets unangetastet. Auch auf dem Schreibtisch schien alles wie beim Weggang. Ein paar Bücher und Briefe, das

Telephon, ein Handschuh — aber plötzlich erblickte Thomas etwas, was er im ersten Augenblick ganz übersehen hatte: da lag, an die Lampe gelehnt, ein weißer Briefumschlag mit der ungelenken, eckigen Handschrift der Mutter. Beunruhigt ergriff er den Brief und öffnete ihn; vor ein paar Tagen noch hatte die Mutter ihm geschrieben, und es war nicht ihre Art, ihn mit Briefen zu überschütten. Er las drei Zeilen, stockte, las weiter, atemlos, ungläubig, verwirrt — die Sätze brannten sich schmerzhaft in sein Bewußtsein, nur widerstrebend begann er ihren Sinn zu begreifen. Im Brief stand in schmucklosen, unbeholfenen Worten, daß sein Bruder Jürgen vor drei Tagen an der Westfront gefallen war. Gefallen bei einem Spähtruppunternehmen, als er einen verwundeten Kameraden zu bergen suchte.

Armer Jürgen, dachte Thomas mit dem hochmütigen Mitleid des Überlebenden, es hat ihn also doch erwischt. War er nicht schon immer ein Beschatteter gewesen, einer von denen, die das Schicksal zwingt, die schweren, mühseligen Wege zu gehen, während anderen die hellen Dinge des Lebens zufallen? Hatte er nicht etwas von jener Haltung gehabt, die das Unglück anzieht wie der Baum den Blitz? Er sah den Bruder vor sich, seine etwas gedrungene, fast bäuerliche Gestalt, sein unproportioniertes Gesicht, in dem nur die dunklen Augen schön waren und das melancholische Lächeln um den zu groß geratenen Mund: er schien ihm so fremd und geheimnisvoll wie noch nie. Was wußte er schon von dem Toten? Für Thomas, den phantasievollen, aufgeweckten, überreich begabten und vom Leben verwöhnten Jungen war die schwerblütige Art seines Bruders oft ein Anlaß zu freundschaftlichem Spott, aber auch zu gesteigertem Selbstbewußtsein gewesen — nachgedacht hatte er über ihn eigentlich nie. Er war es gewöhnt, den um ein Jahr Älteren überall in den Schatten zu stellen: in der Schule, wo er spielend leicht den Lernstoff bewältigte, unter den Kameraden, denen er durch Witz und Gewandtheit imponierte, und später besonders bei den Mädchen, die für den unbekümmerten, temperamentvollen Thomas mehr übrig hatten als für Jürgen, den Verschlossenen, Linkisch-Unscheinbaren.

Bei alledem hing der Bruder mit seltsam treuer Liebe an ihm, half ihm in schwierigen Lagen auf seine bedächtige Art und verschonte ihn auch nicht mit heilsamer Kritik. Als Thomas mit sechzehn Jahren davon träumte, Schauspieler zu werden, war es Jürgen, der ihm mit rührender Geduld die selbsteinstudierten Rollen abhörte und ihn zur Konzentration anhielt. Und als er zwei Jahre später die Aufnahmeprüfung bei der ersten Schauspielschule des Reiches bestanden hatte, verzichtete der Bruder wie selbstverständlich auf seinen Anteil am Erbe des frühverstorbenen Vaters, damit Thomas sich ganz der Ausbildung widmen konnte.

Thomas hatte über den eigenen Wünschen und Plänen die des Bruders kaum beachtet. Er wußte wohl von dessen inbrünstiger Liebe zur Musik und mochte sein Geigenspiel. Aber er war doch überrascht, als der Bruder ihm in einer vertraulichen Stunde ankündigte, er werde an die Musikhochschule gehen, Kompositionslehre studieren. Zum erstenmal zeigte ihm der Scheue, Verschlossene Notenblätter mit eigenen Schöpfungen: Kammermusik, zwei Chorlieder, eine Sonate für Klavier — tastende Versuche vermutlich, deren Wert Thomas nicht beurteilen konnte. Er wolle sich als Werkstudent durchschlagen und abends in einer kleinen Tanzkapelle sein Geld verdienen, erklärte Jürgen dem Bruder. Drei Wochen später bewies er es dem Zweifelnden durch die Tat.

Dann kam das, was Thomas nie hatte verstehen können. Jürgen war es gelungen, sich bei seinen Lehrern durchzusetzen, er erhielt ein Stipendium, er

konnte sich ganz seiner Arbeit widmen. Dem Bruder, der an einem kleinen Provinztheater sein erstes Engagement angetreten hatte, schrieb er hoffnungsfrohe Briefe. Zwei Jahre später war alles aus. Er hätte sich über seine Begabung getäuscht, erklärte er. Sie lange nicht aus, um das zu erreichen, was er gewollt. Jürgen machte einen dicken Strich unter die Hoffnungen, Träume und Arbeiten der letzten Jahre. Und als sich ihm Gelegenheit bot, am städtischen Finanzamt eine bescheidene Anstellung zu finden, griff er mit beiden Händen zu.

Damals erlebte Thomas die ersten großen Erfolge als jugendlicher Held, der allen Gestalten etwas von seiner strahlend unbekümmerten Art gab und damit vor allem den Frauen gefiel. Er hatte immer an sich und seinen Stern geglaubt; jetzt stieg ihm sein Erfolg zu Kopfe. Den Entschluß des Bruders hielt er für Willensschwäche und beschämendes Versagen. Und als er Jürgen auf der Durchreise besuchte, machte er ihm, ein wenig von oben herab, heftige Vorwürfe. Der Bruder ließ ihn ruhig, ohne Widerrede, zu Ende sprechen. Dann sagte er mit einem Lächeln, in dem Trauer und heitere Gefaßtheit sich die Waage hielten: „Ich habe nicht das Mittelmäßige gewollt, sondern das Große. Es war vermessen von mir, zu glauben, daß ich das könnte. Nun muß ich ganz woanders dienen. Aber besser das als die Halbheit, die ich hasse, und die zu nichts taugt!"

An diese Worte des Bruders, die ihm damals übertrieben und wenig überzeugend vorkamen, und an sein seltsames Lächeln mußte Thomas jetzt denken, als er mit dem Brief der Mutter vor dem Schreibtisch stand. Seit jener Zeit hatten sich ihre Wege nur selten gekreuzt. Der Bruder schien in seinem neuen Beruf aufzugehen, den Thomas ein wenig verachtete, und Thomas selbst empfand wenig Lust, zwischen zwei Engagements zu einem Besuch zu ihm und der Mutter zu fahren. Dann kam der Krieg. Jürgen wurde gleich zu Beginn eingezogen; ein paar Tage später lag er als Schütze eines Infanterieregiments mitten im polnischen Land, bei der kämpfenden Truppe. Thomas hörte nur auf dem Wege über die Mutter zweimal von ihm: lakonische Berichte, die nichts und alles sagten. Zwischendurch gingen Thomas ein paar flüchtige Gedanken an den Bruder durch den Kopf — manchmal erschrak er dabei und schämte sich, daß er ihn so vergessen konnte. Er schämte sich auch, wenn er als junger, hochgewachsener Zivilist auf der Straße einem schwerbepackten Soldaten begegnete. Aber im Grunde schob er den Gedanken an den Krieg und alles, was damit zusammenhing, von sich ab. Er schien ihm seine Arbeit und seinen Lebenskreis nur zu stören. Und so berührte es ihn mehr wie ein drohender Wink des Schicksals als eine freudige Begegnung, als eines Tages der Bruder in der Tür zu seinem Zimmer stand: mit dem Gewehr in der Hand, einen schweren Tornister auf dem Rücken, in grobes, feldgraues Tuch gekleidet. Seine Truppe kam nach den siegreichen Kämpfen in Polen nach dem Westen, und Jürgen hatte unterwegs für ein paar Stunden Urlaub bekommen, um den Bruder zu besuchen.

Thomas war jede Einzelheit von diesem letzten Wiedersehen gegenwärtig. Etwas verlegen hatte er den Bruder nähergebeten, hatte ihm, der sich dafür interessierte, seine Bücher gezeigt, Photos von den letzten Aufführungen, Kritiken aus den Zeitungen. Jürgen sah sich alles aufmerksam und zugleich halb wie abwesend an. In seinen knarrenden Stiefeln bewegte er sich ungeschickt und laut zwischen den Möbeln, aber in der Art eines, der nur noch dem anderen zuliebe gewisse Rücksichten übt. Thomas schien es, als habe sich im Bruder eine Wandlung vollzogen: etwas Unerklärliches ging von ihm aus. Sein Gesicht war schärfer und

magerer geworden, seine Sprechweise sehr bestimmt und knapp, und seine Gesten zeigten den Gleichmut eines, der darübersteht.

Thomas hatte sich für diesen Nachmittag in einem Kaffeehaus mit Ursula verabredet; da er ihr nicht mehr absagen konnte, schlug er dem Bruder vor mitzukommen, man würde dann weiter sehen. Er hatte kein gutes Gefühl dabei — auch nicht, als sie zu dritt am kleinen runden Marmortisch im Zigarettendunst saßen und Jürgen ins Erzählen gekommen war. Der Soldat in seinem ungeschickten, schlechtsitzenden, zu weiten Waffenrock, der elegante Zivilist und das schöne Mädchen bildeten eine auffallende Gruppe. Thomas wäre mit dem Bruder lieber allein gewesen: plötzlich hatte er das Bedürfnis, ihn nach vielem zu fragen, was man nur vertrauten Menschen sagt, Erinnerungen mit ihm auszutauschen und ihm kleine Freundlichkeiten zu erweisen. Aber nun fühlte er sich durch Ursula gehemmt, die aufmerksam lauschend dabeisaß, in schulmädchenhaftem Ernst.

Jürgen erzählte von dem Feldzug in Polen; nichts eigentlich Kriegerisches, sondern von den Dingen am Rande des Geschehens. Wie sie zu viert in einem verlassenen Bauernhof übernachten mußten und eine halbirre Alte ihre Ruhe störte. Wie sie zwei verschleppte deutsche Bauern durch Zufall aus der Gefangenschaft befreiten. Wie das polnische Volk manchmal stumpf und verdrossen, manchmal in aufloderndem Haß ihren Einmarsch beobachtete. Wie einer der Kameraden am Vorabend seines Todes das klare Gefühl seines Schicksals gehabt und es männlich getragen. Wie die traumhafte Schnelle des Vormarsches und die übermenschlichen Strapazen jeden Maßstab für die Zeit in ihnen verwirrt hatten, daß sie nachher nicht wußten: waren es Tage, Wochen oder Monate gewesen, die sie marschierend und kämpfend zugebracht. Er berichtete ruhig und bedächtig, mit Pausen dazwischen, in denen viel Unausgesprochenes mitschwang. Dann geriet er langsam in Feuer. Er sprach über das Erlebnis des Todes. Über die nackte, grausame, unausweichliche Wirklichkeit des Sterbens. Über die beinah körperliche Angst, die er, wie jeder, in manchen Augenblicken empfunden. Und wie das alles ihm doch zuletzt so etwas wie heiteren Gleichmut gegeben habe und eine neue Einstellung zum Leben. Während er sprach, blickte er häufig wie prüfend, freundlich prüfend, den Bruder an, und bisweilen auch Ursula, die sichtlich erregt und beeindruckt war.

Sie mußten sehr plötzlich aufbrechen; beinah hätte Jürgen den Zug verpaßt, der ihn zu den Kameraden brachte. Ursula ließ es sich nicht nehmen, mit an die Bahn zu kommen. Als Jürgen tornisterbepackt in feldmarschmäßiger Ausrüstung auf dem Bahnsteig stand und sich von den beiden verabschiedete, schien er dem Bruder wieder ganz an die Mühsal der Pflicht, an die Welt des grauen, anonymen Dienstes zurückgegeben; das Freie und Gelassene, das er vorher an sich gehabt hatte, war wie unter einer Maske verschwunden. Thomas tat der Bruder leid, und er schämte sich halb, wie sie Abschied nahmen. Ursula stand noch lange winkend auf dem Bahnsteig, als der Zug aus der Halle hinausrollte.

Nun war dies Leben zu Ende gelebt. Thomas überlas noch einmal den Brief der Mutter, als könne er darin etwas finden, was ihm den Sinn des Geschehenen näherbrächte. Aber keiner der schmucklosen Sätze enthielt mehr als Tatsachen und Klagen.

In sein Nachdenken hinein schrillte das Telephon. Thomas ergriff, ungehalten über diesen Einbruch der Außenwelt, den Hörer. Sein Gesicht wurde freundlicher, als er die dunkle, vertraute Stimme in der Hörmuschel vernahm: Ursula fragte

nach ihm. Wie ihm die gestrige Generalprobe bekommen sei? Ob er sich ihre Kritik zu Herzen genommen habe? Man könne sich noch vor der Premiere irgendwo treffen, es wäre so vieles zu bereden. Thomas zögerte mit der Antwort, dann sagte er: „Mein Bruder ist an der Westfront gefallen. Ich erhielt eben die Nachricht." Schweigen am anderen Ende des Drahtes. Dann kam die gänzlich veränderte Stimme von Ursula: „Das ist ja furchtbar." Nach einer Weile: „Wir müssen uns sehen. Gleich." Thomas erschrak über die Leidenschaftlichkeit, mit der sie das sagte. Er war erstaunt und verwirrt. Schließlich verabredeten sie ein Treffen in jenem Café, in dem sie damals mit dem Bruder gesessen.

Vor der Wohnungstür begegnete er seiner Wirtin. Die alte Frau bekam Tränen in die Augen, als Thomas ihr vom Tode des Bruders berichtete. „Ogottogott", sagte sie, „soviel junges Blut muß sterben. Ich glaube, Ihr Bruder war ein guter Mensch, nicht wahr? Er hatte so gute Augen. Ach", fuhr sie aufgeregt fort, nachdem sie sich einmal die Tränen gewischt hatte, „und Sie müssen heute abend spielen. Werden Sie das auch können?" Sie sah ihn zweifelnd, mit besorgten, mütterlichen Blicken an. „Sie werden besonders schön spielen, nicht wahr, das wollen Sie doch? Sie müssen es!" schloß sie ermutigend ihre Rede. Thomas stammelte etwas Unzusammenhängendes und enteilte.

Das große Kaffeehaus mit seinen altmodischen Spiegelsäulen, den Marmortischen und den künstlichen Palmen war um diese Stunde überfüllt. Thomas mußte sich an lauter besetzten Tischen vorbeizwängen. Als er suchend um sich blickte, sah er Ursula in jener Ecke, in der sie damals mit dem Bruder gesessen. Sie bemerkte ihn erst, als er an ihren Tisch trat. Ihr Gesicht zeigte Spuren von Tränen. Thomas war sie noch niemals so schön vorgekommen wie jetzt. Er wurde verlegen vor ihr, als sie ihn mit ernstem Blick anschaute. Er kramte hastig den Brief seiner Mutter hervor und reichte ihn ihr wortlos. Sie las — und fragte dann in einem Ton, der ihn beglückte: „Ist es schwer für dich?" Thomas sagte ausweichend: „Früher, als Kinder, sind wir viel zusammengewesen. Mein Bruder war ganz anders als ich. Wir hatten einander gern, jeder auf seine Art." — „Erzähl mir von ihm!" bat sie. „Wir haben nie richtig über ihn gesprochen. Jetzt mußt du das nachholen und Farbe bekennen!"

Thomas zögerte. Dann sagte er: „Wenn Jürgen noch lebte, wäre es leichter. Was soll ich denn jetzt von ihm sagen. Vielleicht, daß er im Tode glücklicher ist als im Leben."

Ursula fiel ihm mit heftiger Bewegung ins Wort: „Ach, Thomas, du mußt mich doch verstehen! Glücklicher als im Leben — geht es denn darum? Leben wir denn, um glücklich zu sein?" Sie sah ihn dabei so an, daß er den vollen Ernst ihrer Fragen begriff. Hier gab es kein Ausweichen mehr. „Jürgen hat sich nie erfüllen können", sagte Thomas leise. „Er hatte die große Sehnsucht. Aber er versagte. Und ich glaube, das lag von Anfang an in seiner Natur. Er hat es sich schwer gemacht, überall. So kam er nie zum Ziel. Zuletzt wurde er Finanzbeamter. Und wollte doch Künstler werden, Musiker."

„Ja, es ist seltsam", fuhr er nach einer Pause fort, „als bei ihm alles zusammenbrach, begannen meine Erfolge. Und heute, an diesem Tage, auf den ich gewartet habe seit Jahren, bekomme ich die Nachricht von seinem Tode."

„Weißt du mir nicht mehr von ihm zu sagen?" fragte Ursula mit einem leisen Verwundern in der Stimme. „Hat er dich nicht sehr geliebt? Und hast nicht auch du an ihm gehangen? Als ich euch damals beide nebeneinander sitzen sah, hier in

diesem Café, da schien es mir, als hättet ihr viel Gemeinsames miteinander. Im Blick, in manchen Gesten deines Bruders fand ich dich wieder wie in einem dunklen Spiegel. Aber es war noch viel mehr als dieses Äußerliche." Sie stockte, atmete schwer und blickte zu Boden. „Was denn noch?" drängte Thomas. Ursula schwieg. Sie kämpfte mit sich. Schließlich sagte sie, indem sie ihre Augen wie abwehrend und mit fast feindlichem Ausdruck auf ihn richtete: „Als ich deinen Bruder sah, begriff ich erst, was ich an dir liebte — aber auch, was mir fremd war an dir. Er hatte die Schwere, die dir fehlt. Ein Wissen um alles Menschliche. Und viel Güte. Ich mußte ihn lieben vom ersten Augenblick an, wo ich ihn sah. Und wußte, daß ich in ihm auch ein wenig dich liebte, vielleicht. Ich konnte keinen von euch ohne den anderen denken. Aber dein Bruder war stärker als du. Und ich habe ihn doch nur ein paar kurze Stunden gesehen!"

Thomas war es, als stürze er einen tiefen, dunklen Schacht unaufhaltsam hinunter. Und während dieses Sturzes hörte er Ursulas Stimme weitersprechen: „Als du von unserem Tisch aufstandest, um Zigaretten zu besorgen, bat mich Jürgen um meine Adresse. Er hat mir zweimal aus dem Felde geschrieben. Keine Liebesbriefe, nein. Das eine war fast so etwas wie eine Lebensbeichte, ein kurzer, schonungsloser Bericht über sich selbst. Er sprach darin auch von dir, von deiner Begabung, und daß er dir den leichteren Weg gönne. Im anderen Brief hat er heiter-überlegen von seinem Soldatenalltag geschrieben und zwischendurch ein paar Gedanken über das Leben und über die Letzten Dinge. Ich glaube, Jürgen stand ganz drüber über allem. Er war reif geworden, der Tod konnte ihm nichts mehr anhaben. Ich habe ihn sehr geliebt!"

Bei diesen Worten warf Ursula aufschluchzend den Kopf auf die runde, kühle Marmorplatte des Tisches, die Tassen klirrten leise, und ein paar Gäste blickten erschrocken auf das schöne, traurige Mädchen, das so hemmungslos seine Gefühle preisgab. Thomas schwieg wie erstarrt. Es war alles zu unerwartet gekommen. Den Tod des Bruders hatte er als etwas Unabwendbares begriffen und hingenommen; dieses, das Geständnis des Mädchens aber machte ihn rebellisch und ohnmächtig zugleich und zwang ihn, alles Gewesene mit neuen Augen anzusehen.

„Ursula", sagte er mit einer Stimme, die ihm selber fremd vorkam, „soll das alles nicht mehr gelten, was zwischen uns war? Ist das alles nur ein dummer Irrtum von mir gewesen, und nun plötzlich kommt ein Toter und verlangt Rechte, die du dem Lebenden nicht gewährt?" Ursula sah ihn mit tränenverschleierten Augen an: „Ja, Thomas, du mußt das begreifen: jetzt, wo er tot ist, hat dein Bruder doppelt Rechte an mich. Aber auch an dich — verstehst du das denn nicht? Du warst blind und ungläubig, Thomas. Du sahst deinen Bruder nicht. In einem Winkel deines Herzens dachtest du wohl: er ist ein Gescheiterter. Ich aber weiß, daß er sogar die Stärke besaß, seine Träume zu überleben und dabei ein Mensch zu bleiben."

Thomas saß da, als hätte er sein Todesurteil vernommen. Ein Gefühl des Mitleids stieg in Ursula auf; sie ergriff die Hand von Thomas, die wie leblos auf dem Tisch lag, und sagte: „Ist es so schwer für dich? Ist die Wahrheit so bitter? Du lebst doch — also kannst du sie in fruchtbares Leben verwandeln. Einmal, glaube ich, wirst du deinem Bruder viel ähnlicher sein als jetzt. Du mußt noch durch vieles hindurch, und niemand kann dir dann helfen als der Tote."

„Und du?" fragte Thomas. „Wirst du immer nur an ihn denken, den du so geliebt?" Ursula schüttelte den Kopf. „Das Leben geht weiter", sagte sie leise.

„Aber jetzt, Thomas, laß mich bitte allein. Ich bitte dich sehr darum. Wir treffen uns erst auf der Bühne."

Die Dunkelheit draußen, der herbstliche Wind und die Einsamkeit taten Thomas wohl, als er aus der dunstig-warmen Atmosphäre des Kaffeehauses auf die Straße trat. Es war noch eine Stunde bis zu Beginn der Vorstellung: viel Zeit also, um die Meute der unruhigen, quälenden Gedanken zu beschwichtigen und sich auf das Spiel vorzubereiten, das den vollen Einsatz verlangte. Thomas schlug den nächsten Weg zum Theater ein. Am Bühneneingang grüßte ihn der Pförtner mit teilnahmsvoller Freundlichkeit und wünschte ihm Glück zur Premiere. Thomas warf einen Blick auf die halbdunkle Bühne, wo die Arbeiter gerade damit beschäftigt waren, die Rampe des Schlosses von Fehrbellin aufzubauen; dann eilte er über Treppen und lange Korridore in seine Garderobe.

Der erste Schmerz, der ihn beim Geständnis von Ursula überfallen hatte, war verflogen; nun kreisten seine Gedanken um den Bruder, der seit drei Tagen als stiller Mann im zerpflügten Vorfeld der Front lag. Wie mochten wohl seine letzten Minuten gewesen sein: qualvoll oder ohne Schmerzen und Angst? Er hatte alles schon hinter sich, als er an die Westfront ging, dachte Thomas, Ursula hat recht mit ihrer Meinung, er war ein starker Mensch. Stärker als ich, den jede Enttäuschung umwerfen kann. Thomas öffnete die Tür seines Garderobenschranks, in dem die kostbare Reiteruniform des Prinzen von Homburg auf ihren Träger wartete. Während er sie anzog und im Spiegel sah, wie er sich mit jedem Stück mehr in die Erscheinung des strahlenden Helden verwandelte, fiel ihm der feldgraue Waffenrock von Jürgen ein, seine zu weite, schlechtsitzende Uniform, die kein Pathos duldete, keine Eitelkeit, die nichts Strahlendes an sich hatte, nur die strenge Farbe der Pflicht. So war Jürgen selber, dachte Thomas, es war das Kleid für ihn. Ich aber spiele den Helden.

Für Augenblicke erfaßte ihn ein Zorn gegen seine eigene Existenz und seinen Beruf, der ihm plötzlich fragwürdig, spielerisch, voller Eitelkeiten erschien. Er hatte Lust, alles von sich zu werfen, fortzugehn, was sollte das Ganze heute abend! Aber während er dies noch dachte und grübelnd auf seinem Schemel saß, begannen seine Finger schon ihr eigenes Spiel. Wie unter dem Zwang alter Gewohnheit fing Thomas an, sich zu schminken. Sorgfältig, mit geübten Fingern, trug er Schicht um Schicht auf, von Zeit zu Zeit innehaltend wie ein Maler vor seinem Werk — bis ihm zuletzt nicht mehr sein Gesicht, sondern die Maske des Prinzen von Homburg aus dem Spiegel entgegenblickte. Die Maske des Theaterhelden: kühn, jugendlich, blendend, voll kalten Glanzes. Dies ist meine Welt, dachte er bitter, diese Maske paßt zu meinen Träumen und Wünschen. Und jene Szenen, in denen sie zerbrechen muß, in denen der Held sich im Schatten des Todes verwandelt, habe ich im Grunde nie ganz mitgelebt im Spiel.

Mit einemmal begriff Thomas die Gleichnishaftigkeit des Schicksals, das ihm heute abend auf der Bühne aufgegeben war. Lag hier nicht beides verborgen darin: sein Weg und der Weg des Bruders, die dunklen und die hellen Möglichkeiten des Lebens? War Kleists Held nicht zu Anfang ein Günstling des Schicksals, einer von denen, die es sich leicht machen dürfen — und mußte er nicht nachher am Abgrund des Todes vorbei, durch die Engpässe der Verzweiflung? Ich habe immer nur das eine gelebt, nun muß ich durch das Dunkel hindurch, dachte Thomas, wie mein Bruder. Und zum erstenmal empfand er keinen Widerstand dagegen, keine Furcht, sondern ein Gefühl fast wie Glück. Etwas in ihm war ins

Schmelzen gekommen, der Hochmut seines Herzens gebrochen. Und im Lichte des Neuen, das in ihm aufkeimte, sah er seines Bruders schwermütiges Bild, anders als bisher: nicht als Gescheiterten sah er ihn, sondern als den, der dennoch Sieger blieb.

„Ich werde für dich spielen, Jürgen, nur für dich", sagte er leise vor sich hin, und der Wunsch nach später Sühne lag in seinen Worten. „Die Menschen sollen das Dunkle spüren, das in dir war, die Schatten des Schicksals, deine Ängste und deinen Mut. Sie sollen wissen, daß es das gibt, diese Dinge, die ich fast geleugnet und verachtet hatte. Sie sollen mein Kostüm vergessen und die Maske und nur den Menschen sehen, der sich wandelt. Ich werde an dich denken, wenn ich spiele, an deine unscheinbare Gestalt, an dein männliches Herz und dein tapferes Sterben. Gib mir die Kraft, so zu spielen, daß ich deiner würdig bin."

Als das erste Klingelzeichen ertönte, ging Thomas ohne Hast, mit dem Ausdruck eines Träumenden, ganz nach innen Gekehrten die langen Korridore und Treppen hinunter zur Bühne. Der nächtliche Schloßpark von Fehrbellin, in dem das Drama anheben sollte, um zuletzt wieder in ihm zu enden, war voll Erwartung und Geheimnis. Thomas blickte um sich und sah plötzlich Ursula, die im Hintergrund, abseits von den anderen Spielern, dastand. Sie schien ihn erst nicht zu bemerken. Aber dann wandte sie ihm mit einemmal ihr Gesicht ganz zu und schenkte ihm ein winziges Lächeln, das gleich wieder verschwand und einem tiefen Ernst Platz machte. Thomas ging mit zögernden Schritten auf sie zu, und sein Gesicht trug den gleichen Ernst wie das ihre. Er wußte, an wen sie dachte; aber dieser Dritte war nun kein Hemmnis mehr, sondern eine Brücke. Das Spiel des Schicksals konnte beginnen.

Literarische Rundschau

Die Gärten des Lebens

Wir kennen Paul Fechters „Das wartende Land", lieben es und hofften seit Jahr und Tag auf die Fortsetzung — nun liegt unser Blick auf den „Gärten des Lebens" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Gefaßt auf Ostsee und grauen Himmel, auf Elbing, ostpreußische Wälder, Sanddünen und schwere Sprache, schlagen wir das Buch auf — und siehe, mit der Hallgartner Zange, über die langsam zwei große leuchtende Wolkenberge in den tiefblauen Sommerhimmel ziehen, beginnt es, mit Spätlese, Östrich und 95er Rauentaler. Rechtens tun sich die Gärten des Lebens solchermaßen auf: aus dem Knaben Ludwig Drews ist inzwischen ein junger Mann geworden, aus dem Schulkind ein Student. Der Blick weitet sich, wie der enge Heimatkreis zum großen Reich. Eine Landschaft folgt der anderen, durchaus in ihrem Wesen begriffen und so hingestellt, daß den Leser immer wieder die Wandersehnsucht packt, Erinnerungsbilder aufsteigen und der alte Seufzer: Weißt du noch ... das Lesen unterbricht — mit einem Wort: die Länder leben. Der Rhein, die Mark, Süddeutschland, das Dresdener Gelände — beglückend trägt uns das Gefühl: dies alles ist Deutschland. Daß wir uns nicht verlieren im Land-Erleben, hat seinen guten Grund in der seltsamen Spannung, die dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite leise zitternd trägt. Aus jeder Landschaft tritt — man möchte sagen: wird — ein Weib. Wer die „Gärten" Fechters gelesen hat und einmal an den Rhein kommt, wird sich nach Maria umsehn, ob ihre Silhouette nicht vor dem glänzenden Streifen des Stroms im Tal auftaucht und wird dann seufzend den Kopf schütteln über diesen Ludwig Drews.

Das Mädchen Lilli im Eingang des Berliner Warenhauses, die Malerin Gertrud Carus auf der kleinen Insel ihres Ateliers im Meer des Dunkels, Helene Bruns – „mit jeder, die ich verließ, starb ein Stück meiner Seele", steht als Motto auf dem Titelblatt. Wir lesen das Wort, und wenn wir die letzte Seite des Buches gelesen haben, sind wir froh, zu wissen, daß dieser große Knabe Ludwig Drews wohl so zu leben glaubte, aber in Wahrheit von diesen Frauen erlebt worden ist. Die Männer in den „Gärten des Lebens" nämlich führen Gespräche und haben Sorgen, die vor 1914 geredet und besorgt werden konnten. Wir haben auch damals gelebt. Und wir lächeln in der Erinnerung: wie gut ginge es uns, wenn wir heute die Sorgen von damals hätten, die Arbeit von damals und die Philosophie des Friedens und Sattseins. Wie wunderbar ließen sich in der Muße des gesicherten Daseins feinfädigste Gewebe aufdröseln und neue Bilder daraus wirken – immer dieselben Fäden und nur andere Bilder. Auf den letzten Seiten erhebt sich dieses Werk vielleicht zu seiner dichterischen Höhe: wenn über der dunkelnden Stadt 1914 das Preußensignal verklingt, der alte, langgezogene Ruf für die Soldaten zur Heimkehr, der nun auch diesem Ludwig Drews gilt:

„Wo kommen denn all die Kaschuben her –
Sind ja so viel wie der Sand am Meer.
Zu Bett – zu Bett – zu Bett –"

Die Welt des Friedens und der Frauen ist versunken, sagt der Autor – eine neue männliche Welt hebt an ... zu Bett, zu Bett, zu Bett: ach, so viel wie der Sand am Meer sind in diesem Buche, erlebt vor 1914, die Männer, ihre Rechnungen, Malereien, Ideen. Die Welt der Frauen – auf ihrem Höhepunkt erklingt der „Tristan" und hüllt die Zeit in ihren schwül-süßen Zauber. Aber was uns der Dichter lebendig macht, ist ja das Bewußtsein: dieser Tristanzauber ist eben nicht Welt des Weibes. Er ist Liebe, männlich gesehen. Oder richtiger: Wunschtraum des Mannes. Die Liebe des Weibes fängt wohl isoldisch an – zuweilen – aber das ist nichts als Anfang. Vollendung und Ende ist für das Weib Geburt und Kind. Die Männer und ihre Gespräche, Mühen und Sorgen gehn durch das Buch nur durch. Strahlend aber erhebt sich – dies wird dem Leser vielleicht bald nach dem Lesen der letzten Seite, vielleicht erst nach Wochen deutlich – wenn die Einzelheiten verschwinden und nur noch die großen Linien vorm Geiste stehn – strahlend erhebt sich die Ewigkeit des Weiblichen am Ende. Die Landschaften und deren Frauen, die stehen da groß und unversehrt und unversehrbar. Die grundgescheiten Männer gehen, ein emsiger Zug, unter der Last ihrer Tagesgeschäfte vorbei wie Schatten vor dem, was in Wirklichkeit das Leben verbürgt: Frauenliebe, die mit dem Kind endet. Oder anders gesagt: die Gärten des Lebens sind noch nicht das Ende. Der Dichter gibt uns das Recht, nach dem dritten Teil zu fragen. Dafür sei er bedankt, denn was ließe sich Schöneres sagen von einer Dichtung? Kurt Kluge.

Handwerksburschen

Das Buch „Ein fahrender Gesell" von Franz Naumann (Essen, Essener Verlagsanstalt 1939) ist in mancher Hinsicht interessant und lehrreich. Man bekommt Einblick in das traurige Schicksal eines früh verwaisten Jungen, der zu einem gewissenlosen Meister in die Lehre kommt, dort nichts lernt, schlecht ernährt wird, in einem üblen Wanzenloch zusammen mit den dauernd wechselnden Gesellen schlafen muß und schließlich mit einem Kameraden durchgeht. Damit beginnt eine lange Wanderschaft von 1886 bis 1914 hin und her in Deutschland, über Deutschlands Grenzen hinaus bis nach Kapstadt und zu den Goldminen Südafrikas. Inzwischen hat sich der junge Mann allerdings zum Facharbeiter, sogar zum Meister emporgearbeitet und ist auch seßhafter geworden. Der Verfasser hat mehr Wander- als Arbeitslust. Die Landstraße ist sein Element. Wir erhalten Einblick in das Leben und Treiben der fahrenden Gesellen, in ihren Kampf mit dem Hunger und den Tücken des Wetters, mit Wanzen, Flöhen und Läusen (besonders ergötzlich ist die Rede eines studierten Kunden auf die Läuse S. 181 ff.). Dazwischen wird nach Arbeit gefragt, bei den „Krautern", d. h. den Meistern, vorgesprochen, gebettelt, dann in einer Fabrik gearbeitet und meist nach kurzer Zeit wieder gekündigt oder man wird wegen Arbeitsmangels entlassen. Wir hören dabei mancherlei über den Stand und die Entwicklung der Industrie, über soziale und unsoziale Betriebe, wir sehen den Verfasser in der damals aufkommenden Fahrradindustrie sich zum Spezialarbeiter entwickeln und erleben auch das Absinken dieser Hochkonjunktur. In lan-

gen Schilderungen erfahren wir, was der Verfasser über die durchwanderten Städte zu sagen hat. Vieles davon hat er wohl nachträglich aus Büchern und Prospekten zusammengelesen. Manches davon ist gut und interessant (z. B. Bonn, S. 94 f., Krupp, S. 311 ff.), manches ist schwach, einseitig und unzulänglich (z. B. über die Wiedertäufer S. 52, über die Staufer S. 196, über die Römer S. 285 oder über die Bonner Studenten S. 477). Diese Schilderungen hätten wesentlich gekürzt werden können. Sie zeugen zwar oft von der guten Beobachtungsgabe des Verfassers und von Art und Umfang seiner Interessen, enthalten aber nichts, was nicht längst meist besser und richtiger gesagt worden ist. Dadurch hat das Buch eine oft quälende Länge erhalten. — Der Verfasser verfügt über eine ausgesprochene Gabe zu fabulieren. Sehr schön ist die Geschichte über die Altweibermühle S. 139 ff. Nicht selten aber geht der Witz mit dem Verfasser durch ins Saloppe (z. B. über Ford S. 13). Was das Buch wertvoll macht, das ist einmal die Darstellung der Vorkriegszeit, vom Standpunkte des „fahrenden Gesellen" aus, der das Auf und Ab der wirtschaftlichen Konjunktur am eigenen Leib erfährt und uns einen Einblick gibt in die äußere und innere Lage des buntgewürfelten Wandervolkes, das sich auf der Landstraße und in den Herbergen herumtrieb. Der Verfasser hat über alles, was in seinen Gesichtskreis tritt, ein fertiges Urteil. Es ist nicht selten frei von jeder Sachkenntnis. Das ist zwar nicht immer erfreulich, jedoch psychologisch nicht uninteressant. Was aber schlechterdings unerträglich ist, das ist das ungewöhnlich schlechte Deutsch, das sich an vielen Stellen des Buches findet. Das Lieblingswort des Verfassers ist „eignen". Seine Eltern „eigneten drei Kinder" (S. 19), „Lüneburg eignet ein schönes Stadtbild" (S. 19), „Jeder eignete noch eine Mark und sechs Pfennige" (S. 63), „Attila, der ... wenig Sinn für Festungen eignete" (S. 467). So geht es durch das ganze Buch hindurch. Dazu kommen Ausdrücke wie: „das Pfund wertete 40 Pfennig" (S. 273), „Vergesse Hildesheim nicht" (S. 55), „du bietest einen guten Eindruck" (S. 75). Solche Sätze dürfen nicht gedruckt werden. Das gebietet die Achtung vor der deutschen Sprache, die ohnehin genug mißhandelt wird. Wenn wir an ein solches Buch auch keinen literarischen Maßstab legen, so soll es doch wenigstens in einem guten Deutsch geschrieben sein. Ein weiterer Mangel des Buches ist das Fehlen von Jahreszahlen. Man ist fast überall auf Vermutungen hinsichtlich der Zeit angewiesen. — Der Verfasser stellt einen 2. Band, der die Zeit nach 1914 behandelt, in Aussicht.

Theodor Bäuerle.

Ein Bücherstapel

Obenauf liegt das literarische Zeugnis über eine geistbewegte Reise eines jungen Deutschen durch unteritalienisches Küstenland, von Gustav R. Hocke „Das verschwundene Gesicht" betitelt. (Markkleeberg, Karl Rauch. RM 9,50.) Eine künstlerische Synthese, dichterisch geformt, überwölbt den Geist Hellas' mit dem des Nordens. 41 organisch dem Text eingefügte Aufnahmen meist unbekannter Kunstwerke bereichern das Buch. — Der erschütterte Glaube an den Menschen ringt in einer Studentin elementar und wahr, die Josef Magnus Wehner in der Novelle „Elisabeth" holzschnittklar zeichnet. (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, RM 3,50.) — Paul Ernsts Auseinandersetzung mit den ersten Jahren nach 1918 ist in seinem Roman „Grün aus Trümmern" bereits 1923 festgehalten und verliert nicht leicht an Wert und Sinn. Unbestechliche Wahrheitsliebe machen das Buch des Rufers in der Wüste besonders wertvoll. (München, Langen/Müller, RM 3,60.) — Martin Luserke legt sein Logbuch 1937 vor, „Krake kreuzt im Nordmeer", das den Leser über die Ostsee nach den dänischen Inseln entführt, so wirklichkeitsgetreu sind die entschlossenen Seefahrererlebnisse geschildert. (Leipzig, Philipp Reclam jun. 28 künstlerisch gute Zeichnungen.) — Mit schillernder Prägnanz beschreibt Hans Reisiger die Monate der ersten Gefangennahme Maria Stuarts bis zur Befreiung durch einen Jüngling und einen Knaben in dem Roman „Ein Kind befreit die Königin". (Stuttgart, Rowohlt. RM 6,80.) — In Tiefen und Untiefen russischer Menschenschicksale leuchtet Eugen Gagarins Buch „Der verwehte Weg", der auch in der Finsternis noch das Menschenherz aufspürt. (München, Kösel-Pustet.) — In Form und Sprache recht eigenwillig erzählt Wolfgang Weyrauch den Ehebruch einer Fischersfrau, eine Er-

zählung dumpf glühender Leidenschaft. „Eine Inselgeschichte" ist ihr Titel. (Berlin, F. A. Herbig.) — Gottsuchergespräche von Künstlernaturen enthalten die drei Novellen „Die Pferde gehen durch" von Bruno Goetz, dem Deutsch-Balten, den Werner Bergengruen schon empfehlend nannte. (Stuttgart, Silberburg.) — Von einem Nachfahren des trutzigen Geschlechts der Stedinger berichtet der Westfale Wilhelm Vernekohl mit packender sprachlicher Einfachheit. „Der letzte Steding" — ein kulturhistorisch bemerkenswerter Roman aus dem 18. Jahrhundert. (Leipzig, Otto Janke, RM 4,—.) — Sieben Stunden des denkwürdigen Tages, da Napoleon der Französischen Revolution im Oktober 1795 die entscheidende Wendung gibt, hält Franz Zeise in dem Roman „Die 40 Kanonen von Les Sablons" fest, ein Buch von starker Formkraft. (Berlin, Steuben-Verlag Paul G. Esser.) — Ein überzeugendes Lob der vergeistigten Mütterlichkeit spendet die langjährige Indienfahrerin Frieda Hauswirth in dem Buch „Allmutter Kaweri", das den „westlichen Schwestern" zur Nachdenklichkeit empfohlen wird. (Erlenbach-Zürich, Rotapfel-Verlag.) — Ein Schubert-Roman, sentimental gespickt, von kitschigen Bildern „belebt", kommt von Anna Charlotte Wutzky, betitelt „Der Wanderer". (Regensburg, Gustav Bosse.) — Zwar etwas breit ausholend, aber doch ansprechend stellt Walter Schimmel-Falkenau Schill und seine Offiziere in den Mittelpunkt seines Romans „Das Reich und die Reiter", gediegene Volkstümlichkeit. (Leipzig, Hesse & Becker.) — Gleiches läßt sich über den Roman „Marina zwischen Strom und Moor" von Willi Schäferdiek sagen. Durch äußere Schicksale entwurzelte Menschen verlieren dank innerer Verwurzelung nie den Boden der Heimat — das Thema des Buches. (Salzburg, Anton Pustet.) — An das absonderliche Liebeswerben eines englischen Kapitäns auf einer westindischen Insel wendet Konrad Wildhagen große Mühe. „Der Freier mit dem Degen" ist kultiviert geschrieben und enthält geschliffene Charakterisierungskunst. (Hamburg, H. Goverts-Verlag.) — Gut und hochanständig gemeint, aber doch literarisch anspruchslos ist der Roman eines deutschen Olympiakämpfers (Untertitel des Romans Dieter Stauf) von Herman E. Ziegler. (Berlin, Wilhelm Limpert-Verlag.) — Niederdeutsche Dichter der Gegenwart füllen den Band „Lebendige Heimat", von Friedrich Griese herausgebracht. Namen wie Hermann Claudius, Ottomar Enking, Hans Franck und August Hinrichs bieten allein schon Gewähr für den Wert dieses Buches. (Wismar, Hinstorff.) — Schließlich nennen wir noch ein neues Aubry-Buch, „Der verlorene König", das fesselnde Aufzeichnungen über das wahre Schicksal Ludwigs XVII. enthält. (Wien, Saturn-Verlag. Übersetzt von Prof. Dr. Pochlatko.)

Unter elf Gedichtbüchern liegt obenauf der Auswahlband von Victor Meyer-Eckhardt, in dem das Beste aus zwanzig Schaffensjahren enthalten ist. „Orpheus" — Gedichte des Lebens — führt in geistiges Hochland, entführt mit des Dichters Sehnsucht in die klassische Welt und bringt eindrucksvolle Begegnungen auch mit großen religiösen Gestalten. (Berlin, Die Rabenpresse, RM 6,80.) — „Die Windharfe" von Oda Schaefer ist fein gestimmt und volltönend, echt gefühlte Naturbetrachtungen, kraftvolle Balladen, menschliche Größe zeichnen die Gedichte aus, die auch in Sprachgeist und Form wertvoll sind. (Ebenda.) — Die mainfränkische Dichterin Maria Forster legt neue Gedichte vor, „Aussaat", „... ein klares Wort, ein guter, voller Klang, der mich zurückrief", sagt einmal Karl Heinrich Waggerl, dessen Urteil wir uns gern zu eigen machen. (Würzburg, Konrad Triltsch.) — Gedichte eines Jahrzehntes hat Herybert Menzel in dem Bändchen „Alles Lebendige leuchtet" ausgewählt zusammengetragen, schlicht und maßvoll, manchmal volksliedhaft einfach gibt der junge Dichter seinem Heimat und Gottesglauben Ausdruck. (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt.) — Um Gottesglauben, der polemischen Unterton verrät, sind die Gedichte zweier Bücher gerankt, die Eleonore Lorenz im Verlag Georg Truckenmüller, Stuttgart, herausgegeben hat: „Gott ist die Kraft" und „Komm göttlich Feuer", hymnische Bekenntnisse in gestrafften Worten, unter denen auch einige allzu willkürlich eigengeprägt sind. — Gedichte von Alexander van Rees sind unter dem Titel „Die Silbergondel" gesammelt, die uns in Form und Inhalt nicht alle ansprechen, aber doch insgesamt Beachtung verdienen. (Berlin, C. Leddihn, RM 3,—). — Bruno Goetz hat auch

Gedichte veröffentlicht, unter dem Titel „Das Flügelroß" im Verlag Silberburg, Stuttgart, herausgegeben. Realistisch und zugleich seelenvoll, ein Querschnitt aus dem Bilderbuch des Lebens, nebenher auch Balladen und Hymnen. (RM 2,80.) — Ein frohes Lob spendet Rudolf Habetin der deutschen Heimat, ihren Menschen und ihrer landschaftlichen Schönheit: „Ewiger Strom". (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Sprachlich und ideenmäßig unkompliziert ist Adolf Beiß in seinen Gedichten, die er unter dem Titel „Kleine Weltfuge" im Verlag Ludwig Voggenreiter, Potsdam, herausgegeben hat. — Es soll keine Wertplacierung bedeuten, die Legenden und Schnurren „Süddeutsche Herrgottsfahrt" von Hermann Harleß hier an den Schluß unserer Besprechung zu setzen. Mit gut getroffenem Volkston geht die Reise heiter und aufgeräumt durch Bayern, Franken, Schwaben und die Pfalz, von hübschen Zeichnungen begleitet, die Fr. Peter Schneidler, Stuttgart, beisteuert. (Heilbronn, Eugen Salzer.) Erich Frank

Jugendschriften

Die Leistungen der tapferen österreichischen Truppen, die am russischen Feldzug teilnahmen und sich besonders bei Gorlice bewährten, erzählt Emil Krischke der deutschen Jugend in seinem Buche „Die Stürmer von Gorlice" (Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk. RM 3,20). Er läßt den Geist des Heeres und der kleinen Kampfgemeinschaft zu lebendiger Gegenwart werden, der nach dem verlorenen Kriege in einem Werke eines jungen Malers, der dabei war, ein verklärendes Denkmal findet. Viele Bilder von Ernst Liebenauer machen das Buch ebenso lebendig wie die Gefechtsskizzen, die wie alle Geschehnisse authentischen Veröffentlichungen entnommen sind. — Das Jugendbuch des Holländers A. D. Hildebrand „Volke, der Bär", eine ansprechende Lektüre, übersetzte aus dem Holländischen Margarete Neidl und illustrierte Anton Jank (ebenda. RM 2,60). — Das Buch „Mammutjäger, Bauern, Krieger" von Josef Fritz Kastner (ebenda, 32 Abbildungen. RM 3,20) ist sehr geeignet, durch die ansprechende Art der Darstellung das Interesse der Jugend für die Heimat und ihre Geschichte und Urgeschichte zu erwecken. Der Verfasser läßt die Jugend der Ostmark durch Schilderung seiner eigenen vorgeschichtlichen Arbeiten teilnehmen an der Forschung, der Arbeit des Spatens und der Entdeckerfreude über wertvolle Funde. Die Anmerkungen erleichtern das Verständnis für das geologische Werden der Ostmark, und die Übersichtstabellen am Schluß geben die Möglichkeit, sich wirkliche Kenntnisse der alten Zeit zu erwerben. — Ein ganz entzückendes Büchlein ist „Die Wiesenstadt", Text von Marga Müller mit ganz besonders fein geratenen Bildern von Else Wenz-Viëtor (München, Josef Müller. 8 farbige Bilder. RM 3,—). Dieses Büchlein voll duftiger Poesie in Bild und Text wird von allen Kleinen — und auch von ihren Eltern — mit Begeisterung aufgenommen werden. — Allerliebst ist auch das Bändchen „Deutsche Kinder in Volkstracht", zu dem J. Steck den Text schrieb, der im Kinde das Verständnis für die Schönheit und das Gewachsensein unserer Volkstrachten erweckt, und zu dem Hanna Helwig-Goerke die bunten Bilder malte (ebenda. RM 1,60). — Ein sehr glücklicher Gedanke liegt dem Buche von Erich Kloß zugrunde „Ein frohes Gartenjahr" (Leipzig, J. Klinkhardt. 51 Abbg. von Karl Stratil. RM 2,80). Hier bauen drei Kinder ihren Garten, und wir erleben von der Planung durch allerhand Schwierigkeiten hindurch das volle Gelingen und die innere Bereicherung der Kinder durch solch verantwortungsvolle Arbeit an und im Boden. Hier wird nicht gespielt, sondern in nettester Form praktisches Wissen auf sachkundiger Grundlage ohne Krampf und Künstlichkeit vermittelt. — Die Geschichte eines Uhus „Gunkel" von Otto Boris (Stuttgart, K. Thienemann. RM 4,20) ist wiederum ein gutes Tierbuch, in dem die Jugend zwanglos zu wahrer Liebe der Tierwelt geführt, ihr das richtige Versenken in die Natur, hier in die ostpreußische Landschaft, mit schönen Bildern von Walther Klemm vermittelt wird.

Karl von Müller

Zur rechten Zeit erscheint eine Biographie des Kapitäns z. S. Karl von Müller, die in einer dem unvergessenen deutschen Seeoffizier angemessenen Form Karl Bartz geschrieben hat: „Der Kommandant der Emden" (Berlin, Deutscher Verlag. 48 Bildtafeln. RM 4.80). Durch die ritterliche Art seiner

Kriegführung, durch seine tapferen Taten, bei deren jeder er sich und sein Schiff voll einsetzte, hat Karl von Müller der Kaiserlichen deutschen Marine einen so ehrenvollen Namen und Ruhm erworben, daß dieser selbst bei dem schmählichen Zusammenbruch der großen Waffe unangetastet blieb. An ihn zu erinnern, ist ein Gebot der Stunde. Mit eindringendem Verständnis läßt Karl Bartz die Persönlichkeit dieses vorbildlichen deutschen Seeoffiziers in seinem Werden, seinen Taten und dem zu frühen Ausklang seines Lebens erstehen. Um ihn war Tragik, geboren aus einer tiefen Erkenntnis der Problematik des Lebens und des Zwiespalts zwischen eigenem Sein und manchen Berufsaufgaben. Er war ausgezeichnet durch ein fast fanatisches Gerechtigkeitsgefühl. Tapfer und männlich überwand von Müller diese Hemmungen und gelangte so zur höchsten Leistung. Seine noble, ritterliche Art zeigte er auch nach dem traurigen Zusammenbruch in seiner Treue gegen den Großadmiral v. Tirpitz, wie auch sein Verhalten gegen die Mannschaft der „Emden" beim Untergang, in der Gefangenschaft und nach dem verlorenen Kriege vorbildlich war.

Kalender

Das hübsche Kalenderbüchlein „Zeitglöcklin" (Leipzig, Bibliographisches Institut. RM 1,—), das schon so gut sich eingeführt hat, präsentiert sich auch für das Jahr 1940 in angenehmster Form. Denn es bringt 12 kolorierte Kupfer von Caspar Luyken, dem holländischen Maler und Kupferstecher, der von 1672 bis 1708 lebte und arbeitete, die die einzelnen Monate mit passenden Bildern begleiten. Sie sind seinerzeit bei Cristoph Weigel in Nürnberg erschienen. — Zum 35. Jahre seines Bestehens ließ der Verlag R. Piper & Co., München, einen „Almanach" erscheinen, der den redlichen und erfolgreichen Dienst dieses ausgezeichneten Verlages am deutschen Schrifttum in helles Licht setzt. Von den Verlagsautoren sind vertreten u. a. Bruno Brehm, Richard Benz, Brautlacht, Morgenstern, Dr. Owlglaß, H. W. Seidel, K. A. von Müller, der Leiter des Verlages selber und Olaf Gulbranssson mit der farbigen Umschlagzeichnung. (München, R. Piper & Co. 67 Bilder. RM 1,—). — „Der Goethe-Kalender auf das Jahr 1940" (Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung) bringt wiederum eine Fülle von Beiträgen, unter denen wir die Aufsätze hervorheben: Walter von Molo, Über Kleist; Karl Demeter, Das Reichskammergericht Wetzlar zu Goethes Zeit; Die Boisserée-Gespräche von 1815 und die Entstehung des Gingo-biloba-Gedichtes von Ernst Beutler; den Beitrag von Friedrich Schnack, Gingo biloba; Franz Götting, J. D. von Olenschlager und Helmuth Freih. v. Maltzahn, Georg Melchior Kraus in Weimar und auf Reisen und andere mehr. Ernst Beutler schrieb ein feines Vorwort zum Verständnis der Komposition des diesjährigen Kalenders, der mit neuen Bildern geschmückt ist. Wiederum eine sehr erfreuliche Gabe.

Geschichte und Politik

Eine ganze Reihe von Gesamt- und Einzeldarstellungen bedeutsamer Zeitabschnitte liegt zum Teil in Neuauflagen, zum Teil in Neuerscheinungen vor. Die „Griechische Geschichte" von Ulrich Wilcken (München, R. Oldenbourg. 2 Karten. RM 5,50) konnte in 4. überarbeiteter Auflage erscheinen. Diese gute, allen Ansprüchen strenger wissenschaftlicher Kenntnis genügende und zu gleicher Zeit volkstümlich gehaltene Geschichte ist nur insofern gegenüber früheren Auflagen verändert, daß alle neueren Ergebnisse der Forschung, die der Verfasser als gültig hinnahm, berücksichtigt sind, wie er auch eigene Forschungen vor allem über die letzten Pläne Alexanders des Großen hineingearbeitet hat. Im Anhang, der stark an Umfang gewonnen hat, nimmt Wilcken kritisch in Anmerkungen zu der neuen Literatur Stellung. Diese Geschichte hat es wirklich verdient, in die große Sammlung „Geschichte der Staaten und Völker" aufgenommen zu werden. — Auch Fritz Hartungs „Deutsche Geschichte 1871 bis 1919" (Leipzig, Koehler & Amelang. RM 11,—) konnte in 4. Auflage erscheinen. Der Berliner Historiker hat gleichfalls die besonders reichhaltige Forschung zu diesem Abschnitt der deutschen Geschichte berücksichtigt, brauchte aber an der Haltung des Buches nichts zu ändern. Hartung hat auch in der 1. Ausgabe sich scharf gegen den Geist gewandt, der nach der Revolution in Deutschland um sich griff, und mit stärkster Betonung auf Ehrfurcht gegenüber der deutschen Vergangenheit gedrungen. Greifen wir einen Punkt heraus: die Schuldfrage. Hartung sieht als die beiden großen treibenden Kräfte der Einkrei-

sungspolitik das Ausdehnungsbedürfnis des Panslawismus und den englischen Machtwillen, keinen ernsthaften Wettbewerber zur See aufkommen zu lassen. Beide Mächte fanden Frankreich im Revanche-Gedanken als ihren Bundesgenossen. Ihrer überlegenen Diplomatie gelang es, Österreich-Ungarn in die Falle zu locken, wenn auch das bewußte Stellen dieser Falle nicht schlüssig zu beweisen ist, aber es steht fest, daß die drei Verbündeten nichts getan haben, den Krieg zu verhüten. Deutschland ließ sich in mißverstandener Bundestreue in den Krieg hineinziehen. „Mit der moralischen Schulmeisterei der Schuldfrage werden wir dem Aufeinanderprallen der gewaltigen Lebenskräfte, die in dem Europa von 1914 arbeiteten, nicht gerecht. Jede der großen Nationen hat das Recht gehabt und an das Recht geglaubt, ihr Dasein und ihre Zukunft gegen Beeinträchtigung durch andere Mächte zu sichern." — Die Zeit von 1870 bis 1918 behandelt das 2bändige Werk des früheren Oberbürgermeisters von Königsberg Hans Lohmeyer „Die Politik des Zweiten Reiches" (Berlin, Paul Neff). Auf Grund eingehender jahrelanger Studien hat Lohmeyer dieses bedeutsame Werk geschaffen, nicht so sehr als Historiker, sondern als Politiker, wie er seinem Buche auch eine grundlegende Untersuchung über das Wesen der Politik voransetzt, in der sich wichtige Sätze über das Verhältnis des Staatsmanns und des Feldherrn finden, die in der Forderung gipfeln, daß sich der zukünftige Staatsmann mit strategischen Fragen zu beschäftigen habe. Der 1. Band behandelt die Grundlagen, die Staatsmänner des Zweiten Reiches und die Außenpolitik bis zum Weltkriege; der 2. Band bringt das Ende der Darstellung der Außenpolitik und die Innenpolitik bis zum Weltkriege sowie die Schilderung des Weltkrieges bis zum Versailler Diktat. Das Urteil Lohmeyers über die Außenpolitik ist streng, aber gerecht. Ein Hauptvorwurf geht dahin, daß die Leitung des Reiches weder genügend für die Verbreitung deutscher Kultur in der Welt gesorgt habe noch die Kräfte der Deutschen außerhalb der Reichsgrenzen richtig zu nutzen verstand. Die Versäumnisse im Innern treten eindringlich hervor in der Schilderung der Innenpolitik. Die Kritik des „unsauberen" Friedens von Versailles zeigt das hohe Ethos, von dem der Verfasser bei seiner Lebensarbeit beseelt war. — „Das Werden Großdeutschlands im Kartenbild 1786–1939" zeigt ein in Leporello-Form gehaltenes Kartenalbum, das die deutschen Grenzen in den Jahren 1786, 1815, 1867, 1871, 1919, 1935, 1938 und 1939 aufzeigt. Zu jeder Karte ist eine statistische Erläuterung gegeben (Leipzig, Bibliographisches Institut). — Eine Biographie des Ersten General-Admirals „Albrecht von Stosch" schrieb Ernst Schröder in der Reihe „Historische Studien" (Berlin, Dr. E. Ebeling). Von Stosch weiß das deutsche Volk nicht mehr viel, schon aus dem Grunde ist die sorgfältige Arbeit begrüßenswert, weil er unleugbare Verdienste aufzuweisen hat. Er stand Kaiser Wilhelm I. persönlich sehr nahe und hatte enge Beziehungen zu den deutschen Fürstenhöfen und zu bedeutenden Persönlichkeiten des damaligen Deutschland. Schröder konnte eine große Zahl ungedruckter Briefe auswerten aus dem Nachlaß Gustav Freytags. — Eine eigene Arbeit über Bismarcks Stellung zum deutschen Heere gab es bisher nicht. Jetzt hat Hermann Haß eine Untersuchung veröffentlicht „Der Kanzler und das Heer" (Berlin, H. Siegismund. 8 Bildtafeln. RM 6,–). Diese dankenswerte Arbeit konnte gleichfalls viel ungedrucktes Material benutzen und legt überzeugend dar, wie Bismarck bei der strikten Verfolgung seiner Wehrpolitik, die ihn in scharfen Gegensatz, der tragisch war, zu Moltke und den Reichskriegsministern brachte, stets als Voraussetzung für siegreiche kriegerische Bestehung außenpolitischer Konflikte die seelische Geschlossenheit des deutschen Volkes ansah. — Eine fesselnde Untersuchung von allgemeinem Interesse bringt das Buch von Peter Richard Rohden „Die klassische Diplomatie" (Leipzig, Koehler & Amelang. 7 Bilder. RM 7,50). Rohden geht von der historischen Darstellung der Diplomatie von Kaunitz bis Metternich aus, um durch sie das Wesen dieser Art von Diplomatie klarzustellen. Hatten die leitenden Staatsmänner bis zur Französischen Revolution ohne Rücksicht auf die Gefühle ihrer Völker ihre Fäden spinnen können, konnten sie auf dem Wiener Kongreß noch einmal einen Höhepunkt ihrer Kunst erleben, so folgte unmittelbar in dem Scheitern der Heiligen Allianz durch den Willen der Völker das Ende dieser Epoche. Hier vollzog sich ein Schicksal, das unausweichlich ist, wenn mit Methoden von gestern die Probleme von mor-

gen zu meistern versucht werden. — Eine Arbeit von wesentlicher Bedeutung ist die Schrift des Tübinger Geschichtsprofessors Adalbert Wahl „Über die Nachwirkungen der Französischen Revolution, vornehmlich in Deutschland" (Stuttgart, W. Kohlhammer). Mit dem sicheren Urteil des geschulten Historikers stellt Wahl fest, daß weder das 19. Jahrhundert schlechthin einen Fortschritt über das 18. bedeutet hätte, ebensowenig wie das viel gescholtene 19. Jahrhundert lediglich eine Zeit des Verfalls dargestellt habe. Das 19. Jahrhundert war die Zeit eines großen Kampfes zwischen zwei Ideenwelten, der von 1789 und der der Romantik und der Freiheitskriege, Ideen, denen unbewußt heute so viele politische Systeme zinsen. Sehr wesentlich sind auch die Untersuchungen über den revolutionären Menschen in seinen verschiedenen Spielarten, über den Einfluß der Französischen Revolution auf den Nationalismus des 19. Jahrhunderts und endlich über ihre Auswirkungen auf die Verfassungsgeschichte, besonders in Deutschland. — Von großem Interesse für alle, und für die Schweizer von besonderem nationalem ist das Buch von Friedrich Häusler „Die Geburt der Eidgenossenschaft aus der geistigen Urschweiz" (Basel, B. Schwabe & Co. RM 5,70). Häusler stellt einige universell wirksame Gesetze auf und untersucht sie in ihrer Wandlung, zeitlich wie räumlich, aus den ältesten Zeiten der Schweiz bis in die heutigen Tage. Das Ergebnis der Arbeit ist, da diese Gesetze die heutige Schweiz formten, eine vertiefte Erkenntnis vom Wesen der Schweiz und ihrer Sendung für Europa und die Welt. — Friedrich Meinecke hat in seinem Buche „Vom geschichtlichen Sinn und vom Sinn der Geschichte" 6 Aufsätze vereinigt, die ihm bei seinem großen Werke „Die Entstehung des Historismus" zuwuchsen (Leipzig, Koehler & Amelang). Er beschäftigt sich besonders mit dem geschichtlichen Sinn und den Möglichkeiten, wie man ihn erwerben kann, und weniger mit dem Sinn der Geschichte. Wenn Meinecke meint, daß besonders die jüngeren Historiker seine Leser sein sollten, so möchten wir diesen Wunsch verbreitern auf sehr viel weitere Kreise, da geschichtlicher Sinn uns mehr denn je eine Notwendigkeit für das gesamte deutsche Volk zu sein scheint. Die in Meineckes meisterhafter Art geschriebenen Aufsätze sind: Geschichte und Gegenwart; Rankes Politisches Gespräch; Droysens Historik; Klassizismus, Romantizismus und historisches Denken im 18. Jahrhundert; Schillers „Spaziergang"; Zur Entstehungsgeschichte des Historismus und des Schleiermacherschen Individualitätsgedankens. — Ein unbekanntes Kapitel südamerikanischer Geschichte behandelt die Arbeit „Der Indio der Pampa" des Argentiniers Dionisio Schoo Lastra in der Übertragung ins Deutsche von Eberhard Hans Förg (Leipzig, Helingsche Verlagsanstalt. RM 5,40). Förg schrieb auch eine Einführung. Bei dem neuerwachten Interesse und der Erkenntnis und Bedeutung Südamerikas für die künftige Menschheitsgeschichte ist jeder Beitrag zu begrüßen, der Südamerika von heute aus seiner Geschichte erkennen lehrt. Schoo Lastra behandelt die Indios vom Jahre 1535 bis zum Jahre 1883. Wir lernen durch ihn die Wesensart der Indios begreifen und erleben zum Teil in dramatischer Spannung die Kämpfe zwischen ihnen und den Weißen, die lange Zeiten hindurch sehr blutig und grausam waren. Die Lösung der Frage konnte nur durch die völlige Zurückdrängung und Unterdrückung der Indios gefunden werden, da sie in tragischer Verstrickung jede andere friedliche Lösung, die oft versucht wurde, unmöglich machten. — Eines der ernstesten Rassenprobleme behandelt Manfred Sell in seinem Buche „Die schwarze Völkerwanderung" (Wien, W. Frick. 26 Bilder und Karten). Erfolgte der Einbruch der Neger in die Kulturwelt zunächst unfreiwillig durch ihre Deportation als Sklaven, so bekam im vorigen Jahrhundert die Frage ein ganz anderes ernstes Gesicht, und zwar in allen betroffenen Ländern. Sell hat die ganze Größe und den Ernst des Problems erkannt und unterstreicht ihn durch die nüchterne Sprache der Tatsachen. Unbeantwortet bleibt die Frage nach der Richtigkeit der heute bestehenden drei Theorien über das Problem, von denen die eine für die Vereinigten Staaten den Endsieg des Negers prophezeit, die zweite an eine Auffaugung der Neger durch die europäischen Volksmassen glaubt und die dritte die Frage noch nicht für spruchreif hält. — Eine Abrechnung mit England stellt das in deutscher Übersetzung jetzt erschienene Buch des Italieners Carlo Scarfoglio „England und das Festland" dar (Leipzig, F. Meiner). Das italienische Original ist

1936 erschienen. Das Buch will nicht England schlechthin angreifen, aber die verhängnisvollen Folgen zeigen, die Englands Auftreten auf dem Kontinent hat, da die Engländer nach Ansicht des Italieners in einer Art geistiger Verwirrung ihre Interessen für allein maßgebend halten, beruhend auf dem Hochmut und der Selbstverherrlichung, die in England seit den Tagen der Puritaner Allgemeingut des englischen Denkens und Handelns geworden seien. — Paul Molisch hat im Jahre 1922 ein Buch veröffentlicht „Die deutschen Hochschulen in Österreich und die politisch-nationale Entwicklung nach dem Jahre 1848". Dieses Buch schloß mit der Schilderung der Kämpfe in der Badeni-Zeit. Jetzt hat er seine Arbeit bis zum Weltkriege fortgeführt in der Schrift „Politische Geschichte der deutschen Hochschulen in Österreich von 1848 bis 1918" (Wien, W. Braumüller. RM 9,—). Das Buch stellt einen wichtigen Beitrag zur gesamtdeutschen Geschichte dar, da es besonders hervorhebt, wie wichtig die Arbeit der deutschnationalen Studentenbewegung in der Doppelmonarchie für den Anschluß gewesen ist. — Dem 1. Bande seiner großen Arbeit „Zur Geschichte des Deutschtums in Kanada", der den Titel trägt „Das Deutschtum in Ostkanada", läßt Heinz Lehmann jetzt den 2. Teil folgen „Das Deutschtum in Westkanada" (Berlin, Junker & Dünnhaupt. 2 Karten und 3 graphische Darstellungen). Diese Schrift stellt auf dem Gebiet Volkskunde den 1. Band in den Veröffentlichungen der Hochschule für Politik dar. Das Buch bearbeitet Neuland und konnte Hoffnungen erwecken für eine fruchtbare Zusammenarbeit nicht nur mit den Deutschen in Kanada, sondern mit Kanada überhaupt. Aber auch hier hat der ausgebrochene Krieg für die ganze zukünftige Entwicklung ein ernstes Fragezeichen gesetzt. — Unter ähnlichen Vorzeichen steht die Schrift von John Hoge „Die Geschichte der ältesten evangelisch-lutherischen Gemeinde in Kapstadt" (München, E. Reinhardt. 6 Tafeln). Hier wird erstmalig bedeutsames Quellenmaterial dargeboten aus der Zeit, als die vielen deutschen Lutheraner in der Kapkolonie in Kapstadt sich ihre Kirche erbauten und zu dem großen Anteil, den diese Einwanderer an der gesamten kulturellen Entwicklung in diesem Landstrich Afrikas gehabt haben. Auch für die Menschheitsgeschichte ist es von Bedeutung hier zu lesen, wie selbst unter den protestantischen Bruderkirchen ein scharfer Kampf ging um die Glaubens-, Gewissens- und Lehrfreiheit. — Ein letzter Beitrag des Deutschtums im Baltikum ist Alfred Blumenthals Schrift „Aufwertung unserer Muttersprache durch Aufhellung verdunkelter Erbwerte der Sprache" (Riga, Ernst Plate. RM 9,—). Sie ist erschienen als 2. Teil des 7. Bandes der „Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Institutes zu Riga". Es ist die Arbeit eines gründlichen, fleißigen Denkers, der trotz der fragmentarischen Form der Arbeit viel Wesentliches zu einer neuen Veredelung unserer Muttersprache beizutragen versteht. — Aus eigener langjähriger Kenntnis und Erfahrung untersucht Matthias Schwabe die „Grundlagen und Voraussetzungen der französischen Auslandspropaganda" (Berlin, H. Stubenrauch. RM 2,60). Diese Schrift ist erschienen als Band 2 der „Kulturpolitischen Schriftenreihe des Deutschen Akademischen Austauschdienstes". Sie setzt die Tatsachen der propagandistischen Arbeit der Alliance française, der französischen Hochschule und der Mission laïque als bekannt voraus und stößt in die Fragen der Methodik solcher Arbeit und damit der Möglichkeit jeder geistigen Einwirkung vor. Der Wert der Schrift liegt in ihrer Verbreitung der Kenntnis von Methoden eines Volkes, das die tragische Entwicklung der Weltlage nun wieder zu unserem Feind gemacht hat. — Das Buch „Los von England", herausgegeben von Wilhelm Ihde (Leipzig, Lühe & Co. RM 3,60) stellt eine Zusammenfassung von besonders wirksamen und aktuellen Beiträgen dar, die in Einzelheften in der Schriftenreihe „In Deutschlands Namen" erschienen sind, die sich bekanntlich zum Ziel gesetzt hat, die politischen, geistigen und wirtschaftlichen Strömungen des 19. Jahrhunderts und ihre Träger darzustellen. Hier wird als ein Beitrag zur grundsätzlichen Stellung Englands zu Deutschland ein Überblick geboten, wie deutsche Männer trotz englischem Widerstreben die wirtschaftliche Selbständigkeit Deutschlands begründeten. Aufgenommen ist der ausgezeichnete Beitrag von Friedrich Lenz „Friedrich List und Großdeutschland", die Monographien Harkort von Curt Römer, Borsig von Fritz Koehler und Werner Siemens von Friedrich Heintzenberg.

Ein neues Standardwerk der Weltgeschichte:

HERMANN STEGEMANN

Der Krieg

Sein Wesen und seine Wandlung. Zwei Bände. 1025 Seiten. Großoktav. Mit zahlreichen Kartenskizzen. Preis der Bände, in Leinen gebunden, je RM 10,—, beide Bände zusammen RM 20,—. / Diese neue, nunmehr abgeschlossene, bedeutsame Veröffentlichung des großen Historikers des Weltkrieges ist ein monumentales schöpferisches Werk, das nicht weniger als eine kritische Gesamtkriegsgeschichte aller Zeiten darstellt. Stegemann hält hier mit der ihm eigenen seherischen und ordnenden Kraft der Gestaltung und der Fülle und Weite seines tiefgründigen Wissens eine umfassende Rückschau über alle wichtigen Feldzüge und Schlachten von den Kämpfen um die Vorherrschaft im vorderasiatischen Raum bis in unsere Zeit. Eine einzigartige Geschichte der Kriegführung, ein Werk, das sich nicht nur an alle Angehörigen der Wehrmacht, sondern weit darüber hinaus an jeden weltpolitisch und historisch interessierten Deutschen wendet.

Geschichtliche Forschungen und Erkenntnisse von erstaunlicher Gegenwartsnähe:

Erich Marcks: Englands Machtpolitik

Aufsätze und Vorträge. Neu herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Willy Andreas. 256 Seiten. In Leinen RM 6,—. / Der große Geschichtschreiber und Bismarck-Biograph hat sich zeit seines Lebens mit dem Problem der englischen Machtpolitik und ihrer Auswirkungen auf Preußen-Deutschland befaßt. In den hier vereinigten Reden und Aufsätzen bewährt er sich wieder als der Historiker, der nur der unverzerrten Wahrheit zu dienen bemüht ist. Um so schwerer wiegen die Vorwürfe, die er gegen die hemmungslose Machtpolitik, mit der England seinen Weg durch die letzten Jahrhunderte ging, zu erheben gezwungen ist.

DEUTSCHE VERLAGSANSTALT STUTTGART / BERLIN

Inzucht und Tod

als Durchgangspforten des „inwendigen" Menschen

Von Dr. med. F. Schwab

192 Seiten mit 7 Figuren. Kart. RM. 3.60. Leinen RM. 4.80

„Der Unsterblichkeitsbeweis durch Erfahrung!"

Dr. Sellnick urteilt in „Neues Deutschland" vom 15. 8. 39: ... hier gibt es keine Resignation, keinen Nihilismus, kein sinnloses Schicksal, sondern Weiterentwicklung, das Dasein endet mit einem Danke: zu nützen, zu leben, - zu erwachen!

HUMMEL-VERLAG, LEIPZIG C 1, PRENDELSTR. 16 b

Bitte verlangen Sie kostenlose Zusendung des Prospekts

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegen Prospekte folgender Buchverlage bei, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

Georg Westermann, Braunschweig,
Frühjahrsneuheiten.

Verlag Hanns Herziger, Dresden A 27,
„Ein Deutscher im Kampf um Kamerun".

Sendet Bücher ins Feld!

Wilhelm Ihde, der ein kurzes Vorwort schrieb, steuert seine Arbeit bei „Englischer Wohlstand — deutsche Armut".

Verschiedenes

Nach dem Spruche Schopenhauers, daß man von Platon nicht sowohl die Philosophie als das Philosophieren lernen kann, hat Karl Kindt ein „Platon-Brevier" zusammengestellt (Markkleeberg, Karl Rauch), in dem aus gründlicher Kenntnis eine Auswahl aus Platons Werken getroffen ist in 34 Abschnitten mit sachkundigen Anmerkungen und einer gescheiten Einleitung. Viele Abschnitte hat Karl Kindt selber neu übersetzt. — Ein treffliches Büchlein ist die Sammlung „Antiker Humor" (München, R. Piper & Co. RM 2,40), in der 204 Anekdoten aus der Antike gesammelt sind. Es genügt festzustellen, daß mit der gleichen eigenen Freudigkeit und Sachkenntnis wie in seinen früheren Anekdotenbüchern hier Eduard Stemplinger zur Freude aller Leser gearbeitet hat. — Eine reizende Gabe ist die Zusammenstellung von Hanna Kronberge-Frentzen „Deutsche Stickmuster" (Hamburg, Marion von Schröder). Hier ist auf 6 Farbtafeln und 31 Abbildungen im Text die Fülle von Kunstfertigkeit in dieser echten Frauenarbeit von ihren Anfängen bis zum Biedermeier festgehalten. Man könnte sich vorstellen, daß den Frauen von heute hier manche hübsche Anregung geboten wird. — Eine sehr ernsthafte Mahnung stellt das Buch von F. M. Reiferscheidt „Über die Sprache" dar (Leipzig, Hegner). In einer eindringlichen und anmutigen Form sind hier eine Reihe von Untersuchungen zusammengestellt, die sich auf Gedanken gründen eines Mannes, der sich der entscheidenden Aufgabe der Sprache und der Pflicht jedes Einzelnen im Gebrauch der Sprache bewußt ist. Dieses Buch gehörte in die Hände zum mindesten eines jeden, der die Sprache beruflich und öffentlich gebraucht. — In die gleiche Kerbe, aber in vergnüglicherer Form schlägt Bruno Betcke mit seinen Plaudereien „Von der Kunst des Gesprächs" (Bonn, F. Dümmler. RM 2,90). Er läßt den richtigen Sprecher sich mit jemand unterhalten, der achtlos gegen das edelste Mittel des Umgangs ist, und diesen in der amüsantesten Form belehren. Das ganze Büchlein ist von der ersten bis zur letzten Zeile unterhaltsam und wertvoll, reizend sind die eingestreuten Zeichnungen im Text von Hans Pingsmann. — In der Reihe „Die Kunst des Wortes", deren verantwortungsbewußte Arbeit für die Reinigung und Heiligung der Sprache wir schon hervorhoben, ist eine feine Gabe als Band 19 erschienen: Otto Heuschele „Dank an Freunde" (Berlin, Verlag Die Rabenpresse). Heuschele hat hier eine große Zahl von Sprüchen zusammengestellt, in denen er in reifen und tiefen Gedanken ein Geschenk für alles das abstattet, was ihm seine Freunde gegeben haben. — Mit dem 4. Teil rundet Paul Meißner seine „Englische Literaturgeschichte" ab (Berlin, Walter de Gruyter. RM 1,62. Sammlung Göschen, Bd. 1136). Dieser Schlußteil behandelt das 20. Jahrhundert und führt die Geschichte der englischen Literatur in einem Schlußwort bis zum heutigen Tage fort. Man kann sich nicht vorstellen, daß auf knapperem Rahmen, bedient von sicherem Urteil, so völlig Schlüssiges und Vollständiges gesagt werden könnte.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Dr. Wolfgang Windelband, Berlin — Annalise Schmidt, Berlin — Wilhelm Forck, Berlin-Nikolassee — Werner Klau, Berlin — Professor Kurt Kluge, Berlin-Nikolassee — Dir. Theodor Bäuerle, Stuttgart — Erich Franck, Aschaffenburg

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 221856 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34 Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

RUDOLF PECHEL

„Napoleon der Kleine"

Ein Beitrag zur Emigrantenfrage

„Wollen Sie wissen, mit welchen Worten ein achtbarer greiser Ritter des St.-Ludwigs-Ordens, ein entschiedener Gegner der ‚Demagogen' und einer Ihrer Anhänger, am 20. Dezember für Sie stimmte? — ‚Er ist ein Schurke', sagte er, ‚aber ein notwendiger Schurke.'"

Am 2. Dezember 1851 unternahm Charles Louis Napoleon bekanntlich seinen Staatsstreich, löste das Parlament auf, stellte das allgemeine Wahlrecht wieder her, unterdrückte in den folgenden Tagen mit blutiger Gewalt den Widerstand in Paris und in der Provinz, setzte die Führer der Opposition gefangen und schickte sie dann in die Verbannung.

Zu den Betroffenen gehörte auch Victor Hugo, der nach durchaus ehrenhaftem und männlichem Widerstand ins Exil nach Belgien fliehen mußte. Er wurde Emigrant — und erlitt das typische Emigrantenschicksal, d. h. er verlor die Fühlung mit der Wirklichkeit des eigenen Volkes. Er begann sofort seinen Kampf gegen Napoleon, den er mit allen Mitteln seiner reichen Gaben führte, ohne auch nur zu ahnen, wie stark er der unausbleiblichen Psychose der Emigration unterlag. Im Jahre 1852 ließ er eine Schrift erscheinen mit dem Titel „Napoleon der Kleine", das Muster eines genialen politischen Pamphlets und zugleich ein Paradigma vollendeter Selbsttäuschung. (Im gleichen Jahre kam eine ziemlich miserable Übersetzung der Schrift bei Carl Schünemann in Bremen heraus.) Vor die Fähigkeit eines unbestechlichen Urteils, das den Tatsachen gerecht wird, senkte sich der Schleier der Psychose, ohne daß dadurch die Phantasie und die starke Ausdruckskraft gelitten hätten, die diesen Dichter auszeichneten. Im Grunde erlebte er ein typisches Emigrantenschicksal, das auch heute in vielerlei Hinsicht interessant ist.

*

Die Tatsache der Emigration wirft nicht nur für die Emigranten selber, sondern für jedes Volk, das Emigranten hat oder beherbergt, die verschiedensten Probleme politischer, heute auch eminent wirtschaftlicher und immer menschlicher Art auf. Es gibt und gab immer Emigranten der verschiedensten Spielarten. Vom Altertum bis in die Gegenwart, von den Griechen und Römern und Hannibal bis zum Reichsfreiherrn vom Stein und den Emigranten unserer Tage zieht ein langer Zug von sehr unterschiedlichen Gestalten an unsern Augen vorüber, darunter auch tragische, aber in der Mehrzahl tragikomische, auch würdige, aber in der Mehrzahl unwürdige, auch tapfere, aber in der Mehrzahl feige Vertreter aus allen Völkern — aber alle eben Emigranten.

Das wesentliche Unterscheidungsmerkmal zwischen den Emigranten ist die menschliche Haltung, mit der der Einzelne sein Schicksal trägt. Unter ihnen sind zweifellos auch Männer, die schweigend den vermeintlichen schreienden Undank

für hervorragende Dienste am eigenen Volke und Vaterland, die sie erwiesen zu haben glauben, unter dem schweren seelischen Druck der Verbannung in der Fremde tragen, denen niemals ein Wort der Klage oder des Hasses über die Lippen tritt. Die überwiegende Masse aber — und sie drängt in den Vordergrund — bilden die Menschen, die sich mit überlautem und unwürdigem Gekeife im Beschmutzen des eigenen Nestes nicht genug tun können, die bei fehlendem persönlichem Mut den Kübel ihres Schmutzes über die Heimat ausgießen, und auch über die, die es am wenigsten verdient haben, weil sie unter eigener Lebensgefahr die Heimat nicht verließen und unter dem Druck der Tyrannen ausharrten.

Allen Spielarten der Emigranten scheint eins gemeinsam: der Verlust des richtigen Augenmaßes in der Beurteilung der Dinge zu Hause. Die einen als selbsternannte getreue Eckharte neigen zur Überschätzung der Schwierigkeiten einer Gesundung des eigenen Volkes, die andern zum völlig irrigen Glauben an eine ihnen zudiktierte Rolle. Diese meinen, die ganze Nation warte nur auf den Tag, an dem sie bejubelt heimkehren, und wollen nicht einsehen, daß sie in dem Kampfe gegen das herrschende Unrecht lediglich die Rolle der üblen Etappe spielen und mit ihr die Verachtung der Front teilen. Beide sehen meistens nicht, daß eine Restauration in ihrem Sinne unmöglich ist, weil die neue Führung neue Tatsachen schuf, die nicht rückgängig zu machen sind, und daß auch in einer Zeit des Unrechts neue Schichten antreten, die berechtigte Ansprüche erheben. Denn das Leben eines Volkes geht ohne Rücksicht auf Zustimmung oder Ablehnung Einzelner seinen geschichtlichen Gang.

Ein interessantes Merkmal der Emigranten ist ein brennendes Heimweh bei allem Haß gegen den gegenwärtigen Zustand des eigenen Volkes, das der eine von den wenigen als nie vernarbende Wunde in sich trägt, deren Schmerz ihn innerlich läutert und seelisch reinigt, während der andere von den vielen aus ihr nur Eiter und Gift zieht und seine minderwertige Seele noch mehr depraviert. Festzustellen ist meist auch eine gewisse pupillarische Unsicherheit, bei den einen geboren aus der Sorge um Mißdeutung bei den Menschen von Ehre draußen, bei den andern aus Angst, nicht als vollwertige Partner genommen zu werden. Bedeutsam ist es auch, daß die Vorwürfe der Emigranten gegen ihre Feinde zu allen Zeiten merkwürdig gleichbleibend sind. Klischees, bei denen nur der Kopf wechselt — was kluge Menschen nachdenklich machen sollte.

Bei der Vorgeschichte des gegenwärtigen Krieges haben die Emigranten, vor allem in Frankreich, eine höchst unheilvolle Rolle gespielt. Sie waren die eigentliche Quelle der Verhetzung und des neuauflodernden Hasses zwischen den Völkern mit ihren falschen Informationen für die französischen Politiker.

Die Emigrantenfrage schreit nach einer Lösung. Einmal wird dieses Problem, das wir hier nur streifen können, unter Mitwirkung aller Völker gelöst werden. Als ein Beitrag zu dieser ernsten Frage, die allen Völkern gestellt ist, möge das Beispiel Victor Hugos dienen. Wir wählen ihn, weil gerade die Franzosen sich über die Qualität von Emigranten nicht klar zu sein scheinen, obwohl sie mehr als ein bedeutendes Zeugnis in ihrem eigenen Volke haben, und zu ihrem eigenen Unglück auf die Treibereien der Emigration hereingefallen sind. Wir wählen ihn,

um zu zeigen am grünen Holz, wie schief das Urteil aus der Emigrantenperspektive immer ausfällt. Denn sind jene durchweg verantwortungslose Literaten übelsten Schlages, so war dieser ein großer Dichter — aber auch er verfiel der Psychose, wenn er auch in manchen Punkten einen Standpunkt hielt, dem man Achtung nicht versagen mag.

*

Als einst ein Verbannter einen alten, weisen Römer fragte, wie er sich gegenüber dem eigenen Volke und dem eigenen Vaterlande zu verhalten hätte und wie er in der Fremde von ihm reden sollte, erhielt er zur Antwort: wie von seiner Mutter!

Nur innerlich Verlumpte beschimpfen und verunglimpfen die eigene Mutter und wagen ein Verdammungsurteil über ihr Tun, wenn es dem eigenen Gefühl zuwiderläuft. Die Beschimpfung wird dadurch nicht geringer, daß einer meint, ein Kampf sei nach dem sittlichen Gesetz nicht nur ein Recht, sondern Pflicht, wenn die eigene Mutter in Gefühlsverwirrung oder innerer Unsicherheit sich einen neuen Mann gewählt habe, durch den sie Gefahr laufe, selber aus der Gemeinschaft der Anständigen ausgestoßen zu werden.

*

Die Forderung nach unabdingbarer Ehrfurcht gegen die eigene Mutter erfüllte Victor Hugo. In der Zeit tiefster Verzweiflung fand er Worte glühender Liebe und ekstatischer Lobpreisung für sein Frankreich. „O Vaterland, gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo du blutend, entseelt, mit geschlossenen Augen und offenem, aber sprachlosem Munde daliegst, die Schwielen der Peitsche auf dem Rücken, die Spuren der Nägel von den Sohlen der Henker am ganzen Körper, nackt und mit Schmutz bedeckt, einem leblosen Dinge gleich, ein Gegenstand des Hasses und der Geringschätzung, gerade in diesem Augenblick, o Vaterland, strömt das Herz des Verbannten von Achtung und Liebe zu dir über.“

Er sagt in poetischem Überschwang von Frankreich, daß es als Ergänzung zur Bruderliebe der Menschen, die das Evangelium verkündet, die Bruderliebe der Nationen lehre, daß es bei dem Abendmahle der Intelligenzen den Vorsitz führe und das Brot des Lebens denen spende, die in der Wüste umherirrten. Der Hymnus endet in der Gleichsetzung des gepeinigten Frankreich mit Christus am Kreuze.

Der Mann aber, den die Mutter Frankreich sich nahm, der wird mit dem Pinsel einseitigen Hasses, bedient von allen Kräften des Geistes, in der ganzen Scheußlichkeit abgemalt, wie Victor Hugos Empörung, seine verletzte Menschenwürde und sein Gefühl für menschlichen Anstand ihn sahen. Hier beginnt die Psychose sichtbar zu werden. Er will nicht wissen, daß sein Feind doch immerhin der Träger eines großen Namens war, Frankreich den Platz unter den Großmächten zurückgewann und sich nicht ohne Erfolg bemühte, dem Land und Volk neuen Glanz zu verschaffen. Er sieht nur die Nachteile und urteilt niemals als kühler Realpolitiker, sondern immer nur als ein in seinen heiligsten Gefühlen verletzter Idealist. Ihm ist Napoleon nichts als ein Verbrecher und Missetäter der frechsten und gemeinsten Art. Es sei ein Irrtum gewesen, Louis Bonaparte „einen blödsinnigen

Schwachkopf" zu nennen. Gewiß herrsche in seinem Kopfe eine gewisse Verwirrung, und es seien leere Stellen darin, aber man könne auch mehrere zusammenhängende Ideen darin entdecken. Er sei ein Buch, aus dem eine Anzahl Blätter herausgerissen sei. „Louis Bonaparte hat eine fixe Idee, aber eine fixe Idee ist kein Blödsinn, er weiß, was er will, und bemüht sich, es zu erreichen. Allerdings tritt er dabei die Gerechtigkeit, das Gesetz, den Verstand, die Rechtschaffenheit und die Humanität mit Füßen; aber er schreitet doch auf sein Ziel los." Er ist ein großer Betrüger und gibt sich gern für einen Sozialisten aus, weil dies ein unbestimmtes Feld sei, das sein Ehrgeiz ausbeuten könne. Für ihn ist Bonaparte ein Zögling Machiavellis: „Er kündigt eine Enormität an, über welche die Welt Zeter schreit, desavouiert sie mit Entrüstung, schwört bei allen Göttern und Heiligen, nennt sich einen rechtschaffenen Mann, und in dem Augenblick, wo man sich beruhigt hat und über die besagte Enormität lacht, führt er sie aus ... Kein Mensch hat sich hineinzumischen, er wird die Sache mit der Geschichte abmachen."

Er solle nur nicht glauben, daß er sich deshalb, weil er Schändlichkeiten auf Schändlichkeiten gehäuft hätte, jemals zur Höhe der großen politischen Banditen emporschwingen könne. Die Quintessenz seiner Tätigkeit sei: das Werk von zwanzig Generationen zu zerstören, in ganz Europa die unermeßliche Vegetation des Gedankens, der hier eine mächtige Eiche, dort ein bescheidener Grashalm ist, zu vernichten, die Inquisition wieder herzustellen und die Intelligenz zu unterdrücken; die Jugend, mit anderen Worten die Zukunft zu verdummen, das Buch, das Wort, den Laut, das Geflüster, den Hauch zu unterdrücken; den freien Gedanken im Setzkasten, im Drucker, im Buchstaben, im Bilde, auf der Bühne, auf dem Katheder, in der Schule, ja selbst in der Mappe des Kolporteurs zu verfolgen; allen das materielle Interesse zum Glauben, zum Gesetz, zum Lebenszweck, zum Gott zu machen, die Freiheit überall zu unterdrücken und jeder menschlichen Anstrengung das Knie auf die Brust zu setzen.

Nicht säuberlicher verfährt Victor Hugo mit denen, die das Unrecht Napoleons bejubelten oder schweigend duldeten. Hier erreicht die Psychose den Gipfel der Wirklichkeitsfremdheit. Er verdammt mit den ewigen Konjunkturrittern schlechtweg alle, die ihrem Volke aus Pflichtgefühl unter der neuen Regierung weiterdienten. Allen denen, die unter Napoleon eine Robe, eine Schärpe oder eine Uniform tragen, die ihm also dienen, schreit er ins Gesicht, daß sie sich sehr irrten, wenn sie sich für die Beamten einer Regierung hielten, denn sie seien nichts weiter als die Spießgesellen eines Räubers. „Alle, Generäle, Offiziere, Gendarmen und Richter sind Verbrecher! Sie haben mehr als Unschuldige, mehr als Schlachtopfer, sie haben Helden und Märtyrer vor sich!" Das Staatsoberhaupt habe die harmlosen Bürger niederkartätschen lassen, und die Herren Richter hätten ihn willkommen geheißen, ihn gelobt für seinen Meineid, ihm geschmeichelt wegen seiner Fälschung, ihm gratuliert zu seinen Diebstählen und ihm gedankt für seine Mordtaten. „Bonapartes Verbrechen ist kein Verbrechen, sondern es heißt eine Notwendigkeit; Bonapartes Überfall ist kein Überfall, er heißt Verteidigung der Ordnung; Bonapartes Diebstähle sind keine Diebstähle, sie heißen Staatsmaßregeln; Bonapartes Mordtaten sind keine Mord-

taten, sie heißen Fürsorge für das öffentliche Wohl; Bonapartes Komplicen sind keine Verbrecher, sie heißen Magistratsbeamte, Senatoren, Staatsräte; Bonapartes Gegner sind nicht die Verteidiger des Gesetzes und des Rechts, sondern sie heißen Jakobiner, Demagogen und Kommunisten."

Die ganze Schale seines Spottes gießt er, ohne sich überhaupt um Verständnis zu bemühen, über die gläubigen Anhänger aus: „Eine Klasse von Menschen hat sich in Massen um Bonaparte geschart: die Dummköpfe. Sie bilden den gesunden Teil des gesetzgebenden Körpers." Aber schlimmer ist eine andere Schicht. „Die Nationen kennen nie ihren ganzen Reichtum an Schurken. Einer solchen Umwälzung, einer solchen Art von Quartierwechsel bedarf es, damit sie zum Vorschein kommen. Dann sehen die Völker mit Erstaunen, was sich aus dem Staube erhebt ... Jeder Abenteurer zieht einen Amtsrock an, bereitet sich ein bequemes, mit Banknoten gestopftes Ruhekissen, nimmt ein Blatt Papier und schreibt darauf: ‚Ende meiner Abenteuer.' — ‚Kennen Sie Den und Den?' — ‚Ja, er ist auf den Galeeren?' — ‚Nein, er ist Minister!'"

Die Abgeordneten: „Sie sind die Hüter der öffentlichen ‚Freiheiten', sie versehen ihre Funktionen umsonst (Art. 22), und zu dem Ende erhalten sie jährlich 15 – 30000 Franken. Ihre Funktionen bestehen darin, daß sie Gehälter beziehen und sich der Erlassung von Gesetzen ‚nicht widersetzen'."

Und weiter im typischen liberalistischen Mißverstehen: die Pressefreiheit! „Ist es nicht lächerlich, dieses Wort nur auszusprechen? Wo ist die Pressefreiheit, diese Ehre der französischen Nation, diese Fackel, welche alle Fragen an allen Punkten zu gleicher Zeit beleuchtete, dieser beständige Wecker des Volkes? Was hat Herr Bonaparte damit gemacht? ... Sie ist da, wo die Redefreiheit ist. In Paris sind zwanzig, in den Departements achtzig Zeitschriften vernichtet, also hundert unterdrückte Journale ... Das ganze Dekret über die Presse läßt sich in eine Zeile zusammenfassen: Ich erlaube, daß du sprichst, aber ich verlange, daß du schweigst."

Auch die Gelehrten kommen bei solcher Befangenheit des Urteils nicht besser weg, soweit sie den berüchtigten Eid auf Bonaparte geleistet haben: „Eine von den vorzüglichsten Eigenschaften des Louis Bonaparteschen Eides besteht darin, daß er, je nachdem man ihn verweigert oder leistet, einem die Talente, die Verdienste und die Fähigkeiten entzieht oder verleiht. Du bist Professor der alten Sprache; leiste den Eid, sonst wirst du von deinem Lehrstuhl geworfen und verstehst weder Griechisch noch Latein ... Du bist Professor der Medizin; leiste deinen Eid, sonst kannst du einem Fieberkranken nicht mehr den Puls fühlen ... Was soll dann aus den Kranken werden? Was kümmern uns die Kranken! wir haben an andere Dinge zu denken. Die Hauptsache ist, daß die Ärzte Herrn Louis Bonaparte den Eid leisten."

Hugo führt ein Gespräch an, zwischen den zur Eidesleistung Gezwungenen: „‚Den Eid müssen wir leisten', sagte einer von ihnen. — ‚Und wir müssen ihn auch halten', bemerkte ein anderer. — ‚Ja, wie der Herr des Hauses', setzte ein dritter hinzu."

Es spricht für den geistigen Rang Victor Hugos, daß plötzlich durch den Nebel der Psychose die Erkenntnis durchbricht, daß trotz allem Louis Napoleon und seine

Taten eine geschichtliche Notwendigkeit seien, um das Volk von tief eingefressenen Fehlern zu befreien und ihm zu einer Wiedergeburt zu verhelfen.

In diesem Abschnitt zeigt Victor Hugo seine geistige Klarheit und seine Kritik auch gegenüber dem eigenen Volke. Er teilt Napoleon seine geschichtliche Rolle zu: „Wenn Gott eine Sache vernichten will, so überträgt er dies der Sache selbst. Alle schlechten Einrichtungen dieser Welt enden durch Selbstmord. Wenn sie lange genug auf den Menschen gelastet haben, sendet ihnen die Vorsehung, wie der Sultan seinen Wesiren, durch einen Stummen die seidene Schnur, und sie erdrosseln sich selbst. — Louis Bonaparte ist der Stumme der Vorsehung.“

Aus seiner Besessenheit heraus wendet sich Victor Hugo mit Schärfe gegen die Zweifler, die da dächten, daß eine Rettung unmöglich wäre, daß wohl das gegenwärtige System eine Schande für Frankreich sei, daß aber diese Schande an der Börse einen guten Klang habe, und daß darum nichts zu hoffen sei. Alles, was Freiheit hieß, sei verschwunden, jetzt sei man zufrieden, finde sich in diese Erstarrung, ziehe Nutzen daraus und lebe ganz so gut wie sonst. Deswegen sei der gegenwärtige Zustand fest und stabil, er sei die Gegenwart und die Zukunft. Victor Hugo erwidert, daß man niemals die Hoffnung und das Vertrauen aufgeben dürfe: Bonaparte sei in der Hand der Geschichte. „Nein, du stirbst nicht, Freiheit! früher oder später, in dem Augenblick, da man es am wenigsten erwartet, in der Stunde, da man dich am vollständigsten vergessen hat, wirst du dich erheben, dein Sternenantlitz wird plötzlich aus der Erde auftauchen, und in blendendem Glanze wirst du am Horizonte strahlen ... Laßt uns glauben und vertrauen! Die Selbstverspottung ist der Anfang der Erniedrigung. Indem man glaubt und vertraut, wird man gut und groß.“

Und dann bricht wieder die glühende Liebe zu Frankreich am Schluß wie feurige Lava durch, aber mit der Lautstärke eines Erdbebens auch der blinde Haß gegen den Mann, den der Emigrant Victor Hugo sonderbarerweise in verächtlichem Sinne einen Emigranten nennt: „Wie? im Schoße des größten Volkes der Erde, in der Mitte des größten Jahrhunderts der Geschichte ist dieser Mensch aufgetaucht und hat gesiegt? er hat Frankreich zu seiner Beute gemacht? Allmächtiger Gott! was ein Löwe nicht gewagt haben würde, hat ein Affe getan! Was ein Adler nicht mit seinen Klauen zu erfassen gewagt haben würde, hat ein Papagei in seine Pfoten genommen ... Was kein Titan gehemmt und kein Herkules angehalten haben würde, den Strom der Menschheit, die Wiege Frankreichs, die Zivilisation, den Fortschritt, die Intelligenz, die Revolution, die Freiheit — das hat er, diese Maske, dieser Zwerg, diese Tiberius-Mißgeburt, diese Null, eines Morgens mit einem Schlage getan! ... Ihr seht nicht ein, daß dies alles Chimäre ist? Ihr seht nicht ein, daß der 2. Dezember nur eine kolossale Illusion, eine Pause, ein Haltepunkt, eine Art Vorhang ist, hinter welchem Gott, dieser große Maschinist, den letzten triumphierenden Akt der französischen Revolution vorbereitet? Ihr starrt einfältig den Vorhang an und bewundert die Dinge, die auf grobe Leinwand gemalt sind, die Nase des einen, die Epauletts des andern, diese betreßten Eeaudecologne-händler, die Ihr Generäle nennt, diese Puppen, die Ihr Senatoren nennt, dieses Mixtum von Karrikaturen und Gespenstern, und haltet dies alles für Wirklich-

keit? Ihr höret nicht dahinter das dumpfe Geräusch? Ihr höret nicht, daß jemand dahinter auf und ab geht? Ihr sehet nicht, daß der Odem dessen, was dahinter ist, den Vorhang bewegt?"

*

Und der Erfolg dieses mit glühendem Temperament und allen Waffen gefährlichen Hohnes geführten Kampfes, dieses erbarmungslosen Verdikts in saecula saeculorum? Er war gleich — Null. Im Jahre 1852 erschien die Schrift Victor Hugos: Napoleons Weg auf den Gipfel seiner Macht hielt sie nicht auf. Es bedurfte erst der deutschen Waffen, um achtzehn Jahre später der Herrschaft Napoleons ein Ende zu machen. Daran hätten die Franzosen von 1939 sich erinnern sollen. Denn hier wird ein weiteres Moment deutlich, das mehr oder weniger für die Emigranten aller Zeiten und aller Völker kennzeichnend ist. Sie sind in ihrer Wirklichkeitsfremdheit und ihrer Besessenheit zur Macht- und Einflußlosigkeit verdammt — und sie sind schlechte Berater.

Die Geschichte kennt wenige Beispiele, daß Emigranten in größerer Zahl zur Machtübernahme in ihre Heimat zurückkehren konnten, um ihre Wunschträume nach dem Sturz des ihnen verhaßten Regimes durchzusetzen — sie kennt keins, daß die heimgekehrten Emigranten so viel gelernt hätten, daß sie dem eigenen Volke wirkliche Hilfe hätten bringen können, weil sie ihrem aufgespeicherten Ressentiment freien Lauf ließen und nicht begriffen, daß die neuen Realitäten ganz neue Methoden erforderten.

Victor Hugo freilich verstand es, als der anständige Mensch, der er war, sich ohne Konzession treu zu bleiben, sich von Verschwörungen zur Herbeiführung eines Eingriffs von außen frei zu halten und achtzehn lange Jahre in der Verbannung zu warten. Als er dann im Jahre 1870 nach dem Sturz Napoleons in die Heimat zurückkehrte, spannte das Volk von Paris die Pferde seines Wagens aus und führte ihn im Triumphe heim.

FRIEDRICH SEEBASS

Ernst Moritz Arndts innere Wandlungen

„Mit dem Ausdruck der derben kühnen Gesinnung verband sich ein inneres geistiges Nachsinnen."
Henrik Steffens über Arndt 1812

Die Gestalt dieses Mannes als treuer Eckart seines Volkes gewinnt, je mehr sich die Wissenschaft und Öffentlichkeit mit seinem umfassenden Wirken beschäftigt, die Bedeutung zurück, die sie in großer, ja entscheidender Zeit besaß, aber im Laufe des 19. Jahrhunderts verlor, um als das viel mißbrauchte Vorbild eines lauten, biedermännischen, altdeutschen Patrioten bei festlichen Gelegenheiten

hervorgeholt zu werden. Erst unter dem Eindruck des Weltkriegs und der folgenden stürmischen Jahrzehnte wurde Arndt im deutschen Bewußtsein wieder mehr erfaßt als Historiker, der in gründlicher Kenntnis der Vergangenheit an seiner Gegenwart leidenschaftlichsten Anteil nahm und in der Geschichte die Künderin lebendigen Erbes sah; als Erzieher, der voll Gram und Grimm die entstellenden und entehrenden Fehler der deutschen sittlichen und volklichen Entartung mit eigenen Augen und am eigenen Leibe erlebte und mit hart strafenden, aber aus liebendem Herzen kommenden Worten zur Umkehr mahnte; als Volksforscher, der aus unverdorbenem, kräftigem Bauernstamm entsprossen, das ganze Vaterland, auch viele angrenzende Länder, offenen Auges in eigener Anschauung und mit geschultem Urteil durchwandert hatte und alle urtümlich wirkenden Kräfte im unaufhaltsamen Strom der Entwicklung bewahrt wissen wollte; als sittlich-religiöse Persönlichkeit, die in dunkelster Notzeit die letzten tiefsten Zusammenhänge des eigenen Lebens mit Gott als tragende Wahrheit erfahren hatte und nicht müde wurde, die christlichen Grundsätze seinem Volk immer aufs neue einzuschärfen. Daneben tritt der Dichter Arndt, der nur mit einigen seiner Kirchenlieder und vaterländischen Hymnen noch gesungen wird, mehr in den Hintergrund, obwohl es, versteckt unter der Unmasse seiner Gedichte, wahrhaft echte persönliche Lyrik gibt, die gesammelt dem verblaßten Bilde seiner Erscheinung ebenso frische und bleibende Farben zu geben vermöchte, wie die in unseren bewegten Tagen wieder mehr gewürdigten Schriften politischen und wissenschaftlichen Inhalts *.

Auf einige wenig bekannte, meist seit ihrem ersten Erscheinen nicht wieder gedruckte Werke soll im folgenden hingewiesen werden, weil sie, neben den andern, eine klare Vorstellung von den tiefgreifenden inneren Wandlungen dieses ungemein vielseitigen, fruchtbaren, eigenwüchsigen Mannes geben können. Auch heute noch vermag er ein echtes Vorbild zu sein, wenn wir ihn in seiner Ganzheit nehmen, anstatt nur einzelne, heutigen Modeströmungen entgegenkommende Züge seiner schriftstellerischen Wirksamkeit herauszugreifen. Auch das Tragische dieser historischen Gestalt gilt es zu sehen, da er, der das Höchste und Tiefste in seinem deutschen Volk erkannt hatte, und für dessen Zukunft das Beste wollte, gerade deswegen einsam, verkannt, ja verfolgt zumeist im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen stehen mußte.

Eine unendlich reiche Jugendzeit mit den Einwirkungen eines frommen, tüchtigen Elternhauses und mit den niemals vergessenen Eindrücken der damals noch völlig unberührten Natur auf Rügen, die ein urwüchsiges Bauernleben unter schwedischer Herrschaft umschloß, war Arndts Grund- und Urerlebnis, auf das er wieder und wieder in seinen späteren Schriften zurückkommt. Durch einen Hauslehrer war er schon früh in Auseinandersetzung mit der allgemein herrschenden Aufklärung geraten, indem er von der neuen Literatur des Sturmes und Dranges, namentlich aber von Rousseau erfuhr. Der tief veranlagte, dabei grundgesunde Schüler hat dann in Stralsund und später als Theologe in Jena, wo er auch Fichte hörte, viel seelische Kämpfe durchgemacht, als alle die gewaltigen Strömungen des damals ungemein bewegten Geisteslebens auf den starkblütigen bäuerlichen Studenten eindrangen. Er spricht selbst von seiner „neunjährigen Sonderlingszeit, da mein Leben wie ein Traum war, daß ich mehr

* Aus der zahlreichen Arndt-Literatur des letzten Jahrzehnts sei nur erwähnt die vorzügliche Arbeit von Paul Hermann Ruth: Arndt und die Geschichte, 1930.

noch als sonst die Einsamkeit liebte und weder zur Kirche noch in Gesellschaft kam". Mit einem gewalttätigen Ruck befreite sich Arndt von den Unklarheiten seines Innenlebens, indem er ein für allemal das geistliche Amt aufgab, dann durch einen mehrjährigen Aufenthalt im Auslande sich von der Enge der heimatlichen Bindungen löste, um „hinein in des Lebens Weite" zu dringen. Die Erlebnisse, Erfahrungen und Ergebnisse dieser „Reisen durch einen Teil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799" veröffentlichte Arndt in sechs Bänden einige Jahre darauf; noch heute durch ungemeine Frische der Beobachtungen ausgezeichnet, verraten diese farbigen Schilderungen von Land und Leuten, von kleinen und großen Schicksalen inmitten der damaligen alles umwälzenden Zeiten schon den späteren Meister der historischen und volkskundlichen Werke, geben aber auch von der ernsten Krisis seines Innern Kunde, die sich in dem Dreißigjährigen vollzogen hat. Als Gläubiger einer romantischen Religion der lebenstrunkenen Naturfrömmigkeit, als Anhänger Winckelmanns und seines Griechenkultus und als Vertreter einer revolutionären Aufklärung war Arndt zurückgekehrt; an Stelle des einfachen Bibelglaubens und des Gebetslebens seiner Jugend trat für ihn die in Natur- und Menschheitsgeschichte sich offenbarende Lebenskraft, die das Weltall durchströmt, in den Mittelpunkt; ihr ging er nun als Professor der Geschichte in seinen Greifswalder Vorlesungen nach. Zugleich von der energischen Ethik einer individualistischen Lebensauffassung beseelt, wie von der Erkenntnis der Notwendigkeit der französischen Revolution als gerechter Sache durchdrungen, trat er 1802 in einem Werk über die Leibeigenschaft in Pommern und Rügen nachdrücklich für die Befreiung und Hebung des Bauerntums ein.

Jedoch von dem „Geist der Unruhe", von dem er sich durch die langen Reisen hatte befreien wollen, kam er nicht los; wie denn sein ganzes neunzigjähriges Leben unter dem Zeichen der Spannungen steht, die sich aus dem doppelten Bedürfnis in Arndts Natur ergeben: zu wissenschaftlichem Betrachten und dichterischem Schaffen in ruhigem häuslichem Dasein einerseits und zum tätigen Eintreten für große politische Ideale in öffentlicher Wirksamkeit andererseits. Es darf daher nicht wundern, daß Arndts Urteile und Gedanken sich häufig wandeln; ebenso wenig wie irgendein anderer deutscher Mann von Bedeutung war er „ein ausgeklügelt Buch", vielmehr „ein Mensch mit seinem Widerspruch"; dennoch ist sein Wesen und Wirken aus dem Reichtum seines Gemütes, aus der Wahrhaftigkeit seines Geistes, aus der unverbrauchten Kraft seines Körpers ein wundervoll einheitliches, auf die höchsten menschlichen Ziele gerichtetes geworden trotz vieler Schwankungen und Wandlungen. Diese werden in einem schmalen, nie wieder gedruckten Bändchen merklich: „Briefe an Freunde", die aus den Jahren 1805 und 1807 stammend an zwei Studiengefährten gerichtet waren und die ungewöhnliche Mannigfaltigkeit seiner gärenden Entwicklung in packender Weise bezeugen. Durch Muhrbeck, den ersten der beiden Lebensfreunde, war Arndt in Hölderlins Denk- und Schaffenskreis eingeweiht, und viel ist von dessen hohem dichterischem Schwung und tiefer Gedankenkraft in diese Briefe übergegangen, wenngleich Arndt selbst darin der ihn überhaupt bedrohenden „Gefahr des vielen Sprechens" nicht ganz entgangen ist, vor der er den Freund warnt. Mit einer begeisterten Preisung Goethes setzen sie ein, wobei die für Arndt bezeichnende Bemerkung fällt: „was würde der Göttliche gewesen sein, wäre ihm ein Volk geworden, ein großes, tapferes, eigenes Volk, das ihn hätte erkennen und anerkennen können!" Herder, dessen Ideen für ihn von höchster

Bedeutung gewesen waren, wie auch Schiller, werden mit zurückhaltender Verehrung beurteilt; sie seien tragische Gestalten, „Ruinen der Trauer, nicht Träger eines gesunden, frischen Lebens, und ihre Herrlichkeit weist immer auf etwas anderes hin, als worin wir sind". — Im Mittelpunkt der Briefe steht der Lobpreis „der Kunst als der zartesten Blüte des Lebens", und so rühmt er in breiten Schilderungen die Griechen, deren Dichter, Historiker und Philosophen er gründlich aus den Originalen kannte. Mit innerster Neigung spricht Arndt von ihrem Heidentum, „darunter verstehe ich die göttliche Gesamtheit des Menschen und der Welt, wodurch das Altertum so mächtig und herrlich war". Aber schon in diesen frühen Briefen kommt der Verfasser auf zwei Themen zu sprechen, die später ihn ganz ausfüllen sollten; er fragt nach dem Wesen des Christentums, wie es sich zur Antike verhalte und wie es in der neueren Zeit sich darstelle. Arndt gibt seine Ansicht in etwas verschwommenen Ausführungen wieder, „daß das Heidentum, wie ich es meine, in seiner auf Erden nicht mehr lebenden Gemüts- und Leibesfülle, und das (neuere) Ideentum und Christentum sehr gut miteinander bestehen könne". Von Christus weiß Arndt nur zu sagen, daß dessen große und göttliche Seele das Bedürfnis der Zeit selber faßte und begeisterter darstellte und eine Flamme in die Welt warf, deren Feuer nie erlöschen sollte; aber bald sei das Christentum in der Umgebung einer entarteten, entnervten, verkümmerten Welt zu zart und zu geistig geworden. Die Reformation sei als die große Wetterscheide unserer Bildung gekommen, und Luther wird zu den Wohltätern und Bildnern der Welt gerechnet. Zweitens klingt unter den kosmopolitisch eingestellten Betrachtungen von ferne das vaterländische Motiv an, wenn es z. B. heißt: „Ich hatte mir einmal vorgesetzt, auf mein Volk und seine eigene Kunst und Wirksamkeit stolz sein zu wollen ... wir Deutsche scheinen einmal das Volk zu sein, das mit einem eigenen kassandrischen Fluch belastet ist, daß wir uns unser Größtes und Trefflichstes selten recht zueignen und zutrauen, und durch Proben und Pfuschereien unsere reiche Majestät des Gemüts und der Sprache so vergeuden." Als schmerzliche Last fühlt er die politischen Erschütterungen, „die ohne meine Schuld mich zermalmen und erstarren. O die unselige Zeit! Wie teuer muß ich meine Kühnheit und meinen Siegestrotz bezahlen! Wie zertritt das Politische das Poetische in mir!"

In den Jahren 1807 bis 1812 erfolgte dann die grundlegende Wandlung: sein Durchbruch zu einem echten Christentum und zur Erkenntnis seiner besonderen Lebensaufgabe, als „Instrument Gottes" zu wirken für sein geknechtetes Volk. Entscheidend war der zweite, drei Jahre dauernde Aufenthalt in Schweden, wohin Arndt vor dem Zugriff Napoleons hatte flüchten müssen; dort lernte er, selbst im diplomatischen Dienst verwendet, aus nächster Nähe in die umwälzenden historischen Vorgänge am schwedischen Königshofe und auf dem von dem Korsen erschütterten gesamteuropäischen Festland immer bewußter hineinzublicken. Zugleich wurde Arndt in der schwermütigen Einsamkeit dieser heimatfernen Verbannung getröstet durch den freundschaftlichen Verkehr mit den bedeutendsten Männern Schwedens und hochstehenden, tieffrommen Frauen, deren Einfluß überhaupt in seinem Leben nicht unterschätzt werden darf; zweimal war er glücklich verheiratet, daneben haben Liebe und Freundschaft einer Charlotte von Kathen, Elisa von Munck, Charlotte Bindemann und Johanna Motherby ihn geformt — er bekennt selber, daß er ihnen „selig lauschte und horchte, wie kindliche Demut und unbewußte Unschuld aussprachen und ausspielten,

was Männer nie so zart und geistig aussprechen noch ausspielen können. Da lehrtet ihr mich, worin des Weibes Leben steht; da betroget ihr mich oft so glücklich durch den Hineinblick in ein höheres Dasein um den Schmerz der irdischen Dinge, die mich zuweilen zur Verzweiflung bringen wollten." – Dreimal zu verschiedenen Zeiten seines Lebens betonte Arndt: „Es ist schön, sein Vaterland zu lieben und alles für dasselbe zu tun, aber schöner doch, unendlich schöner, ein Mensch sein und alles Menschliche höher zu achten als das Vaterländische." Aber damals brach er endgültig mit dem unechten Weltbürgertum und mit einer falschen Romantik sowie mit einer lebensfernen Klassik; er hatte eingesehen, daß weder der Geist der nüchtern verstandesmäßigen Aufklärung noch der Geist der idealistischen deutschen Gottschau die Kraft hatte, sein eigenes Leben zu tragen und das im innersten Kern schlaff und arm gewordene Volk zu heilen: er kehrte zu den tiefen Wurzeln des Glaubens seiner Eltern und seiner eigenen Kindheit zurück. Es sei hier auf eine unbekannte Abhandlung Arndts verwiesen: „Entwurf der Erziehung und Unterweisung eines Fürsten" zu Petersburg 1812 geschrieben für die russische Kaiserin und eine württembergische Herzogin mit wichtigen Widmungsgedichten, die auf seine Entwicklung ein helles Licht werfen. Sie geht der Flut der aufpeitschenden vaterländischen Aufrufe und Schriften voran; darin heißt es u. a., Religion könne nicht gelehrt werden. „Sie ist das Ursprünglichste und Angeborenste in dem Menschen; sie und Gott sind ihm uranfänglich eingepflanzt und weisen auf den himmlischen Ursprung hin. Religion wird still gelehrt durch die Liebe und Sitte der Eltern und derer, die an Elternstatt sind; am höchsten und tiefsten durch die Frömmigkeit und Freudigkeit der Menschen, welche mit dem Kinde leben. Durch Christus ist die blühendste und zarteste Lehre der Begeisterung, der Hoffnung und Freude unser Erbteil." Dies Christentum, in der Demut still, in der Hoffnung fröhlich, in dem Glauben unerschütterlich, in der Liebe überschwänglich, ist, nach Arndt, noch in vielen Gemütern; „es ist noch der allgemeine idealistische Strom des Lebens, der selbst in dieser wahnsinnigen Zeit die Völker und Länder trägt. Das Christentum muß auch künftig das sein, wodurch die größten Männer zur Tugend und Unsterblichkeit streben: denn es ist der Atem und Geist der neuen Geschichte ... Die Welt wird erlöst werden, der Geist wird nicht erlahmen, die stille und selige Kraft des Glaubens wird fortwirken. Das mündige Christentum wird in lichteren Flammen leuchten und in stolzerem Bewußtsein wandeln als das Heidentum."

In der nun folgenden engen Zusammenarbeit mit dem streng christlich gesinnten Freiherrn vom Stein zur Befreiung Deutschlands wie durch eigene erschütternde Erlebnisse ist dann Arndt in der gewaltigen Esse der lodernden Zeitereignisse zu dem kernhaften Mann und zukunftweisenden Propheten geschmiedet worden, der in der religiösen Gewißheit, persönlich zum Dienst am Volke berufen zu sein, alles eigene Glück und Wohl zurückstellte und als Deutscher und Christ mit in der ersten Linie der führenden Männer im Kampf gegen den tyrannischen Unterdrücker der Völkerfreiheit Europas stand. Über seine eigene Aufgabe dabei äußert er sich unter dem Eindruck der ersten Erhebungen und Siege zu Niebuhr (24. 4. 1813): „Wir können allein von dem Volk etwas hoffen und von Gott, der alles dunkel regiert, von den Regierungen nichts. Ein redlicher Mann kann nun nichts Besseres tun, als die Menschen erregen und die faulen Gedanken aufschütteln und erregen im Ernst der Tugend und des Vaterlands – wohin das führt, wissen wir nicht; immer führt es zu etwas Besserem:

denn das Schlechteste hatten wir und haben wir zum Teil noch. Das ist ein großer Trost."

Diese in schweren Kämpfen errungene mannhaft deutsche und christliche Gesinnung sollte Arndt in der zweiten Hälfte seines langen Lebens bewähren und vertiefen, nachdem er 1819 durch die Anklage wegen „staatsgefährlicher Umtriebe und Verbindungen" von seiner Bonner Professur enthoben war und damit seinen bedeutenden Einfluß auf die Jugend wie seine wohlerworbene Volkstümlichkeit größtenteils verlor. Erst durch solche und andere Leidenserfahrungen wuchs er zu der wirklichen inneren Größe heran, in der er heute noch vorbildlich ist.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Ernst Moritz Arndt (1769–1860)

1803 – Schöne Ansichten, kühne und freie Durchblicke, kurz eine hohe Ideenbildung mögen wir haben, geistig mag das Ideal des Lebens und der Kunst schöner vor uns aufgehen als vor unseren Nachbarn; aber kräftig und gestaltreich! wie könnte es das ohne ein freudiges und gestaltetes Leben unten am Erdboden, welches allein durch die Einheit des Volkes und des Staates geboren werden kann.

1806 – Nach ewigen Gesetzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, deren Quelle tiefer rinnt als das sterbliche Wort, sollen wir die Welt richten und halten; wo das Böse erscheint, da erscheint die wilde Kraft, die das Göttliche selbst zerstören möchte, wenn sie könnte, und das heilige Orakel der Menschenbrust tönt: Kämpfe und ringe gegen dieses Böse bis in den Tod.

1806 – (Gegen den Rationalismus.) So standen die Armen da in der Wüste, reich an Aufklärung, an Klarheit und Wissen, arm an Begeisterung, an Glauben und Vertrauen: unglückliche Atheisten, die durch keinen heiligen Glauben aus dem Schlamm der Erde nach oben gezogen wurden, denen alle Heiligtümer ein Gelächter waren, wodurch das Leben der Väter herrlich und kühn einhergegangen war.

1810 – Die fürchterliche Zeit, welche die Gewaltigsten zermalmt, wer entflieht ihr? Und wenn er seine eigenen Gebrechen auch versöhnt, wie trägt er die Sünden der Welt, oder vielmehr wie schüttelt er sie ab, sie, die von allen Seiten auf ihn fallen? Es ist ein wunderliches Zeitalter; es scheint doch eine Art Schicksal durch die Welt zu gehen, aber die meisten Menschen sind so schlaff und mürb, so unbestimmt im Guten wie im Bösen wie vormals; sie scheinen wirklich so elendig zu sein, daß sie keine Verhängnisse mehr haben können.

1812 – Der Soldat soll ein Christ sein; er soll es tief in seinem Herzen empfinden und glauben, daß über ihm und seinem Schicksal ein heiliges Wesen waltet, das zu seiner Zeit einem jeglichen geben wird, was seine Taten verdient haben. Ein frommer und gläubiger Mann hat das rechte Panzerkleid um die

Brust gelegt und die rechten Waffen angetan: das kindliche Vertrauen auf einen allmächtigen Gott und das feste Gewissen in einer treuen Brust.

1812 – Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet. Wo Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoß trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

1813 – (An des Vaterlands mächtigste Herrscher.) Stellet Ehre, Freiheit und Seelenhoheit voran; erfüllet die ewigen Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre und überlasset das Übrige Gott, er wird es wohl machen ... Möchten Führer und Volk durch die große Zeit gelernt haben, daß nur das deutsche Ordnung heißt, Gesetzen gehorchen und nach Gesetzen regieren, und daß wir den Schimpf solcher Einrichtungen nicht dulden müssen, welche nicht Freien geziemen, sondern Knechten.

1813 – Wehe uns allen, wenn, was über der Erde und mit stolzem überirdischem Sinne entschieden und geschlichtet werden soll, in den gemeinen Staub des Faustkampfes hinabgerissen wird! Da war von jeher der Weg, aus Wasser Blut zu pressen und fliegenden Sand zu festem Granitfelsen zu verhärten. Gelingt es aber den Bangen und Finsterlingen, den Geist in das irdische Blut und irdische Gebein zu treiben, so wird ein wüster Fanatismus fertig, dem endlich jede Zucht und Ordnung erliegt.

1819 – Wer in Dörfern und Hütten heimisch ist, der weiß auch, daß es immer noch gottesfürchtige und himmelsfeste Christen gegeben hat, die mit Evangelium und Gesangbuch in der Hand mitten in der Verwirrung der Zeit wohl gewußt haben, nach welchem Lichte sie wandeln sollen. Deswegen muß das meiste, was in den letzten 50 Jahren gemacht und eingeführt ist, wieder ausgekehrt werden. Ich bin geboren aus dem kleinen Volk dicht an der Erde. Hier habe ich bei den Menschen meines Bekenntnisses die große Hungersnot gesehen, in die sie geraten sind, weil man ihnen die alte Einfalt und Kraft des Wortes verdünnt hat.

1848 – Großes hast du erlangt, mein deutsches Volk, Größeres wirst du mit alter deutscher Standhaftigkeit, Beharrlichkeit und Treue erlangen und schaffen können, wenn du mit Weisheit und Mäßigkeit die gewonnene Freiheit gebrauchst. Aber laß dich von Gauklern und Narren nicht betören, von Buben und Bösewichtern nicht verführen durch Lehren von Glückseligkeit in und aus der Freiheit, welche sie weder kennen noch redlich meinen und welche diese Erde und unsere von Ewigkeit her bestimmten Bedürfnisse und Leidenschaften nicht tragen noch ertragen. Vieles in deinen Verhältnissen und Einrichtungen kann erleichtert, gebessert und vermenschlicht werden, und wird und muß es werden, aber mit dem Maße der irdischen Dinge und Zustände.

1848 – So öffnet sich mir wie ein Abgrund der ewigen Zeit (die Lage) und die vergangenen Jahrtausende wollen ihre Holbeinischen Totentänze vor mir ab-

tanzen, die Geschichte selbst verwandelt sich da zu einem ungeheueren Abgrund, worin man, vor der Macht und Unermeßlichkeit der Gestalten zitternd und bebend hinabsinkt. Man zittert, man freut sich, aber man kann nicht beten. Gott ist da, aber wieviel Götzen flattern und flunkern auch um ihn. So bebe ich vor dieser ungeheueren neuen Freiheit, von welcher ich kaum weiß, wie wir sie ertragen und ordnen wollen.

1854 – Ich schaue von der höchsten Höhe des Alters in das tiefe Tal hinab; meine Abendsonne geht nicht mit Gold noch mit goldnen Hoffnungen zu Tal; aber von tapfern und männlichen Hoffnungen darf ich nicht lassen. Ich vertraue dem Geist und dem deutschen Geist und rufe mit allen tapfern Aposteln und Propheten: „De coelo et de patria nunquam desperandum."

PAUL FECHTER

Mensch oder Werk?

Eines der reizvollsten Kapitel der Geistesgeschichte des letzten Jahrhunderts ist der Wandel in den Grundlagen der Kunstbetrachtung. Am Beginn steht, Erbe des 18. Jahrhunderts, die gesicherte Welt der normativen Ästhetik: der Weg geht von ihr und ihrer abstrakten Gesetzlichkeit zur Kunsttheorie, parallel dem Weg der allgemeinen philosophischen Entwicklung von der Metaphysik zur Erkenntnistheorie. Von den Gesetzen, die aus dem Werk abgelesen wurden, zur Formulierung des Sinnes der künstlerischen Arbeit: das etwa ist der Weg von Kant zu Conrad Fiedler, der erste Teil des Wegs zur Gegenwart. Mit der Wendung vom Werk zum Künstler hat sich die entscheidende Richtungsänderung ergeben, deren Konsequenzen zu ziehen Aufgabe der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart wurde. Der Versuch, den bleibenden Grundlagen der künstlerischen Arbeit durch die Abkehr von der einzelnen Leistung und die Durchleuchtung der künstlerischen Tätigkeit selbst auf ihren eigentlichen Sinn beizukommen, mußte mit Notwendigkeit das Schwergewicht vom Objektiven ins Persönliche verlegen und dazu führen, als das Entscheidende im Prozeß des Schaffens und bei seinen Ergebnissen nicht mehr das Werk, sondern den Menschen, nicht das Abstrakte, sondern das Konkrete, Lebendige anzusehen. Die allgemeine Wendung des Jahrhunderts zum Wirklichen siegt auch hier, hat bis zur Gegenwart entscheidend mitgewirkt, obwohl im letzten darin schon wieder eine Abkehr vom allzu Gegenständlichen sich vollzieht.

Zwei Faktoren bestimmen die Wirklichkeit und Wirksamkeit jeden Bildes oder Buches, vielleicht sogar jeden Werkes der Musik: das gegenständlich Thematische, der Gehalt des Werks samt seiner Form und auf der anderen Seite der Mensch, der sie wählte und schuf, der aus seiner Kraft des Lebens, Fühlens und Gestaltens das Vorgestellte in die Realität umsetzte, ihm aus seinem Blut und Geist Dasein und Fähigkeit des Wirkens gab. Das Problem, das sich ergibt, ist die Frage, welcher dieser Faktoren die letzte Wirkung bestimmt, das Werk oder der Mensch, der hinter ihm steht, die Leistung, die vollbracht wurde, oder das Wesen, das sich in dieser Leistung auswirkt. Interessiert die Abstraktion in ihrer Vollendung

oder der, der sie vollzieht, das Lebendige, Besondere, das sich in ihr und damit im Werk einmalig manifestiert?

Die Frage stellen, heißt sie auch schon beantworten. Was ist das Letzte, das wir im Faust suchen – das Werk oder der Mann Goethe, das Ideelle, geistig Gegenständliche oder das Wesenhafte? Das 19. Jahrhundert begnügte sich mit der begrifflichen, gedanklichen Deutung, fragte allenfalls, was Goethe sich hier und da und dort gedacht hatte; die Gegenwart geht weiter und will Auskunft über ihn selber. Wie stand er zur Welt – wer war er, wie war diese Seele, aus der die Gestalten Fausts und des Teufels, Gretchens und Wagners wuchsen? Die Früheren untersuchten das Gegenständliche und seine Bedeutung; wir gehen die Psyche suchen, wollen von ihr und ihrem Leben, wollen überhaupt vom Leben wissen. Nicht aus Neugier, sondern weil Seele und Leben allein etwas Lebendiges zu geben haben und allein imstande sind, zu einem lebendigen Kern und Vorgang hinzuführen. Die Vergangenheit wollte das objektive Urteil, die Kritik allein des jeweils vorliegenden Arbeitsergebnisses: die Gegenwart, vom Leben bestimmt, sucht das Wesen, um zu ihm, dem Entscheidenden, ja oder nein zu sagen. Das Geschaffene lebt nur aus dem Schöpfer, das Werk nur aus dem Menschen: Bejahung oder Verneinung müssen bis zu ihm vordringen, wenn sie nicht im Gestrüpp des Sekundären hängenbleiben, sich vom Zufall oder gar der Absicht, vom Selbstverbergen oder vom Willen zur Täuschung in die Irre führen lassen wollen.

Der Mensch ist, nach der Zeit der künstlichen Objektivierung gegenüber dem Einzelnen und seinem Wirken, wieder entscheidendes Zentrum des Interesses wie des Wertens geworden. Das uninteressierte Wohlgefallen der alten Ästhetik gegenüber dem Werk ist dahin: die Bindung ist viel näher, unmittelbarer, vitaler geworden; der Leser, Hörer, Betrachter sucht hinter dem Werk das, woraus es wuchs, das, was in ihm lebt. Aus den Zeichnungen van Goghs lesen wir nicht nur die südliche Landschaft, das Reale ab, wir tasten uns hindurch bis zu der brennenden Seele des Malers, genau so wie wir in den Versen Trakls nicht nur die sprachliche Schönheit des Wohllauts, des Klanges vernehmen, den Glanz der herbstlichen Bilder genießen, sondern die müde, zerbrechliche Seele des Dichters suchen gehen. Wenn wir das Werk Sudermanns erleben, meinen wir nicht die Ostwelt und die harte bannende Prosa, in die sie gebannt ist, sondern das Wesen des Mannes, der diese Dinge schuf, die Wärme und die tiefe Verbundenheit mit dem weiten Land um die Memel. Es ist immer wieder die gleiche Wendung nach innen: der Mensch geht den Menschen suchen – getrieben von seiner stärkeren Reaktion eben auf den Menschen.

Das ist nämlich die eigentliche Wandlung, die im Lauf des letzten halben Jahrhunderts sichtbar geworden ist: daß das Werk im wesentlichen als Ausdruck und Schleier vor dem Entscheidenden empfunden wird. Liest man heute Analysen der alten Ästhetik von Lessing bis Schopenhauer, so sieht man bald, wie all die Ableitungen von Normen und Formen in gleicher Weise vor einem Rubens wie vor einem Raphael Mengs oder einer Angelika Kauffmann gewonnen werden konnten. Das Entscheidende des Werks, die künstlerische Kraft und Verwirklichungsenergie, die Wucht der Gestaltung spielt überhaupt keine Rolle. Lessing entwickelt seine Diskussion über die Gesetze der Dichtung und der bildenden Kunst an einer blassen Kopie der Antike, und Schopenhauers Hymnen auf die historische Malerei gelten für Piloty und Karl Becker genau so wie für Rembrandt oder

Lionardo. Sie sind so abstrakt überpersönlich allein auf Betrachtung des Werks gestellt, daß der Mensch und sogar der Künstler überhaupt nicht mehr in Betracht kommen. Für Dichtung und Musik gilt das gleiche: zwischen Werk und Mensch ist hier ein so absoluter Schnitt vollzogen, daß es keine Brücken mehr gibt. Der Künstler als Träger seiner Kunst, und zwar als entscheidender Wertfaktor, ist noch nicht entdeckt. Die Wendung zu ihm vollzieht die Romantik: wahrscheinlich geht die ganze Wendung zum Interesse am Menschen auch im Werk auf sie zurück. Kunst als eine Angelegenheit nur des Könnens, des Handwerks oder der Akademie gipfelt im Werk: Kunst als Angelegenheit des Lebens, des Wesens muß mit Notwendigkeit über das Werk auf den Menschen zurückgehen. Und für jede Romantik ist Leben am Ende das Entscheidende auch innerhalb des künstlerischen Bereichs.

Tritt damit das Werk ungerechtfertigt gegenüber seinem Erzeuger in den Hintergrund? Bricht sich hier vielleicht nachträglich eine Abart des Psychologismus Bahn oder ein verspäteter Individualismus, der dem Einzelnen noch einmal ein Übergewicht geben möchte, das ihm die Zeit lange genommen hat? — Sieht man näher zu, so ergibt sich im Gegenteil, daß von dieser Verlagerung der Wertungsakzente das Werk recht eigentlich erst der rechten Belichtung, dem ihm gemäßen Erlebnis unterstellt wird. Das Ausgehen allein vom Werk im Sinn der alten Ästhetik war zuletzt Ungerechtigkeit gegen beide, gegen den Künstler wie gegen das, was er schuf, weil beide nicht von ihren entscheidenden Qualitäten aus betrachtet wurden, sondern von Vorstellungen her bewertet, die nichts mehr mit dem Leben gemein hatten. Die Wendung zu der inneren Welt des Künstlers als der auch für das Werk entscheidenden Kraftquelle bedeutet, daß auch das Werk jetzt nicht mehr von leeren formalen oder begrifflichen Vorstellungen aus gewertet werden kann, sondern von der Energie, mit der ein Lebendiges, der Künstler, Lebendiges in seinem Werk verwirklicht, es mit der andere mitreißenden Kraft seines Bluts, seiner Vision, seiner Vorstellungen erfüllt hat. Die Wendung zum Künstler ist zugleich Wendung zum Eigentlichsten seines Werks: Blut und Leben können nur Sprache finden, wenn sie durch die Kraft und Reife und Intensität einer Schöpfung zu unmittelbarer Auswirkung, zu stärkster Verwirklichung gebracht worden sind. Indem für die Kunstbetrachtung der Künstler, sein Wesen, seine Besonderheit entscheidender Faktor wird, wird es auch seine Kunst, ihr Wesen, ihre Kraft — und damit das, was zuletzt für Art und Dasein des Werks das Entscheidende ist. Der vom Formalen oder Gegenständlichen bestimmte Leser und Betrachter wird gebannt durch das kompositionell Formale eines Bildes, durch das gedanklich Schematische einer Dichtung; der das Wesentliche des dahinterstehenden Menschen Suchende wird nach der lebendigen Energie fragen, die dies kompositionell Formale erfüllt, nach der Kraft des Natürlichen, die ihm erst sein Daseinsrecht als natürlicher Besitz des Schaffenden verleiht. Er wird als Lesender der Erfülltheit des Thematisch-Gedanklichen, der Beseeltheit des Sprachlichen, der Lebenswucht nachspüren, die erst die wahre, weil bleibende Verwirklichung eines Werks garantiert. Viele haben nach dem Faustthema gegriffen, viele mit ihm gerungen, mit hohen Gedanken und tiefem Wollen: geblieben ist das Werk Goethes, weil der dahinter stand, Schicksal und Sprache, Geist und Gefühl, Gedanken und Geschehen so intensiv mit sich, mit seinem Wesen, seiner Kraft des Lebens, der Glut seines Empfindens und der Kälte seiner Betrachtung, der ganzen funkelnden gespannten Geschmeidigkeit und Größe seines Seins erfüllt hat, daß alles übrige von Lessing bis Lenau und all den anderen

blaß, fern, Wiederholung war, trotz aller ideellen Bemühungen, trotz alles hohen, heißen Wollens, das darin lebte.

Zuerst nach dem Menschen fragen heißt demnach zuletzt, zuerst nach dem Künstler fragen — und damit doch wieder, wie die Vergangenheit, nach dem Werk. Nur wenn der Künstler diesen Namen verdient, gibt er dem Menschen, der ihn trägt, die Kraft, durch das Werk hindurch so vernehmlich zu sprechen, daß er mit seinem Gut und Böse, seinem Groß und Klein, seinem Hart und Weich für andere vernehmbar wird: nur wenn das Werk vollendet, bis ins Letzte verwirklicht ist, spricht es nicht nur von Gegenstand und Form, sondern auch von dem Entscheidenden, dem menschlichen Gehalt. Mensch und Werk sind zuletzt, wofern der Mensch ein Mensch, sein Werk ein Werk, so sehr zur Einheit verwachsen, daß der Jahrhundertwandel der Betrachtung am Ende nur eine Perspektivenänderung ist. Die eine Zeit sucht im Künstler das Werk, die andere im Werk den Künstler: die Mittel wechseln, die Betrachtungsweisen vielleicht auch: das Endziel bleibt, nämlich das Hindurchgehen, Hindurchsehen durch das diesseitig Äußere bis in die Tiefen, in denen sich durch den Schaffenden und sein Werk hindurch das Letzte, Tiefste, wenn man will das Göttliche spiegelt, das beide trägt — und das zu suchen allein der Beschäftigung mit Kunst und Kunstwerken Daseinsberechtigung gibt.

OTTO FREIHERR v. TAUBE

Erinnerungen an Marchese di San Giuliano*

Hier ist nicht zu erörtern, warum ich als Erwachsener nur zwei Persönlichkeiten begegnet bin, die ich als Staatsmänner anerkennen möchte; beide gehörten romanischen Völkern an, die eine war der italienische Minister für auswärtige Angelegenheiten Marchese di San Giuliano.

Ich habe den Marchese einmal sagen hören, und uns gemeinsame Freunde erzählten, er sage das oft und es treffe zu, er habe nur zwei „passioni", was im Italienischen gleichzeitig „Leidenschaft" und „Leiden" bedeutet: die Politik und die Gicht. Die Politik bestimmte seine Seele, die Gicht seine äußere Erscheinung. Die Politik erfüllte ihn Tag und Nacht, wie sie seinen sizilianischen Landsmann Crispi wohl erfüllt haben mochte, aber nicht einen Bethmann Hollweg erfüllte, der nach fleißig getaner Amtspflicht froh war, Homer zu lesen, und daher zum guten Verwaltungsmann, aber nicht zum Reichskanzler taugte. Denn auf der höchsten Ebene ersetzt, trotz Kant, die Pflicht die Leidenschaft nicht; man denke an Bismarck.

Von der Gicht hatte der Marchese den behinderten, kläglichen Körper; er war schon ohnehin gedrungen und jetzt schwammig und dick; er lahmte am Stabe, trug manchmal blaue Brille oder einen grünen Augenschirm; man sah seinem Ausdruck

* Siehe „Deutsche Rundschau", Januar 1940.

oft an, daß er gegen Schmerzen kämpfte. Meist versank er in einem Stuhl, zeigte aber die höchste Lebhaftigkeit beim Reden, das er mit gemessenen schönen Handbewegungen begleitete. Trotz dieser Verunstaltungen wirkte er gebietend. Er war vornehm, ein großer Herr, frei in jeder Bewegung, selbst wenn seine schmerzgeplagte unsichere Hand das Glas, danach er greifen wollte, umwarf und den Wein verschüttete. Die Haut seines gedunsenen Gesichtes, seiner geschwollenen Hände war käsig, er trug einen Vollbart. So hatte er nicht die Vornehmheit des schlanken, hohen nordischen Edlen, wohl aber die des Sarazenen – des alten Scheiks. Wer weiß, wieviel Afrikanerblut seit karthagischen Tagen nach Sizilien herübergedrungen? Ich habe in der Wüste manchen Scheik gesehen, der mich an di San Giuliano erinnerte, nur daß dieser bedeutend und jene meist in Trägheit verkommen waren. Als ich in der Zuschauermenge in Tanger – im Frühling 1912 – den schlauen El Mokri den General Liautey empfangen sah, dachte ich an di San Giuliano.

Die Züge des Marchese waren klein, doch scharf; er mußte in der Jugend hübsch gewesen sein; sein Blick erinnerte mich oft, wenn er litt, an den gefangener Raubvögel; auch war dies Auge nicht ohne Schlauheit. Das Auftreten des Marchese zeugte von innerer Festigkeit und Unerschütterlichkeit. Aber auch Güte merkte man ihm an. Ein Deutscher erzählte mir einst, wie ihm in einer italienischen Sommerfrische ein schwer behinderter alter Herr aufgefallen sei, der gern auf einer bestimmten Bank gesessen, trotz aller Mühsamkeit aber jedem zuliebe, der sich neben ihn habe setzen wollen, zur Seite gerückt und zur Jugend, die ihn umspielte, besonders väterlich gewesen sei; mein Landsmann wollte nun wissen, wer das wäre; da habe er bei den Leuten gefragt und erfahren: der Minister di San Giuliano.

Den Marche lernte ich im Hause Pasolini kennen. Ich habe ihn auch nur dort gesehen und nicht vor seiner Ministerschaft, zum ersten Male also während meines kurzen römischen Aufenthaltes vor Neujahr 1912. Im übernächsten Winter sah ich ihn häufig wieder, namentlich, wenn ich montags bei den Pasolinis zu Tische war. Das war der Tag, an dem die Gräfin zur abendlichen Hauptmahlzeit Gäste einzuladen pflegte; der Marchese war Witwer; er stand allein; so war es ihm wohl Erholung oder Entspannung, regelmäßig, an jedem Montag, mit wenigen Gästen oder auch nur einem einzigen anderen dort zu speisen, wo ihn Freundschaft mit dem Hausherrn verband und er nach Tisch, auf dem Empfangsabend der Hausfrau, immer anregende Menschen treffen konnte. Daß auch ich amtsloser junger Mann zu denen gehörte, die zugleich mit dem Minister speisen durften, bedeutete nach damaligen italienischen Begriffen nichts Unerhörtes. Man fragte dort nicht nach Amt und Würden, sondern sah nur darauf, daß keiner den anderen langweilte und der jüngere den älteren zu ehren verstand.

Mein erstes Wiedersehen mit dem Marchese im Winter von 1913 auf 1914 fand unter sehr merkwürdigen Umständen statt. Der Dreibund war Anfang Dezember erneuert worden; es war kurz darauf. Bei Tische, wo außer der Familie Pasolini nur der Minister und ich zugegen gewesen waren, hatte man sich völlig unpolitisch unterhalten und redete nun im selben Sinne weiter, als der russische

Botschafter telephonisch anfragen ließ, ob er kommen könne. Die Frage wurde bejaht, und von irgendeinem großen Diner her, mit rotem Ordensbande, erschien Krupensky hinter seinen Glotzaugen und seiner Tapirnase, sah mich nicht, den er als Deutschen kannte, sah auch weder Hausfrau noch Hausherrn, sondern stürzte sich geradeswegs auf den Marchese, um ihn mit seiner groben, tiefen, immer nörgelnden Stimme mit unschön ausgesprochenem Französisch wegen der Erneuerung des Dreibundes anzufallen. San Giuliano in seiner Abwehr, im Stuhl zurückgeduckt, sah wie ein angegriffener Uhu auf der Krähenhütte aus, sagte weniges, diplomatisch Nichtssagendes, knurrte zuletzt verstimmt, die Sache ließe sich auch von anderen Gesichtspunkten aus ansehen, als es dem Herrn Botschafter beliebe, und humpelte grußlos von dannen. Der taktvolle Diplomat verschwand fünf Minuten nachher, und andere Gäste kamen.

Viel hörte ich den Minister, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus den Vereinigten Staaten von Amerika, dorther erzählen; sie hatten auf ihn einen großen Eindruck gemacht. Jetzt predigte er gern den jungen Leuten, unter denen auch ich ihm zuhörte, man dürfe ohne Kenntnis dieses Landes und ohne dessen Anschauung gewonnen zu haben, keine Politik mehr treiben. Hatte ich bis dahin gedacht, die Vereinigten Staaten wären ein unpolitisches Dollarmacherland, so verdanke ich es dem Marchese di San Giuliano, wenn ich fortan anders zu denken begann.

Obwohl nun aber der Marchese, wie er sagte, keine weitere Leidenschaft als die Politik kannte, hatte er Sinn auch für anderes, hatte er vor allem Tiefe. So hörte ich ihn einmal von indischer Mystik sprechen in einer Weise, die da verriet, daß er in sie eingedrungen war. Nur von ihren wirklichen Kennern, etwa Rudolf Kaßner, habe ich ähnlich von ihr reden hören. Heftig widersprach der Marchese ferner einmal einem Mitgaste, der das Wesentliche der Religionen in der Ethik sah, und suchte uns zu erklären, die Religion beruhe auf etwas ganz Eigenem, und sie ethisieren hieße sie verflüchtigen. Das war nicht etwa eine Verteidigung katholischer Dogmen gegenüber moralistischen Aufklärern, sondern Ausdruck einer ganz tiefen allgemeinen Erkenntnis, wie sie erst heute wieder aufzukommen beginnt. Damals erregte er mit seiner Behauptung beinahe Anstoß; die lebhafte Hausfrau entrüstete sich geradezu: Religion habe doch vor allem einem Volke Moral und Sitte zu lehren. Auch ich verstand den Marchese damals noch nicht.

Trotz seiner Leiden konnte der Marchese sehr heiter sein, scherzen und nette Bosheiten über seine Mitmenschen sagen. Es war die Rede bei Tische von Goethe; Guido Pasolini, der eine der Haussöhne, meinte, ihm sei dieser deutsche Dichter „troppo Geheimrat" (zu sehr Geheimrat); San Giuliano bekräftigte lachend: „Ma chè, Geheimrat! Wirklicher! wirklicher!" (Ach was, Geheimrat! Wirklicher, wirklicher!) Als die Gräfin Pasolini uns einst einen köstlichen Mailänder Minestrone vorlegte, jene aus Tomatenbrühe, vielerlei grünem Gemüse, Reis und weißen Bohnen bestehende Suppe, sagte sie: „Das ist nun das Lieblingsessen der D . . . L . . .; schade, daß sie gar nicht mehr ausgehen kann." — Es handelte sich um eine uralte, ehemals sehr berühmt gewesene römische Dame. — Der Marchese sprach spitzig: „Ja, ja, wenn man für andere Leibesgenüsse zu alt und zu stumpf geworden, bleibt nur die Freude am Essen übrig."

Daniele Varè, dessen reizvolles Buch „Der lachende Diplomat" (Wien 1938, Zsolnay) nicht genug empfohlen werden kann, erzählt dort viel vom Marchese, unter dem er im italienischen Auswärtigen Amte gearbeitet hat und den er gut kannte. Er spricht u. a. von San Giulianos „Zynismus". Ich weiß nicht, ob dieses Wort das Rechte trifft. Wohl habe ich vom Marchese zur Genüge Bosheftigkeiten gehört, habe an ihm auch den nüchternen Realismus und die Skepsis des Welt- und Menschenkenners verspüren können, dennoch aber, wenn ich mich nicht irre, hinter diesem allen auch eine gewisse Weisheit und Menschlichkeit und ein Verantwortungsgefühl, die mir jenen Ausdruck auf ihn anzuwenden nicht gestatten.

PAUL F. SCHMIDT

Ein Scheidejahr deutscher Kunst

Zum 100. Todestage C. D. Friedrichs am 7. Mai 1940

Vor hundert Jahren wurde die deutsche Romantik zu Grabe getragen; ihre drei letzten großen Vertreter starben um 1840: Caspar David Friedrich, dann Blechen und ein Jahr später Friedrich Schinkel. Im gleichen Zeitraum wurde die Generation geboren, die den Realismus deutscher Prägung zum Siege führte, die Antipoden der Romantik: 1839 Hans Thoma, 1840 Sperl, 1844 Leibl, 1846 Carl Schuch. Ein Scheidejahr der Geister mehr als der Generationen; denn wenn man den Höhepunkt der Romantik um 1810 ansetzen kann, so traten die Realisten 60 Jahre später in ihr schöpferisches Alter. Als Friedrich und Schinkel starben, war ihr Werk schon von den falschen Propheten der Romantik unterhöhlt worden, die Genossen ihrer Jugend, die Blüte der Jünglingsgeneration von 1810, und damit der Sinn ihres Strebens schon längst dahingegangen. Sie waren die letzten Aufrechten einer großen Zeit. Auf Romantik folgte Biedermeier und Pseudoromantik, und erst die um 1840 geborene Generation, die geistigen Enkelsöhne jener, konnte auf den Trümmern eine Epoche höheren Glanzes deutscher Malerei heraufführen.

Nur wenige Monate trennen die Geburt Hans Thomas (am 2. Oktober 1839) von dem Tode Friedrichs am 7. Mai 1840. Das Treffen regt zu dem Versuche an, nicht ihr Werk, aber dessen soziologische und seelische Grundlagen zu vergleichen und einem Gesetz deutschen Kunstgeschehens auf die Spur zu kommen.

Daß C. D. Friedrich ein unglücklicher Mann war, daß die tiefe Schwermut, die aus fast allen seinen Werken spricht, Ausfluß einer leidvollen Seele war, wissen wohl alle, die sich ein wenig in seine Bilder versenkt haben. Als Knabe brach er beim Schlittschuhlaufen auf dem Eise in Greifswald ein, sein Bruder rettete ihn, ertrank aber selber dabei. Das Ereignis überschattete sein ganzes Leben, ja es ist wohl auch der tiefste Grund der geistigen Umnachtung gewesen, der er fünf Jahre vor seinem Tode verfiel. Aber es hätte ihn wohl nicht so dauernd niederdrücken können, wenn sein äußeres Ergehen nicht so ausnehmend der Freude und Ermunterung ermangelt hätte, und das in einem sich steigernden

Maße. Man könnte wohl sagen, daß am Anfang seines Weges der Erfolg stand und daß es dann langsam und stetig mit diesem bergab ging. 1803 begannen hohe Gönner seine Aquarelle und Sepiatuschzeichnungen zu kaufen; 1805 zeichnete ihn Goethe aus, 1807 gab Graf Thun ihm den bedeutenden Auftrag für sein erstes Ölgemälde, das berühmte „Kreuz im Gebirge", das aus der Kapelle des Schlosses Tetschen in die Dresdner Galerie gelangt ist; 1810 wurde er zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt. Aber seine Bilder gingen niemals gut, es bedurfte fast immer der Hinweise von Freunden, namentlich des edelmütigen Malers Gerhard v. Kügelgen, um Käufer ihm zuzuführen. Er selber tat nichts für seine Popularität, und seine elegischen Landschaften, die uns als die vollkommene Verkörperung deutscher Empfindung erscheinen, als die feinste Blüte einer beseelten „Erdlebenkunst", weckten kein Echo beim großen Publikum. Der Prophet galt auch hier, wie so häufig, nichts in seiner Zeit und seinem Vaterland. Als Kügelgen 1820 gestorben war, hörten die Verkäufe langsam auf, Not und Armut traten dem alternden und lebensabgewandten Mann zu nahe, und es war nicht erstaunlich, daß er in seiner Verlassenheit und Melancholie wahnsinnig wurde. Wie vergessen er war, bezeugte schon um die Zeit seines Todes sein Freund, der große Arzt und Maler Gustav Carus, als er von den „Bildgespenstern" sprach, als die seine und Friedrichs Gemälde in einer späten Ausstellung ihm selbst erschienen wären. Wenn das schon am grünen Holz geschah! Die Kunstgeschichte vergaß Friedrich fast ebenso rasch wie das Publikum; sogar sein Name war schon in Kuglers „Pommerschen Kunstgeschichte" verschollen. Erst die Berliner Jahrhundertschau von 1906 machte das schwere Unrecht des deutschen Volkes an ihm, wie an vielen andern Großen seiner Zeit, wieder gut und gab ihm endgültig den Ruhm zurück, der ihm gebührt: der Maler des romantischen Unendlichkeitsgefühls zu sein, der Deuter aller feinsten Regungen des Landschaftslebens in jeder Tages- und Jahreszeit. Was Runge kosmisch ersehnt hatte, ein Symbol des Daseins in romantischen Arabesken aus Blumen, Landschaft, Genien darzustellen, zog sein Nachfolger Friedrich auf den Umkreis der Landschaft zurück, die er mit subjektiven Gefühlen deutend erfüllte.

Aber diese rein deutsche und rein seelenhafte Kunst konnte sich zwar im Zeitlosen behaupten und, als der Sinn für deutsche Größe wieder erwacht war, zu endgültiger Anerkennung ihrer hohen Werte gelangen: für ihre eigene Epoche war sie ein zu feines Gewächs, und als die Romantik der Dichter, Maler und Philosophen ihren Frühling überlebt hatte und fast alle Großen dahingegangen waren, fand sich niemand mehr, der sie verstand. Was sich noch am längsten am Leben erhielt, war die Baukunst Schinkels, weil sie sich in altertümliche Gewänder kleidete, die man zu verstehen meinte, in hellenische und gotische Formen. Als Schinkel, ein Jahr nach Friedrich, starb, endete auch der letzte selbständige Stil in der Baukunst Europas. Es begann der unschöne Reigen der Nachahmungen vom Ägyptischen bis zum Rokoko, die sich in wilder Hetze ablösten.

Die Form der romantischen Malerei war die uralt deutsche: ausdrucksgesättigte Linie mit Lokalfarben lebendig gefüllt. Dies übernahm noch das Stiefkind der Romantik, die Biedermeiermalerei, während die Pseudoromantik in Düsseldorf und anderen Orten sich des verfehlten Mittels einer mehr pittoresken als malerischen Auflösung bediente.

Dies anzumerken wird wesentlich beim Blick auf die Realisten von 1870, die eine durchaus malerische Anschauungsweise hegten. Daß sie damit so mächtige Erfolge erzielten, beweist so wenig etwas gegen das Gesetz des herrschenden Um-

risses in der deutschen Kunst, wie etwa Nithardt (Grünewald). Es sind geniale Außenseiter, und bei der Leibl-Schule kommt noch das schwerwiegende Motiv hinzu, daß das Reinmalerische durchweg als Ausdruck einer Großbürger-Kultur in der Malerei auftritt, und daß diese um 1870 die alles beherrschende Kulturschicht war. In Frankreich vertrat seine Stelle der Impressionismus als seine extremste Gestalt; die deutsche Form hielt sich in den maßvolleren Grenzen des malerischen Realismus, in dem noch immer viel von der deutschen Neigung zum Umriß versteckt blieb.

Betrachtet man nun Hans Thomas Malerei, so wird die Größe seines Beginns und der Niedergang, der sehr bald einsetzte, sich aus den Umständen der Epoche verstehen lassen. C. D. Friedrich hielt sich einsam und wahrte die Vollkommenheit seiner Kunst bis zum Ende, so sehr, daß man keinerlei Veränderung in den vier Jahrzehnten seines Schaffens feststellen kann. Die Lebens- und Anschauungsweise seiner Zeit war noch bürgerlich und gesättigt mit innerer Kultur, bis zu seinem Tode. Mit dem Ende der echten Romantik setzte der Zerfall dieser Bürgerkultur ein, sichtbar in der Selbstvernichtung der Baukunst. Impressionismus und Realismus von 1870 bedeuten noch einmal ein gewaltiges Aufraffen schöpferischer Kräfte in großbürgerlich-malerischem Sinne der Gründerzeit. Aber deren soziale Gifte zersetzten das Wollen auch der besten Künstler im Innersten. Hans Thoma ist eines der auffallendsten Beispiele dieser Auflösung.

Er begann mit einem kindlichen Dilettantismus, wie man ihn auch am Beginn anderer Laufbahnen findet. In seinem Heimatdorfe Bernau zeichnete und malte er Köpfe und Schwarzwaldlandschaften noch mit 18 Jahren (1857), deren naive Wirklichkeitsabbildung sich in den Anfängen seines Zeitgenossen Defregger und anderen wiederfindet. Als Thoma 1860 nach Karlsruhe in richtige akademische Lehre zu Schirmer kam, als er vor allem 1868 mit seinem Freunde und Vorbilde Scholderer nach Paris ging und die große Courbet-Ausstellung sah, bildete er eine Großform realistischer Malerei aus, die durchaus dem Zeitwollen entsprach und ihn in engste Verbindung mit Leibl, Sperl und Trübner brachte. Diese Gemeinschaft gleichstrebender Talente von überragender Bedeutung, zu deren Kreis noch manche andere wie Schuch und Munkaczsy gehörten, verehrte als ihren großen Anreger und auch persönlichen Freund Gustave Courbet. Bei dem starken Einschlag germanischer Elemente in Courbets Kunst (Umriß, Ausdruck, Bedeutung des Gehalts) im Verhältnis zu der sonstigen französischen Kunst war es kein Wunder, daß sich die Deutschen ihm enthusiastisch anschlossen. So gelangte auch Thoma zu der Monumentalität und malerischen Kraft seiner Gestalten, die er, wie die anderen, dem Leben nachbildete. Bäuerinnen, Kinder, Hühner, Ziegen, Stilleben von großer und würdiger Auffassung des Lebendigen, lebensgroße Vordergrundfiguren, bei denen Beleuchtung, Farbe, Geste, Umriß nicht um ihrer selbst willen – wie bei dem impressionistischen l'art pour l'art – sondern um der seelischen Bedeutung, der menschlichen oder naturhaften Würde der Dinge willen geschaffen waren. Bei Thoma trat dazu von Anfang an, besonders deutlich beim Vergleich mit Leibl und Trübner, die Wichtigkeit des Linearen zutage, das deutsche Element, das Sinn und Inhalt des Dargestellten so betont, wie es rein malerische Haltung kaum vermag.

Auch seine Landschaften aus dieser Zeit um 1870, also aus dem Anfang seiner 30er Lebensjahre, zeichnet dieselbe Größe der Auffassung und eine nachdrückliche Raumschönheit aus, neben denen Licht und Atmosphäre nicht zu kurz kommen, aber doch nur in einer dem Ganzen dienenden Haltung.

Das ging so bis in die Mitte der 1870er Jahre, wo er seine erste italienische Reise unternahm. Anscheinend erst die Eindrücke des Südens verhalfen seiner Bekanntschaft mit Böcklin und Wagner, die schon längst geschehen war, zur inneren Wirkung. Hans v. Marées, mit dem er in Rom zusammentraf, konnte ihm nichts geben, da seine Monumentalkunst auf einer viel zu hohen und dazu rein idealistischen Ebene lag und Thoma unzugänglich war. Was seinem nicht umfänglichen Geiste sich erschloß, war nun die Fabelwelt Böcklins, und dazu kam betörend der Weihrauch, den ihm bald kritiklose Freunde streuten und auch Männer, die von Beruf zur Kritik hätten verpflichtet sein müssen, wie Henry Thode.

Was Böcklin von Marées in erster Linie scheidet, ist die inhaltsbetonte Romantik und der gegenständliche Kolorismus seiner Bilder. Auf naive Gemüter mußten sie verführend wirken. Unmaßgeblich bleibt, ob Böcklin, genau wie Thoma, in jenen 70er Jahren noch unverstanden und verhöhnt vom großen Publikum dastand. Bei beiden vollzog sich die Entwicklung nicht gemäß dem Beifall, den ihre Bilder fanden oder nicht fanden; denn auch da, wo die Kunst eine erst später allgemein sich durchsetzende Anschauung in ihren Gebilden verewigt, von den Zeitgenossen aber nicht begriffen wird, spiegelt sie das wahre Wesen ihrer Epoche. Als Thoma endgültig anerkannt wurde, nach 1880, war seine schöpferische Zeit vorüber.

Die Inhalte der Böcklinschen Romantik gehörten nun aber nicht zu den Möglichkeiten, die im Bereich des monumentalen Realismus lagen. Thomas Begabung war bedeutend, aber nur innerhalb eines engen Kreises; nur das Sichtbare zu verkörpern, gelang ihm meisterhaft. Wo man in seinem riesigen Werke — das seine Motive oft wiederholt — Gestalten und Gegebenheiten des Alltags, Landschaften oder Blumen findet, da kann Thoma noch bis in die 80er Jahre hohen Ansprüchen genügen, wie bei den Volkstypen von seiner zweiten italienischen Reise 1881. Schöne Landschaften gelangen ihm bisweilen auch noch später; es ist dann, als ob sein guter Geist wieder aus den Finsternissen herausträte. Allein da er sich in seinen Grenzen irrte und den Ehrgeiz besaß, in Historien- und Idealfiguren mit Böcklin zu wetteifern, mußte er in steigendem Maße versagen. Die Zeitenwende markiert etwa sein „Selbstbildnis mit dem Tod" von 1875, das eine deutliche Verballhornung des berühmten Böcklinschen Selbstporträts mit dem geigenden Tod von 1872 bedeutet. Die Nibelungenhistorien mit Wotan, Siegfried (einem hübschen Knäblein von 13 Jahren), Alberich usw., die 1876 einsetzten, weisen schon einen solchen Mangel an Phantasie und Gestaltungskraft auf, daß die zeitgenössische Begeisterung uns unbegreiflich dünkt. Mit seiner sinkenden Kraft wurden die peinlichen Verzeichnungen, die Ungeistigkeit des Ausdrucks, der Mangel an Darstellungsfähigkeit gegenüber erfundenen Figuren immer offenbarer. Was Böcklins gewaltiger Einbildungskraft gelang: dem nachromantischen Ideal einen realistisch-drallen Körper zu schaffen, das war der nur für Wirklichkeitsdarstellung geeigneten Kunst Thomas einmal nicht gegeben.

Das Unvermögen der Zeitgenossen, dies zu erkennen, zeigt uns, daß der Wurm tiefer saß als in einem individuellen Versagen Thomas. Gleich ihm versuchten sich alle sensualistischen Begabungen der Zeit in Phantasieschöpfungen, denen sie nicht gewachsen waren. Einzig Marées und Leibl behaupteten ihre künstlerische und sittliche Größe bis zum Tode. Es war die Zeitkrankheit, sich zu überheben und über seine Grenzen hinauszugreifen, und daran ist die liberale Welt 1914

zugrunde gegangen. Der Kunst blieb, wie zu allen Zeiten, die Aufgabe, dem Zustand ihrer Zeit den Spiegel vorzuhalten, unbewußt der Entgleisung, die sie damit selber traf. Sie beharrte im Glanze echten Könnens, solange sie die Wirklichkeit mit malerischer Treue zur Bildform erhob; als sie versuchte, die längst verschollene Erscheinung der Romantik mit ihren Malmitteln wieder zu beleben, entstanden Gebilde, bejubelt von der Zeit, verworfen vom Genius wahrer Kunst. Geist und Wahrheit können ebenso stark sich in einem Bild schlichter Bauern wie romantischen Sinnbildern höchsten Gehalts offenbaren. Ungeistig wird erst ein idealistisches Streben, das nicht aus dem tiefen Bedürfnis reiner Herzen, sondern aus Nachahmung und Überhebung herrührt.

Über allem Zwiespalt aber bleibt das Bild Hans Thomas, wie er seine Jugendwerke schuf, in unvergänglicher Frische bestehen. Die Gestaltung der Wirklichkeit ist die jüngste Form wie die älteste in der Kunst, und er hat sie mit der Liebe und dem Sinn für Größe geprägt, die immer deutsches Erbteil waren, durchleuchtet vom Geiste, der im Geschöpf das Sinnbild des Schöpfers ehrt und es erhöht aufstellt im Heiligsten der Kunst.

KARL KOETSCHAU

Schauen – ein wesentliches Goethewort

Auch edelste Wörter verfallen nicht selten dem Schicksal, ins Flache abzugleiten. Vorher wie ein Schatz gehütet, werden sie eines Tages dem Verkehr als gangbare Münze übergeben, und nun nutzen sie sich bald ab, bis zur Undeutlichkeit des Gepräges.

So oft ich das Wort „schauen" ausspreche, habe ich die Empfindung, etwas rein Geistiges damit zu bezeichnen, das mit dem optischen Begriff des „Sehens" zwar eine gemeinsame Wurzel habe, aus der aber ein Baum weit über den Boden hinaus sich emporentwickelte in die reine Luft der Gedanken. Und eines Tages hörte ich dann das Modewort „Auf Wiederschauen"! Gecken, denen sich gedankenlose Nachsprecher sogleich in Menge zugesellten, trieben mit ihm ihr leichtfertiges Spiel, weil es ihnen aparter oder vornehmer, vielleicht auch, in Erinnerung an ihre südlichen Bergfahrten, dialektisch gemütlicher erscheinen mochte als das nüchterne, schlichte „Auf Wiedersehen". Und doch drückt dieses hinreichend den Wunsch aus, des Anblicks eines bekannten Menschen, so wie er nun gerade ist, sich demnächst wieder erfreuen zu können. Das „Wiederschauen" aber stellt höhere Anforderungen. Es geht nicht auf die äußere Physis allein, es rührt an die Seele des anderen, setzt also die intimsten Beziehungen voraus, die gerade der Takt-, ja auch nur der Geschmackvolle nicht leicht mißbrauchen möchte. Nun jedoch gar das abgeleitete Hauptwort „die Schau". Es ist unzusammengesetzt schon immer, wenn auch nicht häufig, in aktiver wie in passiver Weise gebraucht worden, als

die aus der Wahrnehmung gewonnene Erkenntnis oder, sehr äußerlich, als die Zusammenstellung von Dingen, die gesehen werden sollen. Ganz sicher fühlte man sich indessen dabei nicht; man suchte die Verbindung mit anderen Wörtern, um Sinn und Bezogenheit deutlicher zu machen: Heerschau z. B. oder Blumenschau oder — uns so nahe liegend — der Titel unserer geliebten Zeitschrift, die als „Rundschau" eben rund umherblickend das Wahrgenommene ausdeutet. Neuerdings erscheint die einfache „Schau" häufiger, und sie kommt mir dann immer wie ein gerupfter Vogel vor. Ein Journalist ersetzte damit, wahrscheinlich in der Zeit des unselig entschlafenen Expressionismus, das ihm nicht pathetisch genug scheinende, eben nur rein sachliche Wort „Ausstellung". Würden immer die bei einer solchen gewonnenen Erkenntnisse mitgeteilt, dann möchte man diese „Schau" hinnehmen. Wenn aber nur Künstlernamen, wie es ja die Rücksicht fordert, aufgezählt und die Titel von Kunstwerken, allenfalls unter Erteilung eines knappen Zensurwortes, genannt werden, dann werden wir, ersichtlich wieder einmal mystifiziert, stutzig. Kurzum: ich ward der Unklarheiten und Oberflächlichkeiten beim Schauen wie der Schau müde und rettete mich wie immer, wenn ich selbst nicht weiter kann, zu dem, der mir stets gütig eine Richtschnur geboten, zu Goethe. Hier ist sie.

Um die Wende der Jahre 1826/27 hatte sich Goethe eingehend mit des Aristoteles Poetik und Politik beschäftigt. Was sich bei Studien dieser Art ihm an eigener Frucht zeitigte, das legte er in jener Spätzeit gern in kleinen Aufsätzen, ja auch nur in mehr aphoristischen Bemerkungen den Lesern seiner Zeitschrift „Über Kunst und Altertum" vor, damit das Gewonnene bei der Vielfalt seiner Tätigkeit ihm selbst und der gebildeten Welt nicht verlorengehe, auch zur rechten Zeit den rechten Mann als willkommener Baustein am Wege für eigene Arbeit erwarte. So finden wir denn im ersten Heft des sechsten Bandes jener Zeitschrift einen mit dem Titel „Nachlese zu Aristoteles' Poetik" versehenen Aufsatz, der den oft falsch verstandenen Begriff der Katharsis im griechischen Drama in makelloser Klarheit feststellt, so daß daran nicht mehr gedreht und gedeutelt werden kann. Froh des schönen Gewinnes, teilt er ihn dem Freund Zelter schon in den Aushängebogen mit, und in dem sich daran anschließenden Briefwechsel finden wir nun auch in dem Schreiben Goethes vom 29. März 1827 die Stelle, die wir für unseren Zweck brauchen: „Stünden mir jetzt, in ruhiger Zeit, jugendlichere Kräfte zu Gebot, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz allen Schwierigkeiten die ich kenne; die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk seyn. Es ist über alle Begriffe was dieser Mann erblickte, sah, schaute, bemerkte, beobachtete, dabey aber freylich im Erklären sich übereilte." Jedes Wort ist, wie die mehrfachen Konzepte und Goethes eigene Korrekturen erweisen, genau abgewogen, wußte er doch, daß auch diese Briefe nach einer mit dem Freunde getroffenen Vereinbarung bald auf die Nachwelt kommen würden, und wenn deren Herausgeber Riemer, schon immer Ratgeber in philologischen, also auch in Interpunktionsfragen, sich bei der Drucklegung nochmals in die Stelle vertieft hätte, würde er uns sofort auf die Wichtigkeit des einen Wortes, auf das alles ankommt, hingewiesen haben,

indem er es sperren oder indem er setzen ließ: „erblickte, sah; schaute; bemerkte, beobachtete" oder wirksamer, wenn auch auffälliger: „erblickte, sah, — schaute! —, bemerkte, beobachtete". Damit wäre auch die Stellung des maßgebenden Wortes im Satzgefüge, nämlich genau in der Mitte zwischen zwei vorbereitenden und zwei nachfolgenden Tätigkeiten hinreichend betont gewesen, und auch im Druckbild hätte man den wahrhaften Schuß ins Schwarze nicht übersehen können.

Daß der sorgfältige Stilist sich nicht mit einem tändelnden tautologischen Spiel abgegeben hat, wird bei dem Ernst der Aussage ohne weiteres klar sein. Aristoteles „erblickte", d. h. er fand aus einer Menge von Gegenständen, Vorgängen, Tatsachen das der Aufmerksamkeit Werte heraus. Dann studierte er es mit den Augen genau, er „sah" es sich gründlich in jeder Hinsicht an. Das mit den Augen in den Geist Aufgesogene ging in diesen ein und völlig in ihm auf. Nunmehr konnte sich das Gesehene zu einem Gedankenbild, wofür man auch Idee sagen mag, umformen: jetzt „schaute" er. Und nun die Verarbeitung des ahnungsvoll Erfaßten: es wird in sorgfältiger Hut in den Schatz der Erinnerung aufgenommen, es wird für diese „bemerkt", angemerkt, damit es unter andere verwandte oder gegensätzliche Wahrnehmungen an rechter Stelle eingeordnet sei und da weiter „beobachtet", überprüft und behütet werde, bis es als ein Neues, Fertiges wieder ans Licht treten kann. Wenn schließlich Goethe der Äußerung über den großen Weisen eine leichte Einschränkung seines Lobes anhängt, so hat ganz gewiß er, der lange seine Gedankenbilder, sei es Dichtung, sei es Naturerkenntnis oder was sonst, mit sich herumtrug, der als Mann die Ruhe eines zuchtvollen Geistes sich erworben hatte, alles erst dann darzubieten, wenn es ganz ausgereift war, das beste Recht dazu.

Ich glaube nicht, daß meine paraphrasierende Deutung sich umstoßen läßt. Sie hält sich eng an den Goetheschen Wortgebrauch, wie sich belegen ließe, wenn ich mich vor Philologen auszuweisen hätte. Vor allem aber trifft sie Goethes Meinung von seinen eigenen Denkvorgängen, der „mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagt", wie in der Anzeige des Buches von Purkinje über „das Sehen in subjektiver Hinsicht" schon 1819 zu lesen war. Oder hätte sich sonst der Denker so über ein Wort des Anthropologen Heinroth freuen können, wie er es in dem Aufsatz „Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort" geschildert? Ich empfehle, ihn im 11. Band der II. (naturwissenschaftlichen) Abteilung der Sophienausgabe nachzulesen (auch weil darin ein zwar ironisches, aber sehr tröstliches Wort über das „Erkenne dich selbst" zu finden ist). Hier sei daraus nur zitiert: „Er bezeichnet meine Erfahrungsart als eine eigentümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich sei, womit er aussprechen will: daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere; daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm aus auf das innigste durchdrungen werden; daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei; welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will."

Goethe, wie sein Lynkeus „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", ist nie ein Theoretiker um der Theorie willen gewesen, am wenigsten, wie man viel-

leicht annehmen möchte, in seiner Farbenlehre, für die gerade alle die geistigen Vorgänge maßgebend sind, die er bei Aristoteles hervorhob. Und wenn er einmal als Gegenstück zu Kants „Kritik der Vernunft" eine Kritik der Sinne fordert – erst Wilhelm Wundt hat sie in seiner „Physiologischen Psychologie" uns geschenkt – so zieht er damit eigentlich nur die Summe seines ganzen Daseins:

„Anschaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt."

Rundschau

Aktualität des Absoluten. Zu den heimlicheren, aber doch empfindlichen Nöten des verflossenen Kriegswinters hat die zeitweilige Schließung der öffentlichen Bibliotheken und Lesesäle gehört. Es war eine unter übermächtigem Zwang der Verhältnisse erfolgte Maßnahme, die freilich nur der ungewöhnliche Winter, nicht schon der Krieg allein hat rechtfertigen können. Denn den üblen Irrtum eines abgewirtschafteten Materialismus, als ob die Kultur nur ein entbehrlicher „Überbau" auf dem Fundament einer alles beherrschenden Wirtschaft wäre, haben wir nicht zuletzt durch den Ernst, mit dem sich Wissenschaft und Kultur gerade in das Wirtschaftsleben eingeschaltet haben, restlos überwinden gelernt. Das Abhängigkeitsverhältnis, das noch die marxistische Theorie voraussetzte, hat sich umgekehrt. Wir wissen heute, daß der „Arbeiter" und gerade er am wenigsten zu arbeiten und zu leben hätte, wenn nicht in den Wissenschaften von den Männern der Intelligenz und des Geistes ständig gearbeitet, geplant, gedacht würde. Gilt dies schon in Friedenszeiten, so gewinnt die wissenschaftliche Arbeit aller, auch der abstrakten und spekulativen Gebiete gegenwärtig eine wenn möglich noch höhere Bedeutung, die sich nicht unter praktischen, auf die gegenwärtige Stunde unmittelbar abgezielten Gesichtspunkten eingrenzen ließe, da es eben keine „praktische" und keine bloß „theoretische" Wissenschaft gibt, sondern nur die eine gleiche Bemühung des Erkennens, die sich heute zu den Sternen aufwendet, um sich morgen greifbar oder erlebbar dem Bedürfnis des Tages zuzukehren. So kann man nur sagen, daß die brütende Atmosphäre leiser Geschäftigkeit, wie sie in den Lesesälen großer Bibliotheken, den nächst den Kirchenschiffen stillsten Räumen unserer Städte herrscht, zu den mächtigsten und wichtigsten Ausdrucksformen des modernen Lebens gehört, gegen die der Trubel von Straße und Sportplatz, Theater und Bar, Kino und Varieté an weittragender Bedeutung nicht ankommen kann. Der Mensch des unmittelbaren Lebens hat daher auch keinen Grund, den „weltfremden" Gelehrten, den der geschichtlichen Stunde entrückten Mathematiker oder theoretischen Physiker, aber auch den Logiker, Metaphysiker oder Theologen von seinen absoluten Gegenständen, die ja in Wahrheit weit mehr als alles Zeitliche das Anliegen aller sind, fortzuspotten, fortzulocken oder gar fortzukommandieren. Nachdenkenswerter als solche Bemühungen, die in

sich selbst zum Scheitern und zur Unfruchtbarkeit verurteilt sind, ist es vielmehr, daß seit einiger Zeit umgekehrt die absoluten Gebiete des Geistes vielleicht gerade darum, weil die Zeit und die historische Stunde ihre berechtigten Ansprüche zuweilen überspannt und somit selber verabsolutiert hatte, für viele Menschen aktueller geworden sind, als sie es in ruhigeren, geschichtlich weniger akzentuierten Zeiten zu sein pflegten. Wir sprechen hier nur ein Phänomen aus, wenn in diesem Zusammenhange einmal auf eine wachsende Bewegung unter Studenten wie Professoren hingewiesen sei, in der sich ein gesteigertes Interesse an den absoluten, den „reinen" Wissenschaften kennzeichnet. Die vielfach verbreitete Unsicherheit über die politische und weltanschauliche Orthodoxie der Zeit hat z. B. in den philosophischen Wissenschaften die früher so vernachlässigten Gebiete der Logik und abstrakten Metaphysik mittelbar deutlich gefördert, wie andererseits die konkrete Unsicherheit der „Existenz" der Theologie aller Schattierungen und ihrer Vorform, dem einfachen Glauben und dem schlichten Nachdenken über Gott, einen großen Auftrieb verliehen hat. Diese Erscheinungen dürften, je mehr wir in den vollen Ernst der geschichtlichen Stunde hineinsteigen, eher zunehmen als ablassen. Mit der Zuspitzung der großen vor uns liegenden Entscheidungen wird ja ihre Diskussion und Prognose immer schwieriger, das Reden überhaupt immer irrelevanter, der Abgrund zwischen Tat und Gedanke immer größer. Da ist es denn nur folgerichtig, wenn das Tun jedes Einzelnen sich immer mehr der wortlosen Pflichterfüllung nähert, während sich das Denken andererseits aus der Sphäre einer ihm nicht mehr beurteilbaren Wirklichkeit auf absolute Böden zurückzieht. Nur sollte in solchem Zurückziehen nicht ohne weiteres ein Zeichen von Schwäche und Müdigkeit des Geistes angesichts einer Welt, die sich zu unübersehbaren Formen der Entladung und Vernichtung zusammenzieht, erblickt werden, ist es doch eher der Beweis einer ihm gebliebenen, ungebrochenen Kraft und eines Willens zum unsterblichen Leben, wie er sich nicht besser als unter schwierigen Bedingungen bewähren könnte. Der verflossene Winter ist so auch für den wissenschaftlichen Menschen eine Probe auf seine Disziplinierung gewesen, die ja nicht darin besteht, daß man Entbehrungen und Hemmungen lethargisch hinnimmt, sondern die Kontinuität seiner Arbeitskraft und seines Leistungsvolumens trotzdem aufrechterhält, daß die gesteigerte seelische Kultur in das zivilisatorische Vakuum einspringt. Um so schöner, wenn die Erfahrungen und Schwierigkeiten dieses Winters dann der Zukunft und einer kommenden ihrer Bedeutung gerechten, günstigeren Organisation der geistigen Arbeitsbedingungen zugute kommen sollten.

Finanzierung von Kriegen. Im allgemeinen zerbricht sich der Laie in Wirtschaftsfragen wohl kaum ernsthaft den Kopf, wie eigentlich die Kriegsfinanzierung aussieht, trotzdem diese Frage eine eminent politische und zu gleicher Zeit eine strategische ist. Oft hört man die Ansicht, daß die Frage nicht einmal so wichtig sein könne, denn auf Geld komme es im Kriege ja nicht an, weder was die Höhe der Ausgaben noch was die Beschaffung der nötigen Zahlungsmittel angehe, da die Notenpresse ja nur auf Touren gebracht zu werden brauche. Solche Unwissenheit ist schädlich, denn die Finanzierung ist heute mehr denn je ein wesentlicher Faktor zum Siege, und schon aus diesem Grunde sollte jeder sich mit der Frage beschäftigen, weil sonst die rauhe Wirklichkeit dem Ahnungslosen recht böse Überraschungen und Schwächung seines Willens zum Durchhalten bringen kann. Deshalb kommt die Schrift von Ernst Sam-

haber „Wie werden Kriege finanziert?" (Leipzig, G. A. Gloeckner. RM. 1.80) just zur rechten Zeit. In vorbildlicher Klarheit und Einfachheit führt Samhaber mit seiner umfassenden Kenntnis des behandelten Problems auch den schimmerlosen Laien auf den Weg zur richtigen Beurteilung. Er untersucht die grundlegenden Fragen, die bei jeder Kriegsfinanzierung ihre unabdingbare Rolle spielen, die primitiven Formen der Finanzierung, die Geldwirtschaft überhaupt und im Krieg, die Fragen, die See- und Landkrieg aufwerfen, den Materialkrieg und endlich die brennenden Probleme der Finanzierung des gegenwärtigen Krieges für das Deutsche Reich und seine Gegner. Mit Recht sagt er, daß Montecucculis bekanntes Wort heute dahin abzuwandeln sei, daß zum Kriegführen Vertrauen, Vertrauen und nochmals Vertrauen gehöre, Vertrauen auf den Endsieg, auf die Aufrechterhaltung der Lebenshaltung im Innern und auf die Verteidigung der Stabilität des Preisniveaus. Auf Grund von Samhabers Schrift kann jeder Einzelne nachprüfen, auf welchen sicheren oder unsicheren Grundlagen dieses unentbehrliche Vertrauen in den verschiedenen Ländern sich heute gründen kann.

Selma Lagerlöf, die Dichterin des Gösta Berling, ist gestorben; das Land Schweden hat mit der alten Frau seine Stimme verloren. Es hat in Strindberg und anderen größere Dichter besessen: kaum ein zweiter hat so wie Selma Lagerlöf das Lebensgefühl der schwedischen Welt zum Klingen gebracht, hat so gestaltet, was das Land in seinem innersten Kern empfand und empfindet. In der Geschichte von Gösta Berling und den Kavalieren auf Ekeby sprach nicht mehr ein Einzelner, sprach eine ganze Welt: in diesem Buch voll von Rausch und Glanz und Fröhlichkeit und Tränen lebte, was gemeinsames Erbe, gemeinsamer Gefühlsbesitz von Unzähligen war. Der Mythos einer ganzen Zeit und eines ganzen Volkes hatte hier Klang gefunden und fand so Widerhall weit über die Grenzen der schwedischen Welt. Was in diesem Buch lebte, war Lebensgefühl all der Menschen, die im Bann der Ostsee aufgewachsen: das gemeinsam Baltische, das in der Welt Keyserlings wie Bellmanns, Holger Drachmanns wie John Brinkmanns ist, hat in diesem Buch Selma Lagerlöfs seine stärkste Form gefunden. Die Romantik der Länder um das Baltische Meer ist in diesem Buch, die Sehnsucht ihrer Menschen nach der Heimat und aus dieser Heimat in alle Fernen, über alle Fernen hinweg, das Irdische und das Himmlische, das Ewige und das Vergängliche schwingt darin, gesehen mit den Augen einer Frau, die mit all ihrem starken, warmen Gefühl in dieser Welt und für diese Welt lebte. Selma Lagerlöf hat nach dem Gösta Berling viele schöne und großartige Bücher geschrieben: keines hat mehr den unmittelbaren Glanz des Lebens, wie es über der Geschichte von den Kavalieren auf Ekeby ist. Ein Stück der Welt ist hier ganz weiblich und ganz elementar gesehen eingegangen in ein Buch, das zugleich Spiegel der Welt und Spiegel einer Seele ist. Es gibt gestrafftere Kunstwerke von der Hand dieser Dichterin: die Geschichte von Herrn Arnes Schatz, von Liljekronas Heimkehr gehören zu diesen. Es gibt aber kaum ein zweites, in dem so die Seele des Autors zugleich als Seele eines Allgemeinen, eines Ganzen spricht — mit Ausnahme des wunderbaren Kinderbuchs von der Reise des kleinen Nils Holgersen mit den Wildgänsen. In dieser Geschichte hat das Land Schweden seinen schönsten Spiegel bekommen, den man nur mit Neid betrachtet, weil wir im Reich nichts Ähnliches besitzen. Ein Stück der Seele dieser Dichterin ist hier Saga vom Ganzen geworden und Bekenntnis zum Ganzen, wie denn dieses Werk eigentlich immer von

diesem Ganzen, dieser Heimat handelt. Es hat einen tiefen Sinn, daß der Ertrag ihres Schaffens der elterliche Hof Marbacka war, den die Dichterin früh verlor und den sie von den Einkünften ihrer Werke glücklich zurückerwerben konnte: sie hat im Grunde immer von dieser Heimat für diese Heimat erzählt und geschaffen.

Inkompatibilität? Seinem ersten Versuch, Bildwerken der Plastik durch den Film Leben einzuflößen, bei den Naumburger Stifterfiguren, hat Curt Oertel nun einen neuen, höchst interessanten Versuch folgen lassen in seinem Film „Michelangelo", der dem Urteil des Publikums im Ufa-Palast am Zoo unterworfen wurde. Die Arbeit, die hier geleistet ist, verdient schon allein ihres Volumens wegen, aber besonders wegen des hohen sittlichen Ernstes, mit dem sie unternommen wurde, volle Anerkennung. Oertel wollte mit der Hilfe des Films, ohne einen geschichtlichen oder kulturhistorischen Film zu drehen, durch die Wiedergabe der Werke Michelangelos in zeitlicher Folge die Lebensarbeit dieses einmaligen Menschen und Künstlers der breiten Masse erwerben. Der Stoff dieses Lebens und Werkes sollte mit seiner geographischen Umwelt für sich allein sprechen, und durch das virtuose Handhaben der Kamera sollten die Werke zum Eigenleben erweckt werden. Den ganzen Film begleiten gesprochene Berichte über das Leben und das Schaffen Michelangelos, darunter neben Zeitberichten Wiedergaben seiner Sonette und von Aufzeichnungen des Künstlers selber. Das Ergebnis ist in mehr als einer Beziehung bemerkenswert. Wer Michelangelos Werke nur aus Ab- oder Nachbildungen kennt, dem wird die Größe des Geschaffenen eindringlich klar, wenn er auch manche Vorbehalte für sich machen wird, so vor allem den, daß die Kamera ihm eine Betrachtungsweise und ein Tempo der Betrachtung aufzwingt, in das er sich nicht ohne Widerstreben fügt. Ganz abgesehen davon, daß die einzig würdige Form der Kunstbetrachtung: zu warten, bis das Kunstwerk geruht, den Betrachter anzureden, mit dem Tempo eines ablaufenden Bildstreifens inkompatibel ist. Aber der Zweck, das Werk an die Masse der Filmtheaterbesucher heranzubringen und Verlangen nach intimerer Kenntnis zu erwecken, ist erreicht. Zugleich aber werden Fragen zur dringlichen Beantwortung aufgeworfen, die sich auf die Grenzen und die Möglichkeiten des Films überhaupt beziehen. Man ist geneigt, festzustellen, daß hier Unmögliches versucht wurde, und trotzdem bleibt die Frage offen, ob bei anderer Handhabung der filmischen Mittel vielleicht später sich auch auf dem hier beschrittenen Wege noch neue Möglichkeiten bieten können. Vielleicht wenn der Farbfilm zu noch höherer Vollendung gediehen ist, so daß die unheimliche Totheit der Bilder im Film durch die Farbe aufgehoben würde. Vielleicht, daß dann auch die Werke der plastischen Kunst statt ihres filmischen Lebens, das unwirklich bleibt, ein neues wirkliches Leben gewönnen, wie es des Meisters Hand dem Marmor gab. Freilich müßte man dann aber auch ganz auf jedes filmische Beiwerk verzichten, wie die einer Flucht gleichende Überführung der Leiche Michelangelos auf einem Karren von Rom nach Florenz und die bei Kriegshandlungen vorüberhuschenden Spitzen von Fahnen und Bannern, ebenso wie auf das reichlich verwendete Motiv des Brechens und des Transportes von Marmor aus den Marmorbergen von Carrara. Wenn die Vorführung des Filmes nichts weiter erreicht hätte, als die Fragen nach den Grenzen des Films und der Unvereinbarkeit filmischer Möglichkeiten mit dem Eigenleben erhabenster Kunstwerke erneut und dringlich aufzuwerfen, so hätte diese fast unvorstellbar mühevolle Arbeit schon einen bedeutenden Sinn gehabt.

Ausverkauft. Die Theater der Reichshauptstadt haben einen großen Erfolgswinter hinter sich. Die Serien des „Ausverkauft" waren nicht nur Privileg des Staatstheaters: das Deutsche Theater, das Schillertheater, die Volksbühne hatten sie in gleicher Weise, und selbst für die Sonntagsnachmittagsvorstellungen war fast nirgends ein Platz zu bekommen. Das Theater hat sich seinen Platz zurückerobert, trotz Film und Radio, und zwar im wesentlichen über den Schauspieler. Die großen Erfolge auch dieser Spielzeit sind wesentlich Schauspielererfolge, nicht nur Dramenwirkungen. Es gab viele interessante Stücke, viele hübsche Komödien: wovon man sprach, wonach die Leute liefen, sich in Schlangen anstellten und um die Karten rauften waren Aufführungen, in denen Schauspieler in der ersten Reihe standen. Was mit dem Hamlet im Staatstheater begann, setzte sich in dieser Spielzeit fort: die stärkste Wirkung ging von Vorstellungen aus, die irgendein klassisches oder sonst bewährtes Stück mit einer Besetzung herausstellten, die das Publikum interessierte. Einmal war es Dantons Tod mit Herrn Gründgens als St. Just, Herrn Minetti als Robespierre — einmal der Traumulus mit Herrn Krauß; dann mit stärkster Wirkung der Fiesco in der Regie des neuen Herrn Stroux und mit den Herrn Gründgens, Krauß, Kayßler: die Schlange der Eintrittskartenkäufer ging nun um das ganze Staatstheater herum, und auf lange hinaus ist Schiller der Dichter mit der stärksten Zugkraft. Gleiches erlebte man im Schillertheater, das Kleists Prinzen von Homburg als erste Fehling-Inszenierung herausbrachte: der junge Horst Caspar als Homburg, Herr George als Kurfürst, Herr Wegener als Kottwitz wirkten so stark, daß die sämtlichen Aufführungen bis zum Ende der Reihe ausverkauft waren. Das Deutsche Theater spielt den König Lear, mit Herrn Balser als Lear, in einer gedämpft gepflegten klassischen Aufführung: tagelang ist kein Platz zu bekommen. Die Volksbühne stellt in Shaws „Heiliger Johanna" eine blutjunge Schauspielerin heraus, Maria Landrock, eine sechzehnjährige Schülerin von Herma Clement: der Versuch wird ein Erfolg bei Publikum und Presse, wie ihn niemand voraussehen konnte. Das Theater als Theater hat seine fast verlorene Position in den letzten Jahren so zurückerobert, wie man es kaum voraussehen konnte. Es wirkt als Totalität, nicht mit Einzelnem: die Welt der Szene ist wieder lebendiger Spiegel des Lebens geworden, unmittelbarer Ausdruck von Zügen der Zeit, die in ihm am reinsten zur Auswirkung kommen. Wenn man auf den Winter zurücksieht, denkt man nicht an Unternehmen der Literatur. Gewiß, die gab es auch, von Gerhart Hauptmanns „Tochter der Kathedrale" bis zu Curt Langenbecks „Hochverräter", der mit einiger Verspätung in dieser Spielzeit auch nach Berlin kam: man denkt an Leistungen der Szene, an Schauspieler, Regisseure, Bühnenbildner, an Aufführungen. Paul Ernsts Pantalon und seine Söhne taucht wieder auf, eine Inszenierung des Schillertheaters, mit der der Regisseur Felsenstein seine Fähigkeit tänzerischer Gestaltung bewies: Calderons Dame Kobold wirbelt in der bezaubernden Aufführung des Deutschen Theaters vorüber mit dem begabten Fräulein Lissa im Mittelpunkt: man kommt immer wieder beim Spiel, beim Theater an, auch in der Operette, in der Harald Paulsen seine reizende Fledermaus in die vorderste Linie stellte. Die Grundlagen, die ins Wanken geraten waren, werden neu fundiert, sind neu fundiert: nun kann das Weitere, die Dichtung, sich über ihnen entwickeln. Wir haben wieder ein Berliner Theater; das als Ergebnis des Kriegswinters 1939/40 zu buchen, ist eine besondere Genugtuung.

Die Vogeluhr. Je mehr wir uns jetzt dem Sommer nähern, um so weniger wird uns im Hinterlande die allabendliche Verdunkelung als die „sichtbarste" Erscheinung des Krieges noch „derangieren" können, wie man derartige Mißhelligkeiten zur Zeit unserer Väter oder Großväter bei uns wohl bezeichnet hätte. Mißhelligkeiten, in denen das Unbehagen eines irgendwie doch nicht ideal gelösten, andererseits aber nicht aus der Welt zu schaffenden Problems steckt, so daß sich niemand von uns wohl allzu stark wundern würde, wenn plötzlich ein genialer Kopf in diesem Zusammenhange das Ei des Kolumbus fände und uns durch eine andere gleichwirksame Maßnahme oder Einrichtung das Straßenlicht wiederschenken könnte. Solche Erwägungen sind aber zur Zeit eben noch leiblose Spekulationen, und insbesondere die mangelnde Straßenbeleuchtung hat wiederum das Gute gehabt, manchen von uns der Natur und dem Sternenhimmel näher zu bringen und überhaupt den Sinn des Auges, der ja nicht nur ein Sinn des hellen Lichtes, sondern ebenso auch der Dämmerung und der natürlichen Dunkelheit ist, positiv zu entwickeln. Nur bei den ordnungsgemäß verdunkelten Innenräumen liegt die Situation etwas anders. Hat man da einmal das Licht ausgemacht, dann ist es nicht „Nacht" um uns, sondern etwas viel Dunkleres als Nacht, reine Schwärze und Lichtlosigkeit, die sich wie eine Narkose auf die Augen legt. Dies geht nun noch an, wenn man abends ermüdet ist, das Licht ausschaltet und auch kein Bedürfnis zu weiterem Aufhalten der Augen verspürt. Gerade jetzt zum Sommer hin wird es aber deutlicher, daß die Verdunkelung nicht nur ihre Abendseite, sondern auch ihre Morgenseite besitzt. Die Sonne kann uns nicht mehr wecken, und wer die künstlichen schnarrenden oder klingelnden Wecker nicht eben allzu sehr liebt, wird mit dem Beginn seines Tages im verdunkelten Raume jetzt vielleicht manchmal die rechte zeitliche Orientierung verlieren können. Es ist gewiß kein schweres Problem, das hierin steckt, aber auch ein Jucken kann ja nun einmal den Menschen, seine Lebenslust und Leistungsfreude über Gebühr beeinträchtigen. Es hat deswegen schon Sinn, wenn mancher von uns in solcher Lage gerade jetzt im Frühling die älteste Uhr, die wir längst in die historische Mottenkiste getan hatten, wieder hervorholt und sich des Morgens vom Hahn wecken läßt. Die Ohren sind uns ja gottlob nicht abgedunkelt, und auch die verhängten und verdunkelten Fenster samt ihren Rolläden oder Jalousien vermögen es nicht, die kräftige Stimme dieses obersten unter den Bremer Stadtmusikanten für einen halbwegs nüchternen Morgenschläfer unhörbar zu machen. Nun gibt es aber freilich nicht überall und besonders in den Städten nicht immer einen solchen allerorts in Reichweite befindlichen Normalwecker, und außerdem ist gerade der Hahn trotz seines hohen Ruhmes durchaus nicht immer ein zuverlässiger Morgenkünder. Es kann ebenso sehr bereits hoher Tag wie auch noch dunkle Nacht sein, wenn wir gerade zufällig den ersten Hahnenschrei hören. Die deutsche Vogeluhr verfügt jedoch über genügenden und teilweise sogar viel besseren „einheimischen" Ersatz (wie man weiß, gehören die Hühner ja keineswegs zur ursprünglichen deutschen Vogelwelt), und zwar durchaus auch in den belebten, baumarmen Städten und Großstädten. Ob es nun die überall gegenwärtigen Sperlinge sind, die ziemlich präzis mit Sonnenaufgang zu schilpen und lärmen beginnen, daß es durch jedes noch so gut abgedichtete Fenster dringt; oder die Krähen, die zu den vorzüglichsten Frühaufstehern gehören und bei ihrem eigenen Erwachen um die frühe Dämmerungsstunde es selten ohne ausgiebiges Krächzen abgehen lassen; oder aber ob man sich auf poetischere Weise gerade jetzt im Frühjahr durch Gesang wecken lassen will, sei es durch die lieblichen kleinen Glöckchen der Meisen,

die so zeitig aufstehen, oder durch die Flötenspielerin Amsel, die je näher hin zum Sommer ihren Gesangsbeginn immer früher in die erste Morgenstunde verlegt; in jedem Falle vermag uns die vielstimmige deutsche Vogeluhr, wenn wir nur etwas auf ihre „Schläge" achtzugeben gelernt haben, von jener alpdrückenden, gleichsam ägyptisch-hermetischen Abgeschlossenheit des Hauptsinnes zu entzaubern, die nun einmal zum Schicksal des Krieges bislang noch dazu gehört.

„Der Friede zwischen den Völkern beruht nicht auf Verträgen, sondern auf der gegenseitigen Achtung der Völker und dem Willen sich gegenseitig zu achten und anzuerkennen — wie Freundschaft nicht auf Verträgen beruht. Friedensverträge abzuschließen soll man den Diplomaten und Staatsmännern entziehen. Da jedes ehrliche und große Volk den Frieden will — die Völker sagen es und wir dürfen es ihnen glauben — will es ihn, indem es ihn für sich will, auch für die anderen." — „Kein Volk und kein Mensch soll sich eines Sieges rühmen dürfen, ehe dieses Volk und dieser Mensch nicht das Äußerste von Wohltat für den Besiegten daraus gemacht hat." — „Wenn der Mensch für nichts mehr wird sterben dürfen, dann wird alle menschliche Größe von ihm genommen sein." — „Die Jugend glaubt sich leicht in dem kurzen Heldentum erfüllt, für das Vaterland zu sterben. Sie befaßt sich als solche nicht mit jenem langwierigen höheren Heldentum, für das Vaterland zu leben. Ja, sie weiß kaum, daß es für sie da ist." — „Der Wunsch der Masse, daß alle Menschen gleich seien, hat sicher etwas mit dem Unvermögen gemein, sich hervorzutun. Der die Forderung Gleichheit erfand — im sozialen Sinne — war sicher eine Sklavenseele." — „Man soll sich nur nicht einbilden, die Menschheit könne aus einem Zustand ‚zurück' (etwa zur Natur zurück oder dergleichen). Die Gegenwart läßt sich nur durch die Zukunft, nicht durch die Vergangenheit besiegen." — „Wo Kritik nicht erlaubt ist oder sich nicht hervorwagt, muß die Selbstkritik an ihre Stelle treten." — „Ein Mensch, der — wer er auch immer sei — die Wahrheit nicht vertragen kann, hat keine wahren Freunde. Freunde werden zu Feinden oder zu Leuten, die ihm nach dem Munde reden. Das ist die Mathematik der Freundschaft." — „Das ist das Furchtbare an der Wahrheit: daß man sie mit Lügen nähren kann." — „Wo ich auch nur mit einem einzigen Wort der Wahrheit vergäße, da will ich mit meinem ganzen Werk gerichtet sein." — „Dem großen Dichter allein, als dem Erfasser der Lebensinhalte κατ' ἐξοχήν, mag es gelingen, die Geistigkeit einer ganzen Zeit zu formen oder die Zeit geistig zu bestimmen. Denn indem er den Inhalt des Lebens seiner Zeit zum Ausdruck bringt — vorher ist er nicht sichtbar (latent) — bestimmt er ihn auch, bewirkt er ihn eigentlich. Daß ein kollektivistisch entstandener oder gearteter Geist den Inhalt des Lebens bestimme und bewirke, ist nahezu unmöglich, weil man nicht gemeinsam zum höchsten Ausdruck vordringen kann. Dieser ist immer nur einem gegeben: nämlich dem Dichter." — Das sind Worte von Rudolf G. Binding, der vom Leben sehr viel und auch vom Tode wüßte, und dessen Einfluß auf die neue junge Kriegsgeneration im Wachsen begriffen ist, die übrigens auch wieder Rainer Maria Rilke liest. Sie stammen aus der Neuveröffentlichung „AD SE IPSUM", in der Auszüge aus einem Tagebuch Bindings vereinigt sind. Ein zweites neues Binding-Buch „Natur und Kunst" enthält zwölf Führungen und Betrachtungen über Natur, Landschaft, Kunst, Dichtung und Dichter und über das Theater (Potsdam, Rütten & Loening).

ERIK REGER

Abenteuer im alten Kalkofen

Erzählung

Ich turnte über den verwüsteten Ringofen, wo früher Kalk gebrannt worden war. Die Sonne beleckte seine schwarzen Höhlen; auf den alten Simsen wurden die Grassoden geröstet und Moose zu pulveriger Borke zerbacken. Die Eidechsen, diese Gemsen warm bröckelnder Mauerherrlichkeit, kletterten durch die Spalten im Ziegelsteingewölbe.

Die Mädchen gesellten sich zu mir, zuerst die kleine Hedwig, sodann Franziska und Hilde. Wir durchbrachen den morschen Draht, der nebst einer umgesunkenen Warnungstafel den mit Akaziengestrüpp bewachsenen, halb abgetragenen Teil des Ofens mehr preisgab als hütete. Dann kam Antonie herüber und rief, wir dürften nicht da spielen. Sie war eine lange, magere Latte. Anfangs sahen wir überhaupt bloß Arme und Beine von ihr. Wir lachten, und da drohte sie, es ihrem Vater zu sagen, dem das Land hier gehörte. Ich schrie zu ihr hinunter, ihr Vater habe auf dem grindigen Kalkofen gar nichts zu melden, er habe Bankerott gemacht, und das Trümmerfeld gehöre den betrübten Lohgerbern. Die lustigen Ausdrücke hatte ich von Onkel Peter. Mit Befriedigung gewahrte ich an den Mädchen, daß diese Art Lustigkeit ansteckender als Masern war.

Antonie kehrte um. Sie trug einen angesetzten Rock und eine viel zu knappe Bluse. Wir schrien vor Vergnügen, weil sie über ihre eigenen Beine stolperte. Hinter einer Mauerritze spähten wir, ob nun wohl ihr Vater käme. Aber nach wenigen Minuten erschien sie wieder ganz allein und fragte, ob sie mitspielen solle.

„Das mußt du wissen", sagte ich.

Wir legten uns in das sichelreife Gras. Antonie stellte die Knie auf und gürtete die Arme darum. Ich lag neben ihr, etwas tiefer. Wir berührten uns. Wir schlugen die aufrechtstehenden Knie auseinander und wieder zusammen. Wir berührten uns jedesmal.

„Gestern hat im Kalkofen ein Kerl genächtigt", sagte sie.

Wir fuhren auf und blickten in die schwarzen Höhlungen, an deren Rändern das Sonnenlicht brandete.

„Hast du ihn gesehen?" fragten wir alle.

„Ja", sagte sie.

„Wo war er denn?"

„Dort, wo das Eisen herausteht. Da war früher eine Tür. Dahinter ist ein Gang. Darin lag er."

„Ich weiß", sagte Franziska. „Ich war einmal in dem Gang. Er verläuft ganz krumm und ist voller Schutt. Man kann von außen gar nicht sehen, ob einer darin ist."

„Ich bin eben hineingegangen", behauptete Antonie.

„Zu dem Kerl?"

„Er schlief."

„Das wußtest du doch nicht."

„Was sollte er denn sonst da machen?"

„Es war doch dunkel, wie konntest du ihn erkennen?"

„Nein, es war noch Tag."

„Wie sah er denn aus?"

„Er hatte wilde Augen und einen roten Bart."

„Ach, das war ja der Mutzenbäcker."

„Verrückt! Ich werde den Mutzenbäcker wohl kennen!"

Da verstummten wir. Schweigend vervollständigten wir das Gemälde des Landstreichers. Die schöne heitere Luft bekam davon Strudel und Untiefen, eine graue Wolke schlich hinter unseren Rücken her, und aus dem blühenden Himmel wanderten uns böse Schluchten entgegen. Es umzingelte uns all die Heimlichkeit erlauschter Frevelgeschichten, all das seltsame Gebaren fremder, heimatloser Männer. Wir rückten näher zusammen. Antonie hatte sich aufgesetzt, um ihre Behauptungen lebhafter zu verteidigen.

„Fürchtet ihr euch?" sagte sie. „Ich habe keine Furcht."

„Gar keine? Würdest du jetzt hineingehen?"

„Wenn ihr es wollt."

„Allein?"

„Gestern war ich auch allein."

„Tu's doch mal", sagte Hedwig.

Antonie schritt ungesäumt auf die finsteren Löcher zu, in deren Schatten rote Schnecken und die saftigsten Brennesseln gediehen. Sie verschwand und kam gleich darauf wieder zum Vorschein.

„Du bist nicht ganz drin gewesen", nörgelte Hedwig.

„Zwei Minuten würdest du nicht dortbleiben", meinte Franziska.

„Soll ich nochmals?" fragte Antonie herablassend.

Hilde lächelte ihr zu. Das Widerspiel einer feinen, duftigen Haut, als welches Hildes Lächeln erschien, regte mich auf. „Könnte es nicht ein Räuber gewesen sein, der einen Schatz dort vergraben hat? Wir wollen alle in die Höhle und nachschauen", sagte ich mit fliegendem Atem.

Ich säbelte die Brennesseln nieder, und wir traten in die Höhle. Vorn war sie moderig und feucht, dann kam Geröll und trockener Mörtelgeruch. Hierauf krümmte sich der Gang, ganz wie Franziska gesagt hatte. Ich fand eine verrostete Schaufel und räumte etwas Schutt fort. Wir stiegen darüber hinweg und gelangten unter einen Luftschacht, der voll von Erde, brüchigen Steinen und Wurzelfasern hing. Ein größeres Gewölbe bildete den Mittelpunkt eines Netzes von Kreuzgängen, aber überall war der Boden mit Kalkstaub bedeckt, der ein Dämmerlicht verbreitete, ungefähr wie Schnee am Winterabend.

Hedwig rief: „Ach Gott, die Schuhe!"

Sie waren weiß gepudert, und wir glaubten, schon Risse im Leder zu sehen. Wir eilten zurück, um die Schuhe samt den Strümpfen abzulegen. Mit bloßen Füßen durchwateten wir alle das Kalkmehl. Wir dachten nicht daran, daß es,

wenn es die Schuhe verdarb, der nackten Haut nicht schmeicheln werde. Wir fühlten nur, daß wir die Kleider schonen müßten, wollten wir daheim nicht verraten, daß wir im Kalkofen waren.

Dies war die einzige Vorsicht, mit der wir uns in die alten, oft schon niedergebrochenen Herdkammern verteilten, Rufe ausstießen und am Widerhall uns ergötzten. Mancherorts zeigten sich noch Merkmale des Feuers, das vor vielen Jahren rings in einem Graben gestanden hatte.

Antonie hatte mit den spelzigen Fingern nach den Wurzeln im Luftschacht gegriffen. Die Wurzeln gaben nach und überschütteten uns mit Erde. „Warum zerrst du auch so!" schrie Franziska böse. Aller Schrott aus dem Trichter rutschte nach und versperrte den Rückweg. Wir schüttelten die Erde herunter, die uns in den Hals gefallen war, und plötzlich schrie Antonie: „Dort kommt einer, ein Kerl!" Wir bemerkten einen Schatten und liefen fort. Aber wir verirrten uns und fanden keinen Ausgang.

Wir erschraken und horchten in die ängstliche Stille rieselnden Gerölls, spürten Brand an den Füßen und schrien alle. Auf einmal hörten wir einen leise klingenden Fall. Wir bückten uns danach. Es war eine Brechstange, die sie früher beim Heizen verwandt hatten. Antonie stieß damit in die Wand, um ein Loch zu schlagen. In ihren langen, fuchtelnden Armen war die Stange ungefähr ebenso hilfreich wie ein Espenblatt.

„Nimm du sie doch", sagte Franziska zu mir.

„Antonie ist stärker", entgegnete ich.

Hilde rief: „Schreit doch, schreit doch, sie müssen uns doch hören!"

„Niemand hört uns", sagte ich dumpf.

Ich schrie nicht mehr. Die Mädchen hatten heulende Stimmen wie Wölfinnen. Franziska drohte Antonie Furchtbares an für den Fall, daß sie stürbe.

„Müssen wir denn sterben?" weinte Hedwig.

„Ja", sagte ich großartig, „wir müssen sterben."

Der Gang hatte an dieser Stelle ein Ende. Franziska ergriff die Stange und untersuchte die Mauer. Ein Teil war roh und unvollkommen geschichtet, gewiß nicht durch einen gelernten Handwerker, oder aber nur zu einem vorläufigen Plan. Dort setzte Franziska die Stange an. Sie lockerte Steine und warf sie heraus. Als die Öffnung groß genug war, kletterten die Mädchen hindurch.

„Da ist auch nur wieder eine Kammer", sagten sie und rannten hin und her.

Hedwig entdeckte eine Strohmatte und ein Felleisen. Die anderen krochen eilends zu mir zurück, aber Hedwig öffnete das Felleisen und rief uns zu, es seien Tonpfeifen darin.

„Also war es doch der Mutzenbäcker", sagte Franziska und blickte Antonie vorwurfsvoll an.

Im gleichen Augenblick hörten wir aus dem entfernteren Gewölbe ein zorniges Jaulen. Hedwig flog kopfüber zu uns herein und sagte, sie habe die drohende Tatze des Mutzenbäckers gesehen, seine Augen hätten geleuchtet, und der Bart sei ein Rutenbündel gewesen. „Macht schnell das Loch zu!" schrie Hilde, und wir

arbeiteten fieberhaft. Nebenan tappte es. Es knisterte und tappte brummend wieder fort.

„Er hat gemeint, wir wollten ihm seine Pfeifen stehlen, darum hat er geschimpft", sagte Franziska. „Der Mutzenbäcker kann überhaupt nicht richtig schimpfen, denn er ist ja stumm. Und da hat Antonie ein Wesen gemacht und behauptet, es sei ein Kerl."

„Gestern war es eben ein Kerl", trumpfte Antonie auf. „Der Mutzenbäcker ist auch genau so schlimm wie ein Kerl. Einer, der im Wald Ton gräbt und Pfeifen daraus brennt und damit hausiert und sich hier herumtreibt und stumm ist und blöd tut. Ich sage es meinem Vater, daß er hier haust, dann muß er fort."

„Erst mußt du hier heraus sein", sagte ich. Hedwig schrie: „Ach Gott, unsere Schuhe und Strümpfe, wenn wir die nicht mehr wiederbekommen!"

„Wir sagen, der Mutzenbäcker habe uns hierhergelockt", riet Antonie.

„Ja", sagten wir alle in der Not.

„Hört einmal", flüsterte Hedwig. Irgendwo rauschte ein unterirdischer Wind, wie ihn die Bergleute hören sollen und die nackten Männer, die einen Tunnel durchs Gebirge bohren. Dort, wo die Mädchen das Loch gemacht hatten, drang Feuerschein durch die Ritzen. Wir verstopften sie hastig mit Kalk.

„Ich glaube, er brennt seine Pfeifen hier unten", sagte Franziska.

Wir hörten einen schaurigen Gesang, und ich dachte, so müsse ein Wiegenlied bei den bösen Geistern sein. Hilde schrie unvernünftig, sie wolle heraus, heraus, heraus! Antonie versuchte es mit der Stange an der anderen Wand, doch die war dick und fest, und von der Erschütterung stürzte hinter uns ein Stück Gewölbe ein. Nun holte Franziska die Stange, und darauf wechselten sie ab.

Hedwig kam zu mir: „Ach bitte, warum tust du nichts?"

„Es geht da ja doch nicht ins Freie", erwiderte ich grob und unwissend. Trotz und Erwartung waren in mir. Ich wollte, daß Hilde nicht entrinne und das Eingeschlossensein mit mir teile.

„Er hat uns hier hereingeführt, da sitzt er nun und tut nichts!" schrie sie jetzt. Ich sagte, ich sei müde. „Faul bist du!" schrie Hilde.

Antonie aber lehnte hager wie ein Gespenst im Dunkel der Wand und blickte von mir auf Hilde und von Hilde auf mich. Das schwarze Haar umrahmte als natürliche Nacht ihr bleiches Gesicht.

„Willst du es nun tun?" fragte sie mich leise. Ich rieb die schmerzenden Füße, sie schmerzten noch mehr. Ich antwortete nicht. Antonie winkte Hilde heran und sagte ihr etwas ins Ohr. Hilde drehte sich halb nach mir um, sah zu Boden und schwieg. Antonie trat zu mir hin: „Du mußt uns helfen!" Hinter ihr stand Hilde.

„Hilf uns doch", sagte sie.

„Ich bin ja faul."

„Wenn du nichts tust. Wenn du etwas tust, bist du nicht faul. Bitte, tu etwas. Du vermagst mehr als wir Mädchen."

„Für dich, Hilde, tut er es", sagte Antonie.

Da nahm ich die Brechstange und rannte sie in die Mauer, so wuchtig ich konnte. Danach war ein Knall und ein Brausen, das mich niederwarf, und eine

Wolke von Staub, die mich von allen Seiten umgab. Ich hatte das Gefühl, daß das ganze Gewölbe auf uns niederrasselte. Die Mädchen schrien auf und flohen. Als ich mich aufrichtete, rollte Schutt nach. Ich stak bis über die Hüften darin.

Vor mir war die Mauer und hinter mir ein Erdrutsch von klotzigem Gestein. Meine Beine konnte ich nicht bewegen. Die Mädchen riefen von irgendwoher weit jenseits, aber hinter mir krabbelte auch noch jemand.

„Bist du es, Hilde?" fragte ich.

„Ja", rief sie, „mach' geschwind, daß du hinüberkommst, hier ist noch eine Luke, aber gleich bricht noch mehr zusammen."

„Ich kann ja nicht, bin festgeklemmt, zieh mich doch heraus", erwiderte ich.

„Ich komme nicht mehr dahinunter", rief sie zurück. Sie verließ mich. Alle waren fort. „Hilde!" rief ich. Ich bildete mir ein, daß ich mich für sie opfere. Ich wollte, sie hätte gespürt, wie still und heiter ich es tat. Aber wahrscheinlich hielt sie mich für dumm, weil ich sie nicht steinigte. Sie rief nur immer wieder ihr sinnloses: „Komm heraus, schnell!" Dann tat es einen neuen Krach, und nun war ich völlig eingeschlossen. In den Knien wühlte dumpfer Schmerz, und die Füße schienen auf einer heißen Herdplatte zu liegen. Aber ich befürchtete nicht, daß ich umkäme, denn ich wußte, daß Onkel Oswald mich holen werde.

Onkel Oswald trat an mein Bett, wenn ein Nachtgewitter war, und dann verloren die Blitze, die so schrecklich die Finsternis aufrissen, und die Donnerschläge, von denen das Haus erbebte, alle wilden Geheimnisse und traten folgsam in die Bahn der Winde und sonstigen Naturströmungen, die Onkel Oswald zu ihrer Erklärung nannte. Er bestimmte alles, und wenn er sagte, ich habe Kopfweh, es gibt Regen, so zogen bald Wolken herauf, um es wahrzumachen. Und wenn ich ihm die Schläfen rieb, so sagte er zwar, das tue ihm wohl und die Schmerzen hörten auf, aber es regnete dann doch, weil ich eben nicht die bestimmende Kraft besaß, die schon eingetroffene Wirkung aufzuheben.

Vielleicht habe ich nie wieder Onkel Oswalds leidenschaftsloses, die Dinge durch sein Dasein bändigendes Gesicht so deutlich vor mir gesehen, wie damals, als ich in dem alten Kalkofen lebendig begraben war. Ich wußte, daß die Mauern sich vor ihm auftun würden, sobald er zu mir hinverlangte, und unter diesen Vorstellungen las ich mechanisch ein paar lächerliche Steinbrocken um mich fort.

Wenn ich eine kleine Vertiefung freigemacht hatte, sackte mehr nach, als vorher dagewesen war. Die Luft wurde stickig, meine Hände brannten vom Kalkstaub. Ich spuckte hinein, da bissen sie, als würden sie mit Schmirgel abgekratzt. Die Augen fielen mir zu. Ich vernahm Rufen und Klopfen und wünschte, meine Retter möchten vorsichtig sein und mich nicht mit Hacken oder Schaufeln verletzen, wenn sie zu mir vordrängen. Dabei schlief ich ein. Es war ein dämmeriger Schlaf, bei dem mein Gehör wachblieb und die Augenlider durchlässig wie Milchglas waren. Kratzende und hämmernde Geräusche, weitläufiges Summen und feierlicher Fackelschein gelangten zu mir. Das Gewölbe über mir war ein hoher Saal, in dem sich alles verlief. Ich hörte ganz deutlich meinen pfeifenden Atem. Ich wollte rufen, aber der Ton erstickte tief in der Brust. Eine Uhr schlug mit tönernem Klang. Mein Herz ruhte. Ich war gerettet.

Literarische Rundschau

Deutschland im Kriege

Von dem Lieferungswerk „Deutschland im Kampf", herausgegeben von A. J. Berndt und Oberstleutnant von Wedel (Berlin, O. Stollberg) liegen seit unserer letzten Besprechung die Lieferungen 6 bis 10 neu vor. Die Lieferungen, zwei im Monat bekanntlich, sind für Januar und Februar in einem Bande erschienen. — Auf ganz besonderes Interesse kann die Schrift von Kommodore Karl Dönitz rechnen „Die U-Boots-Waffe" (Berlin, E. S. Mittler & Sohn), die 1939 erschien. Inzwischen ist die Bedeutung des U-Boot-Krieges in eindringlichster Form der ganzen Welt zum Bewußtsein gebracht worden; um so mehr Bedeutung gewinnen die Ausführungen des Mannes, der in dieser Waffe an der führenden Stelle steht. Der Verfasser gibt einen kurzen geschichtlichen Überblick, dann die genaue Beschreibung eines U-Bootes, spricht von den Waffen und der Besatzung, um dann in dem vielleicht wichtigsten Abschnitte die militärische Verwendung des U-Bootes zu behandeln. Zwei Abschnitte über den U-Boots-Bau im allgemeinen und die damaligen Zahlen an U-Booten für die Hauptseemächte und endlich über die Kräfte, die gegen das U-Boot zur Abwehr eingesetzt werden, runden die Schrift ab.

Das Werden des deutschen Volkes

Der stattliche, unter diesem Titel erschienene Band ist von Karl Haushofer und Hans Roeseler herausgegeben (Berlin, Propyläen-Verlag. 80 Bildtafeln, 73 Textkarten. RM 20,—). Hier wird endlich eine Sammlung der bisherigen Untersuchungen und eine Gesamtübersicht über den Weg des deutschen Volkes zur Einheit gegeben, nachdem so lange mehr oder weniger nur wertvolle Einzelarbeiten zu dieser großen Frage vorlagen. Unter starker Betonung der Bedeutung von Sprache, Kultur und Brauchtum werden die immer wiederholten Ansätze, die nie ausgebliebenen schweren Rückschläge, der starke Hang zum Partikularismus von sachkundigsten Mitarbeitern geschildert. Über diesem ganzen Leidenswege stand immer der Gegensatz zwischen Staatlichkeit und Stammestum. Ein grundlegendes Vorwort der beiden Herausgeber leitet das Buch ein, das in fünf große Abschnitte gegliedert ist. Über den Stammesbegriff in der deutschen Geschichte schreibt Paul Zaunert, über das Werden der deutschen Stämme Otto Scheel. Diese Beiträge bilden den Abschnitt „Das Werden der deutschen Stämme". Der Abschnitt „Der niederdeutsche Raum" umfaßt die Beiträge „Geschichte und Schicksal der Niedersachsen und Friesen" von Georg Schnath und „Der deutsche Nordosten von der Elbe bis zur Narwa" von Erich Keyser. Über den „Mitteldeutschen Raum" im dritten Abschnitt arbeiteten Friedrich König, Rudolf Kötschke, Fritz Machatschek, Rudolf Craemer, Will-Erich Peukkert. Den „Oberdeutschen Raum" behandeln im vierten Abschnitt Albrecht Haushofer, Friedrich Metz, Karl Haushofer, der über das Schicksal des altbairischen Stammes schrieb, und Rupert von Schumacher. Einen der wesentlichsten Beiträge lieferte Hans Roeseler, der die Ausbreitung der Deutschen in der Welt untersucht und hier zum Teil völliges Neuland erschließt. Er zieht die Lehren aus der Geschichte unseres Volkes dahin: die Geschichte ist nicht umkehrbar, und die Völker sind geworden, auf daß sie nicht vergehen, sondern sich erfüllen. Für das deutsche Volk gibt es nur eine Aufgabe: Deutsche zu sein und zu bleiben.

Neues Deutschland.

Zu einem Bildbuch für die auslanddeutsche Jugend, das ihr künden soll, wie es im heutigen Deutschland wirklich aussieht und welche starken Kräfte sich in ihm regen, schrieb der Ministerialdirektor Dr. Friedrich Stieve den Text. Die Bilder, die in ihrem ganzen Rhythmus, ihrer Auswahl und ihrer suggestiven Kraft etwas Packendes haben, ordnete A. R. Marsani (München, Heinrich Hoffmann). Man geht nicht fehl in der Annahme, daß dieses Buch nicht nur die auslanddeutsche Jugend stärkstens beeindrucken, sondern auch die Jugend im Reiche fesseln wird. Rudolf Pechel.

Ivo Andrič

Seit Goethes Nachdichtung des ‚Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga', die er 1774 nach einer französischen Übersetzung ausführte, ist sein Interesse so wenig wie das des deutschen Volkes an der südslawischen Dichtung wieder erloschen. Ja, Goethes geduldig wiederholter Anregung verdanken wir ihre frühe Kenntnis, wie sie in der in Leipzig zuerst gedruckten Sammlung serbischer Lieder von Wuk Stephanowič Karadschič, in den zeitgenössischen Übersetzungen von Grimm, Gerhard und Fräulein von Jakob und schließlich in dem ebenfalls in Leipzig edierten Heldenepos des Simeon Milutinowič unschwer zu finden ist. — Seit dieser Zeit sind wohl alle wesentlichen Werke südslawischer Dichter, die Beachtung über das eigne Land hinaus beanspruchen durften, dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden, zuletzt der gewaltige ‚Bergkranz' des Petar Petrowič Njegos. — Im Sinne dieser großen Überlieferung wie als absoluter literarischer Gewinn ist die Bekanntschaft mit einem lebenden Novellisten zu werten, der Meisterliches zu bieten hat. ‚Die Novellen' des Ivo Andrič, von Dr. Schmaus übertragen (Wien, Luser), schildern den Ernst der bosnischen Landschaft und ihrer Menschen, die, jahrhundertelang zwischen Kreuz und Halbmond umgetrieben, das harte Dasein der Entrechtung führen mußten. So bildeten sich die seelischen Wurzeln jenes seltsam-düsteren Volksstamms auf der Scheide zwischen Abend- und Morgenland, die Ivo Andrič mit ergreifender Wahrhaftigkeit enthüllt. Der Leidensweg eines armen bosnischen Mädchens, das blutjung zur Geliebten des türkischen Kommandanten gemacht wird und nach seiner Heimkehr ins Osmanenreich mählich zugrunde geht; die rätselhafte Liebe des einäugigen Dorftrottels Corkan zu einer gealterten Seiltänzerin; die groteske Hochzeit eines Schiebers aus Zigeunerstamme während des Weltkriegs; die letzte Beichte eines Räubers und der Untergang eines verwundeten Haiducken: — die vielfältige Thematik seines Heimatlandes wird dem südslawischen Dichter Anlaß zur Entfaltung einer großartigen Gestaltungskraft, die von den verschiedensten Blickwinkeln aus den Stoff einkreist und durchdringt. Mit dieser durchaus zeitgerechten Methode, die im deutschen Schrifttum der Gegenwart wie in dem der anderen Kulturvölker zu finden ist, erzielt Ivo Andrič erschütternde Wirkungen. So dürfte die verhalten erzählte Kindheitserinnerung eines neunjährigen Knaben, der durch eine Kette kleiner Beobachtungen die Grausamkeit des Lebens plötzlich erfährt, zu den schönsten Stücken europäischer Novellistik zu rechnen sein. Angesichts dieses Buchs erlebt man Goethes Wort von neuem, das der sonnentrunkene Ragusa-Fahrer, welcher Südslawien nur aus diesem Winkel heiteren Erdgenusses wahr haben will, niemals begreifen wird: „Das südöstliche Nationelle ist hart, rauh, widerborstig; selbst die besten Familienverhältnisse lösen sich gar bald in Haß und Parteiung auf." Goethe gibt dazu die Erklärung aus den geschichtlichen Gegebenheiten, die heute zwar tatsächlich überwunden sind, im seelischen Dasein des Volks jedoch weiterklingen müssen. Davon ein wahrhaftiges Bild von eindringlicher Kraft geschaffen zu haben, ist das Verdienst von Ivo Andrič, der, zur Zeit als Gesandter Südslawiens in Berlin tätig, einer der führenden Novellisten der Gegenwart ist. Gerhart Pohl

Kunstbücher

„Meisterbildnisse der Dürerzeit" hat Werner Hager zusammengestellt und mit einer gescheiten Einleitung über die Geschichte des Bildnisses und seine Gesetze versehen (Wien, Wilhelm Frick. 84 Bildtafeln). In 4 farbigen und 80 schwarzweißen Bildnissen werden die Zeugnisse dieser Eigenkunst in Werken von Albrecht Dürer, Hans Baldung Grien, Hans von Kulmbach, Mathias Grünewald, den beiden Cranachs, Hans Burgkmair, Christoph Amberger, den beiden Holbeins, Bernhard Strigels und vieler anderer, darunter auch unbekannter Meister in sorgfältiger Auswahl wiedergegeben. — Aus seinem großen Werke „Die Bronzestandbilder des Maximiliangrabmales in der Hofkirche zu Innsbruck" hat Vinzenz Oberhammer nun in prachtvollen Photographien eine Auswahl getroffen „Die Bronzestatuen am Grabmal Maximilians I." (Innsbruck, Deutscher Alpenverlag. 115 Bildseiten. RM 7,50). Hier sind die 28 riesenhaften Bronzestandbilder im ganzen und in Teilen wiedergegeben, zu denen der Verfasser eine Einleitung schrieb. Auch in diesem Ausschnitt wird die Geschichte der Entstehung der Standbilder deutlich, zu denen Maximilian den Plan entwarf und ihre Ausführung Gilg Sesselschreiber übertrug, eine Arbeit, die

Geburt und Tod

als Durchgangspforten des „inwendigen" Menschen

Von Dr. med. F. Schwab

192 Seiten mit 7 Figuren. Kart. RM. 3.60. Leinen RM. 4.80

„Der Unsterblichkeitsbeweis durch Erfahrung!"

Dr. Sellnick urteilt in „Neues Deutschland" vom 15. 8. 39: ... hier gibt es keine Resignation, keinen Nihilismus, kein sinnloses Schicksal, sondern Weiterentwicklung, das Dasein endet mit einem Danke: zu nützen, zu leben, - zu erwachen!

HUMMEL-VERLAG, LEIPZIG C 1, PRENDELSTR. 16b

Bitte verlangen Sie kostenlose Zusendung des Prospekts

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegt ein Buchprospekt bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

H. Goverts Verlag, Hamburg,
betr. „Der deutsche Jüngling".

Sendet Bücher ins Feld!

Durch Übeltöter vernichtet Ihr im Lande im Schwuppdiwupp die ganze Schädlingsbande!

KAMPF DEM VERDERB jetzt erst recht!

Hier ist dem Dichter eine an die Zeit gebundene, wahrhaft repräsentative Gestalt gelungen. Mit diesem Buch sichert sich Gerhart Pohl im Schrifttum der jüngeren Generation einen entschiedenen, nicht zu übersehenden Platz.

Frankfurter Ztg. über:

GERHART POHL

Der verrückte Ferdinand

Ein Roman aus der Gründerzeit
330 Seiten. Gebunden RM 5,50
5. – 6. Tausend

Die Kunst der Erzählung ist wahrhaft meisterlich. Der Aufbau aus Bericht und Erlebnis, Gegenwärtiges und Vergangenes in belebendem Wechsel, ist von vollkommener Natürlichkeit. Vor allem aber ist die Sprache bewundernswert, weil sie über das Flache weit hinausschwingt und jedem Wort eine Frische gibt, als sei es gerade geboren. Ein Roman, den man ohne Zögern ein Meisterwerk nennen kann. Münchner Neueste Nachrichten

Dieser Ferdinand Wagemann wird eingehen in die deutsche Literatur als ein Herrenmensch, der zum Sinn und Sinnbild eines ganzen Lebenskreises wurde. Deutsche Rundschau, Berlin

Früher erschien:

Die Brüder Wagemann

Roman. 13. Tausend. Gebunden RM 4,80

Mit diesem Roman legt der Schlesier Gerhart Pohl nach Jahren der Suche sein bisher reifstes Werk vor. Er zieht hier die geistige Bilanz einer Jugend, die als „Generation ohne Gnade" in demselben Chaos und den großen Umwälzungen der heutigen Zeit ihren Weg suchen mußte und ihre Reife in einer „tätigen Gestaltung der Zeit" fand.

NS.-Schlesische Tageszeitung, Breslau

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART – BERLIN

weder der Kaiser noch der Künstler zu Ende führen konnten und die erst um 1550 mit der letzten Statue, die Christoph Löffler goß, vollendet wurde. Es ist sehr dankenswert, daß nun weitere Kreise diese starken Zeugnisse einer großen Bildnerkunst sich zu eigen machen können.

Vom christlichen Glauben

Der Benediktinerpater Theodor Bogler faßt in seinem Buche „Der Glaube von gestern und morgen" Briefe an einen jungen Soldaten zusammen, deren Empfänger im Heere diente, als diese Briefe an ihn gerichtet wurden. Das Buch hat dadurch schon eine besondere Bedeutung, daß hier ein Kamerad, der im Weltkriege kämpfend im Felde stand, aus reifer Erkenntnis und tiefer Gläubigkeit zum jungen Kameraden von dem spricht, was zu den existentiellen Grundlagen des Lebens gehört (Köln, J. P. Bachem. RM 4,80). Das Buch des gleichen Verfassers „Tagebuch einer Frankreichfahrt" (ebenda. RM 3,—), das in männlicher und echt christlicher Weise von der möglichen endgültigen Versöhnung der beiden Völker sprach, ist heute in schmerzlicher Form überholt, behält aber seinen dauernden Wert als menschlich-christliches Dokument. — Das Thema des Buches „Capri und ein Christ" von Leonhard Küppers ist im Titel klar angegeben (ebenda. Mit vielen Bildern). Grade durch das tief innerliche Erlebnis der Schönheit offenbart sich der Reichtum des Christentums, das lehrt, die Schönheit der Welt in rechter Form zu genießen. — Im gleichen Verlage erschien in der „Leuchtturm-Schriftenreihe" „Der gute Mensch", eine Sammlung von Arbeiten, die mit dem Hochbild christlicher Lebensgestaltung ringen, herausgegeben von Heinrich Jansen Cron. Der Herausgeber schrieb das aufrüttelnde Vorwort, Herman Grünewald in einem Bibelbrief an einen Soldaten „Christus und die Tapferkeit", Paul Simon schildert Paulus als den Menschen des Urchristentums. Dann leitet ein Beitrag „Parzival, das Menschenbild des Mittelalters" und ein Aufsatz „Der hohe Mut" zu dem christlichen Menschen des deutschen Mittelalters über. Ohne jede konfessionelle Enge ist das wundervolle Testament von Matthias Claudius an seinen Sohn aufgenommen, J. B. Schoemann stellt Stefan Georges Menschenbild dar, vom Bild des Menschen in der christlichen Kunst berichtet E. Mülheims und von den 7 Wesenszügen des christlichen Bildes vom guten Menschen Josef Pieper, eine Sammlung von Arbeiten, deren jede ihr eigenes Gewicht hat.

Erzähltes

Hans Penk, von dessen Schaffen die „Deutsche Rundschau" als erste deutsche Zeitschrift vor Jahren starke Proben brachte, hat jetzt in seinem Roman „Der dunkle Strom" (Königsberg, Gräfe & Unzer. RM 6,50) den vollgültigen Beweis seiner dichterischen Reife erbracht. Held dieses starken Buches ist ein Bauernjunge in Ostpreußen, den seine Mutter während der Flucht vor dem Russeneinfall 1914 gebar, und den sein Großvater nicht am Leben lassen wollte, da er fürchtete, daß auf der Flucht die Mutter, die noch viele Söhne gebären könne, zugrunde gehen müsse. Sein Gegenspieler, der Vater der Mutter, ein Dorfschullehrer, rettet das Kind vor dem Zugriff des alten Bauern, der nur ein Gesetz kennt: den Hof und seine Erhaltung, und diesem Gesetz alle Begriffe landläufiger Moral so stark unterordnet, daß er im bürgerlichen Sinne zum Verbrecher und Mörder wird, als durch einen Betrüger der Hof verloren zu gehen droht. In der inneren Auseinandersetzung mit dem über alles geliebten Großvater wird der Junge in schweren Kämpfen zum Manne und einmal ein echter ostpreußischer Bauer, der den Hof retten und erhalten wird. Die Gestalt des alten Bauern ist von vorzeitlicher Größe, in ihm sind noch Gewalten der Dunkelheit lebendig, die der Enkel dank dem Blutzustrom durch die Mutter überwinden und zur Anpassung an ein nicht gewaltsames Leben veredeln muß. Es ist ein großer Wurf, den auszuführen ohne Bruch die Kraft von Hans Penk ausreichte. Wunderbar echt und mit feinem dichterischem Gefühl gestaltet ist die Jugend des heranwachsenden Jungen, der in prachtvoller Einheit mit der Landschaft, die ihm auch in der fernen Stadt Kräfte des Bestehens gibt, und in engem Zusammenleben mit den Tieren lebt, unter denen die edlen Pferde seine besten Gefährten sind. — Die im Grunde ganz undramatische Persönlichkeit des letzten Karolingers, Ludwig des Kindes, stellt Hanna Stephan in den Mittelpunkt ihres Romans „König ohne Reich"

Los von England

herausgegeben von Wilhelm Ihde

240 Seiten, br. RM. 3.60, Ganzlein. RM. 4.80

Ein Buch,
das jeden Deutschen
interessiert:

Englischer Wohlstand — Deutsche Armut
Friedrich List und Großdeutschland / Harkort, Bahnbrecher der Industrie / Borsig, der eiserne Vorarbeiter / Werner Siemens, der Begründer des elektrotechnischen Zeitalters

---

Lühe-Verlag · Leipzig-Berlin

Das deutsche Volkstestament:

Die Botschaft Gottes

herausgegeben vom **Institut zur Erforschung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben**

Im Ringen um deutsche Gotterkenntnis und im Wissen um die berechtigten Bedenken gegen die bisherigen Übersetzungen und das durch sie vermittelte Heilandsbild haben Theologen und Pfarrer in gemeinsamer Arbeit, unter Berücksichtigung der wissenschaftlichen Erkenntnisse des letzten Jahrhunderts, das Neue Testament in die Sprache unserer Tage übertragen. Diese Verdeutschung macht dem deutschen Volk von heute die Botschaft neu hörbar.

108 Seiten Taschenformat 10,5 : 15,5 cm, in biegsamen Leinenband 30 Pfg.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder den

Verlag Deutsche Christen Weimar
Postfach 443 bzw. bei dem
Kommissionsverlag Georg Wigand, Leipzig C 1 — Postfach 38

1. Auflage (1—20000) bei Beginn der Auslieferung vergriffen;
2. Auflage (20—40000) vergriffen;
3. Auflage (40—60000) durch Vorbestellungen vergriffen;
4. und 5. Auflage (60—100000) im Druck.

Adalbert Stifter

Gesammelte Werke in sieben Bänden

Mit einer Einleitung von Max Mell. Textrevision von Max Stefl

Jeder Band in Leinen M 6.—

Bisher erschienen: Bd. 1/2 Studien. Bd. 4 Der Nachsommer. Bd. 6 Kleine Schriften

Die Stifter-Ausgabe im Taschenformat der Insel-Klassiker bietet den sorgfältig durchgesehenen Text aller Dichtungen Stifters. Im sechsten Band ist zum ersten Mal für einen größeren Leserkreis alles Wesentliche von jenen darstellenden und kritischen Arbeiten Stifters vereinigt, die für die Kenntnis seiner künstlerischen und pädagogischen Anschauungen und im weitesten Sinn für den Menschen Stifter so aufschlußreich sind. Der erste Band enthält ein Porträt in Lichtdruck, der sechste neun Lichtdrucktafeln mit Bildern zum ‚Alten Wien' und den Kunstaufsätzen. Der siebente Band wird Briefe und Gespräche bringen. Die Bände werden auch einzeln ohne Bandbezeichnung geliefert.

DER INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

(München, Kösel-Pustet. RM 7,50). Sie versteht es, aus den großen Spannungen der Zeit, in der auf die schwachen Schultern des jungen Karolingers eine zu schwere Last gelegt wurde, ein dramatisch bewegtes Gemälde zu zeichnen. Hier ist nichts von der Art der sogenannten historischen Romane, sondern eine dichterische Kraft meistert eine Aufgabe, die sie bis in ihre letzten Tiefen verstand und löste. So ersteht in diesem Buche, das auch sprachlich einen hohen Genuß bedeutet, ein Abschnitt deutscher Geschichte in seiner ewigen Tragik und voll von symbolischem Gehalt. Das Buch ist von herber Wahrheit und großer Tiefe. Wir erinnern daran, daß wir Hanna Stephan schon für das Buch „Frau Oda, Buch der Ludolfinger" zu danken hatten. — Kurt Rasenberger hat seine Erlebnisse aus dem Weltkriege in fünf Erzählungen zusammengefaßt unter dem Titel „Herz des Soldaten" (Leipzig, Leopold Klotz. RM 2,—). Aus dem unzerstörbaren Gefühl des richtigen Soldaten für seine Kameraden ist dieses Buch ein Träger echt kameradschaftlicher Gesinnung und einer sympathischen menschlichen Wärme. — Ein Buch voll saftigen, überquellenden Humors ist Erich Brautlachts fröhlicher Roman „Meister Schure" (München, R. Piper. RM 5.—). Mit der ihm eigenen Behaglichkeit erzählt Brautlacht die Geschichte eines Streites, der einst am Niederrhein um eine viele hundert Meter lange Riesenwurst tobte. Sein Meister Schure, wandernder Schneider seines Zeichens, greift in diesen Streit zugunsten eines Liebespaares ein und weiß ihr Schicksal zum Guten zu wenden. Unter der Szenenfolge sind Bilder, die in ihrer saftigen Kraft und Derbheit an niederländische Meister gemahnen. — Elsa Bernewitz zeigt in ihrem Roman „Wetter überm Gottesländchen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. RM 5,75) ein Bild baltischer Menschen in herber Ungeschminktheit, wie sie vor dem Kriege sie erlebte. Die tiefe Liebe zur kurländischen Heimat gibt ihr die Kraft, den ganzen Zauber der Landschaft lebendig hinzustellen und die Melodie laut werden zu lassen, die in diesem Land und seinen Menschen erklang. — Von ganz anderer Art ist der ebenfalls im Baltikum spielende Roman von Gertrud von den Brincken „Herbst auf Herrenhöfen" (Bielefeld, Velhagen & Klasing. RM 4,80). Denn hier werden wir mit einer Intimität, die nicht immer anziehend ist und die wohl kaum den Anspruch auf Allgemeingültigkeit für die baltischen Deutschen erheben kann, mit Gefühls-, Liebes- und Eheirrungen vertraut gemacht — Vater und Sohn dieselbe Liebste — mit schamlosem Anbieten adeliger Damen, mit Herzensroheiten baltischer Barone usw., die nach der Anlage des Romanes als leidlich typisch für die Balten angesehen werden müßten. Ein solcher Adel hätte den Untergang verdient. Ein Buch ohne Liebe. Das alles wird mit Schwung und Geschicklichkeit erzählt, aber zum Schluß greift man doch lieber zu den Büchern des Grafen Keyserling, dessen freilich etwas müde Menschen doch echtere Träger baltischen Wesens zu sein scheinen als die, die den landschaftlichen und seelischen Herbst auf Gertrud von den Brinckens Herrenhöfen erleben.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Friedrich Seebaß, Tutzing — Otto Freiherr v. Taube, Gauting — Museumsdirektor a. D. Dr. Paul F. Schmidt, Berlin — Professor Dr. Karl Koetschau, Düsseldorf — Erik Reger, Berlin — Gerhart Pohl, Wolfshau

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34 Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

LUDWIG BERGSTRAESSER

Ludwig XIV.

Eine außenpolitische Bilanz

Ludwig XIV. ist der eigentliche Repräsentant des Hochabsolutismus. Schon zu Lebzeiten wurde er allgemein als solcher gewürdigt. Der große Schriftsteller, der als erster die Regierung dieses Königs in ihrem Zusammenhang darstellte, Voltaire, gab seinem Buche den Titel „Le siècle de Louis XIV." und bestätigte damit gleichsam das Urteil der Zeitgenossen. Spät erst wurden kritische Stimmen laut; zuerst unter Napoleon I.; aber es ist nicht etwa ein Bonapartist, der sein Buch geschrieben hätte, um einem Vorgänger den Ruhm zu nehmen und den gegenwärtigen Herrscher noch mehr zu erheben. Napoleon selbst betrachtete sich, wie übrigens Ludwig XIV. auch, als Nachfahren Karls des Großen; für ihn war der König, wie alles vor ihm, besten Falles ein Wegbereiter. Unter Louis Philippe wird die Frage nach der wirklichen Leistung, nach dem echten Erfolg dieser langen Regierungszeit zum ersten Male eigentlich gestellt und negativ beantwortet durch Mignet in der Einleitung einer Aktenpublikation über die spanische Erbfolge, also von der außenpolitischen Seite her. Deutsche Forschung sah in der Regel zu sehr den deutschen Verlust — Straßburgs Münster unter französischer Fahne und die Ruinen von Heidelberg sprachen beredt genug; aber es war ein Urteil mehr des Gefühls, ließ die Gesamtsituation außer acht und bedachte nicht, daß das Konto vom Standpunkte des französischen Staates, seines Soll und Haben aus zu überprüfen war. Sie kam eben deshalb nie dazu, für die Außenpolitik Ludwigs XIV. die einzig fruchtbare Frage zu stellen: wie verhält sich der Aufwand zum Ergebnis, welche Mittel wurden gebraucht, welche Methoden angewandt, welche Ergebnisse erzielt. Und doch enthält nur eine solche Fragestellung die Möglichkeit, aus der Geschichte zu lernen.

Als Ludwig XIV. nach dem Tode des Kardinals Mazarin im Jahre 1661 die Politik seines Landes selbständig zu leiten begann, kämpfte Frankreich seit beinahe 150 Jahren mit Erfolg gegen die gefährliche Umklammerung durch das habsburgische Weltreich. Zwei Jahre zuvor, im Pyrenäischen Frieden, hatte Spanien die weinreiche Provinz Roussillon abtreten müssen; damit war im Süden Frankreichs natürliche Grenze erreicht. Aber noch beherrschten die Habsburger fast ganz Italien, noch war die Franche Comté mit ihrer französischen Bevölkerung in ihrer Hand, noch Lothringen ein von ihnen abhängiges selbständiges Staatsgebilde, noch die südlichen Niederlande mit auch französischer Bevölkerung von ihnen beherrscht; dies besonders unerfreulich vom Standpunkte des französischen Königs, denn hier verlief die Grenze verhältnismäßig nah bei der Hauptstadt. Der bisherige Erfolg war erzielt worden nicht nur — man kann fast sagen — nicht so sehr durch eigene Kraft als durch eine überaus kluge Diplomatie, die immer das eine Ziel im Auge hatte, auf das hin sie ein weit umfassendes System von Bündnissen aufbaute, Verbindungen mit all den Ländern schuf, die aus eigenem Interesse Gegner des habsburgischen Übergewichtes waren: Schweden, Polen, Türkei im Osten, Holland und Portugal im Westen, die beide ihre Unabhängigkeit gegen Spanien nur durch französische Hilfe erfochten; zeitweise auch England. Diese Politik brachte nicht nur den Erfolg, sie brachte ihn überdies in

besonders günstiger Form: da die Minderung der habsburgischen Hausmacht in aller Interesse lag, erregte der Gewinn Frankreichs weder Neid noch Furcht. Im Gegenteil, da sich bei den Habsburgern mit politischen Interessen auch eine kirchliche Tendenz verband, wurde Frankreichs Vergrößerung von allen Protestanten, auch von den evangelischen deutschen Fürsten, begrüßt als Entlastung für sie selbst. Dabei wuchs Frankreich an innerer Kraft durch Zentralisation wie durch Entwicklung der ökonomischen Kräfte, die unter der Amtsführung des Kardinals Mazarin wesentlich dem Minister Colbert zu danken war.

Die ersten Jahre der selbständigen Regierung des jungen Königs sind hauptsächlich dieser inneren Entwicklung gewidmet; steigender Reichtum, steigende Finanzkraft; sie ermöglichen Stärkung der außenpolitischen Mittel, vor allem des Heeres.

Von vornherein in der Absicht, Eroberungskriege zu führen, denn Frankreichs Sicherheit war nirgends bedroht; Ludwig selbst sagt in den für seinen Sohn geschriebenen „Mémoires": „Der Friede mit meinen Nachbarn war hergestellt wahrscheinlich für so lange, wie ich es wollte." Er wollte es eben nicht; er wollte erobern, zunächst die spanischen Niederlande. Mazarin hatte es schon gewollt, sich aber mit der Grafschaft Artois zufrieden geben müssen. Der König schlug dem Leiter der holländischen Politik, Jan de Witt, vor, die Gebiete zwischen beiden Staaten zu teilen; aber der kluge, kaufmännisch vorsichtige Politiker fürchtete Frankreich als unmittelbaren Nachbarn. Das alte Bündnis der beiden Länder wurde dadurch getrübt, da das gegenseitige Vertrauen schwand. Ludwig XIV. unterstützte zwar, seine Bündnispflicht erfüllend, die Generalstaaten im Krieg gegen England, aber so lau, daß diese sich veranlaßt sahen, sich nach anderen Verbindungen umzusehen. Als Ludwig XIV. dann, den Tod des spanischen Königs benutzend, Spanien den Krieg erklärte und die spanischen Niederlande eroberte, fühlten die Holländer sich direkt bedroht, machten Frieden und sogar ein Bündnis mit England, dem sich Schweden anschloß. Ludwig mußte nachgeben und im Frieden von Aachen auf alle seine Eroberungen, wozu auch die Franche Comté gehörte, verzichten bis auf ein paar Festungen an der belgischen Grenze. Er hat wohl geglaubt, durch diese kluge Nachgiebigkeit den bösen Eindruck, den sein Eroberungszug gemacht hatte, verwischen zu können; das gelang um so weniger, als man allgemein überzeugt war, daß er seine Absichten nur vertagt, nicht aufgegeben habe. So war es auch. Der König wollte die spanischen Niederlande, und nun, verärgert, in seinem Stolz gereizt, wollte er auch Holland erobern, vertilgen; nur daß er diesmal versuchte, seine Absicht diplomatisch noch besser vorzubereiten. Es gelang ihm leicht, die Koalition zu sprengen. Schon 1670 schloß er mit dem englischen König einen geheimen Vertrag; aber nur mit dem König, dem leichtsinnigen Verschwender, der mehr Geld brauchte, als sein Parlament ihm bewilligte, und sich kaufen ließ. Er lebte überdies in dem romantischen Wahn, die katholische Religion in England wiederherstellen zu können, und Ludwig XIV. ließ sich irreführen, da er nicht begriff, daß im englischen Konstitutionalismus wie im aristokratischen Republikanismus der Niederlande besondere und zähe Kräfte lebendig waren; er sah in diesen Verfassungen nur die Hemmnisse für einen Fürsten. Und da er der unbedingten Überzeugung war, ein Herrscher sei ein von Gott Auserwählter, stehe unter dem besonderen Schutz der Vorsehung, sei, wenn er sein Amt nur ernst und emsig verwalte, klüger als alle anderen Menschen, so konnte er das Parlament nur unterschätzen und verachten.

War das schon ein Fehler, so war es immerhin nur eine falsche Rechnung. Bedeutsamer und in der Auswirkung verhängnisvoll war, daß der König die Rekatholisierungsbestrebungen Karls II. und später seines Nachfolgers Jakobs I. mit Sympathie verfolgte und insgeheim zuletzt unterstützte; damit verließ er die politische Linie, die die beiden Kardinäle Richelieu und Mazarin als Leiter der französischen Außenpolitik immer innegehalten hatten: die Protestanten überall in Europa zu unterstützen. Indem Ludwig XIV. einseitig und engstirnig an der Ausdehnung Frankreichs im Nordosten, gegen den holländischen Nachbarn, festhielt, kam er mit diesem seit langem treuen Bundesgenossen notwendig in einen Interessenkonflikt zu einer Zeit, wo eine Ausdehnungspolitik nach einer anderen Linie, etwas weiter südlich, wenn auch immer an der französischen Ostgrenze, ebenso leicht war und diesen Gegensatz vermieden hätte. Schon Mignet hat vor über 100 Jahren festgestellt, daß in Holland das alte politische System Frankreichs Schiffbruch erlitt.

Wie sehr den König bei dem Kriege gegen Holland, den er mit einem plötzlichen Einmarsch begann, sogar seine sonstige Klugheit verließ, zeigt sich darin, daß er der Einzige ist, zu dem er keinen bemäntelnden Vorwand, keinen Schein eines Rechtsgrundes fand; im ersten Kriege hatte das sog. Devolutionsrecht, ein in den belgischen Niederlanden für die Privaterbfolge geltendes Gewohnheitsrecht, herhalten müssen; später waren es im Pfälzischen wie im Spanischen Kriege angebliche Erbrechte; diesmal fehlte auch das geringste Feigenblatt. Und sein Vorgehen machte auf die europäische Öffentlichkeit einen um so schlechteren Eindruck, als die Großmacht Frankreich einen kleinen und anscheinend weit unterlegenen Staat überfiel. Denn niemand hätte erwartet, daß schließlich Amsterdam und ein beträchtlicher Teil des Staatsgebietes durch Öffnung der Deiche vor der französischen Invasion gerettet werden konnten.

Zu alledem kam eine überaus grausame Kriegführung; die französische Armee hauste im besetzten Holland wüst, erpresserisch und wild zerstörend. Das besetzte Gebiet mußte das Erobererheer erhalten. Louvois, der Kriegsminister, derselbe, der später die Verwüstung der Pfalz anordnete, war auch hier schon der verantwortliche Ratgeber; er befahl die räuberischen Maßnahmen: „Not kennt kein Gebot; die Heere des Königs müssen leben." Eine Auffassung, die für den Augenblick einmal militärischen Vorteil bringen mag, aber stets eine lange nachwirkende Einbuße an Ansehen nach sich zieht. Solches Verhalten löst bei den Betroffenen einen Haß aus, der erst die Grundlage für die Erbfeindschaft unter den Völkern bereitet und so die Politik des Täters auf Jahrhunderte mit einer bösen, unabwälzbaren Hypothek belasten kann. Wenn auch in der Außenpolitik bis zu einem gewissen Grade das Recht des Stärkeren gilt, so gibt es doch auch hier ungeschriebene moralische Gesetze, die niemand ungestraft überschreitet. Ludwig XIV. hatte es in diesem Falle zweimal getan: mit dem Überfall und mit der Auspressung.

Die Generalstaaten fanden im Kurfürsten von Brandenburg, dann auch in Spanien, im Kaiser Bundesgenossen; schließlich wurde der König von England von seinem Parlament gezwungen, die Allianz mit Ludwig XIV. aufzugeben und mit Holland Frieden zu schließen. In einem verhältnismäßig frühen Stadium des langen Krieges, schon 1672 nach den Anfangserfolgen, hätte Ludwig XIV. Gelegenheit gehabt, mit den Generalstaaten Frieden zu schließen; sie boten Maastricht, eine Kette von Festungen zwischen Maas und Schelde und eine be-

trächtliche Kriegsentschädigung. Kaufmannsländer betrachten auch Kriege als „business", unheroisch, unromantisch. Gloire wird bei ihnen nicht eskomptiert. Ludwig XIV. hoffte auf noch größere Waffenerfolge, größeren Gewinn, größeren Ruhm. Er handelte gegen den Satz seiner Mémoires: plus on aime chèrement la gloire, plus on doit tâcher de l'acquérir avec sûreté — wie denn überhaupt diese Weisungen an den Dauphin einen klugen, welterfahrenen, fast skeptischen Menschen zeigen; sie sind ein trefflicher Fürstenspiegel, und ihr Verfasser hätte viel daraus lernen können, wenn er den Spiegel sich selbst und nicht nur seinem Sohne vorgehalten hätte. So durch das Gaukelspiel falscher Hoffnungen getäuscht — auch hiervor warnt der König der Mémoires seinen Nachfolger — hoffte er auf mehr und verspielte, was er dem Augenblick ausschlug; denn zuletzt mußte er alle Eroberungen herausgeben und sogar eine Kriegsentschädigung zahlen, wenn auch nicht in bar, so doch mit einem Handelsvertrag, der für die Entwicklung der eigenen Volkswirtschaft nicht eben erfreulich war. Den Erfolg, den er von Spanien einheimste, die Franche Comté, hätte er haben können, ohne das Bündnis mit den Generalstaaten zu zerbrechen. Auch dagegen, daß Lothringen tatsächlich in seiner Hand blieb, hätte wohl kaum eine Einwendung bestanden, man hätte auch das in Holland ohne Zweifel als eine erwünschte Ablenkung angesehen.

An sich blieb der Erfolg groß genug; er soll in seiner sachlichen Bedeutung nicht dadurch geschmälert werden, daß nachgewiesen wird, er hätte mit anderen Mitteln leichter errungen werden können. Er wurde auch zu seiner Zeit dadurch nicht gemindert, denn es ist ein in der Geschichte nicht eben seltener Vorgang, daß diplomatische Fehler sich nicht im Augenblick auswirken, sondern erst Jahre später, wenn neue Verwickelungen, neue politische Konstellationen entstehen.

Ludwig XIV. machte den Fehler, aus einem Bundesgenossen einen Gegner gemacht zu haben, erst dadurch unwiederbringlich, daß er selbst, ohne dazu genötigt zu sein, die neue Konstellation herbeiführte. Er begnügte sich nicht mit dem Erworbenen, obwohl es für Frankreich mehr bedeutete als die Quadratmeilen Landes an sich; Spanien war endgültig zurückgedrängt, sein natürlicher Verbündeter, das österreichische Haus, dem Zugriff französischer Heere zugänglicher denn je; der Kaiser durch Kriege mit den Türken bis zum äußersten in Anspruch genommen.

Aber die Ruhmsucht ließ Ludwig XIV. nicht schlafen, ließ ihn nicht sich damit begnügen, den neuen Erwerb zu konsolidieren. Er nutzte die Schwäche seiner Gegner zu den Reunionen, einer Art von neuer Erwerbung durch Abrundung eben eroberten Gebietes, die durch die juristische Umkleidung in den Augen der Welt nur häßlicher und verwerflicher wurde. Er versuchte sich Luxemburg einzuverleiben, er überfiel Straßburg und die Festung Casale in Oberitalien. Keine großen Gewinne, aber sie genügten, um den König, um Frankreich als den Störer des Weltfriedens erscheinen zu lassen. Leibniz formulierte nur, was Europa empfand, wenn er von dem Ehrgeiz einer Nation sprach, die allein die öffentliche Ruhe störe. Der Haß gegen Frankreich wurde allgemein; denn das Volksempfinden übertrug die Taten einer Regierung, ob sie auch im Innern auf Gewalt gegründet war, gefühlsmäßig auf das Volk, das sich von ihr führen ließ. Für die Regierenden wurde der König von Frankreich durch sein Vorgehen vertragsbrüchig und vertragsunfähig. Sich mit ihm verbünden, erschien nunmehr jedem seiner Nachbarn eine Gefahr, und selbst solche Verbündete, die vor seinem Zugriff sicher waren wie der Kurfürst von Brandenburg, stieß er ab; denn die Besitznahme von Straßburg wurde zu einem Triumph des Katholizismus gestaltet,

und das konnte Friedrich Wilhelm, der seiner Religion aus innerster Überzeugung anhing, nicht gleichgültig bleiben. Die Aufhebung des Ediktes von Nantes, einige Jahre später, wirkte genau so. Denn es war ein Unterschied und wurde als solcher empfunden, ob unter Richelieu die Organisation der französischen Protestanten bekämpft wurde, die dem Staate gefährlich werden konnte, oder unter dem Sonnenkönig kleine Gruppen von Gläubigen verfolgt und von Haus und Hof gejagt, die politisch kein Faktor waren noch sein wollten.

Wegen der Reunionen erklärte das Reich den Krieg, mußte aber der Türkengefahr halber bald Frieden machen; ein Waffenstillstand ließ Ludwig XIV. seine Erwerbungen auf dreißig Jahre. Wieder brach er die Abmachung, indem er 1688 Ansprüche auf das pfälzische Erbe erhob und in das verlangte Gebiet einrückte. Die Verwüstung der Pfalz ist bekannt; sie war militärisch nutzlos, politisch für Frankreich verheerend. Zugleich wandte sich das Glück. Zum ersten Male schlug die Konjunktur, die dem Eroberungssüchtigen bisher immer zustatten gekommen war, gegen ihn aus. Es ist wie ein Gesetz, daß die launische Göttin gerade denen nicht treu bleibt, die sie zuerst lange Zeit hindurch verwöhnt. In der Politik so wenig wie im privaten Leben. Zwei Monate, nachdem der König den Krieg erklärt hatte, landete Wilhelm von Oranien, Statthalter der Niederlande und Ludwigs erbittertster Gegner, in England, sechs Wochen später war das Haus Stuart erledigt auf alle Zeiten und der nunmehrige Herrscher der beiden Seemächte an der Spitze der Koalition gegen den König, dessen Erfolg die Unterdrückung von ganz Europa bedeutet hätte. Nach neun Jahren Krieg war Frankreich so erschöpft, daß es Frieden schließen mußte. Mit Ausnahme von Straßburg und Landau gab Ludwig XIV. alle Eroberungen zurück, die er seit dem Nymweger Frieden gemacht hatte, auch das Herzogtum Lothringen.

Die Bilanz ist für Ludwig XIV. noch negativer, als sie auf den ersten Blick scheint; es ist nicht ein Remisfriede wie der von Hubertusburg. Frankreich war nicht wie das Preußen Friedrichs II. ein Land, das sich emporkämpfte, Ludwig XIV. hatte nicht eine Eroberung gegen eine Koalition verteidigt, die geschlossen war, um ihn anzugreifen. Er hatte zuviel gewollt und tauschte nun einen wahrhaft mageren äußeren Gewinn ein gegen eine ungeheure Verelendung.

Die Kassen waren leer, der Staat so verschuldet, daß neue Anleihen nur zu Wucherzinsen zu haben waren und all die üblen Finanzmittel, die die weise Wirtschaft Colberts in den Friedensjahren bis 1669 abgeschafft hatte, neu auflebten, besonders der Ämterschacher. Handel und Gewerbe lagen darnieder; damals schon war Frankreich das Land der Luxusindustrien, der Krieg schädigte sie mehr denn jedes andere Gewerbe. Es hätte nicht noch der Austreibung der gewerbefleißigen Protestanten bedurft. Die Landwirtschaft ging zurück, da die Arbeitskräfte fehlten und der Steuerdruck ständig wuchs. Die Industrie war gehemmt durch immer mehr Vorschriften und Weisungen des Staates, der sich allwissend dünkte, aber nur mit Gewalt rechnete und nicht mit den natürlichen Lebenssehnsüchten der Menschen. Wo der Einzelne keinen Erfolg seiner Arbeit sieht, keine Hoffnung auf Besserung und Sicherung seiner wirtschaftlichen Lage für sich und seine Kinder hat, schwindet das Interesse, gehen die Leistungen zurück. Man kann das wirtschaftliche Leben auf die Dauer nicht militärisch manipulieren.

Dabei stellen wir gar nicht die Frage, wie Frankreich sich nach 1679 mit der starken Rückendeckung seiner unbestrittenen Weltgeltung wirtschaftlich hätte entwickeln können, wenn Ludwig XIV. der Konzeption und den Vorschlägen Col-

berts gefolgt wäre und alle Kraft auf die Wirtschaft und eine ausgedehnte Kolonialpolitik konzentriert hätte. Die Frage drängt sich natürlich auf, alle Historiker stellen sie, trotzdem ist es ein wenig hinter den Ereignissen herlaufende Weisheit. Stellt man sie doch, wird man der Antwort zustimmen, die Sagnac in der Histoire de France gibt: Par la faute du Grand Roi, la France, à une heure décisive de son histoire, a manqué sa fortune.

Dem König wurde die politische Bedeutung des wirtschaftlichen Rückgangs nicht bewußt; auch in der letzten Periode seiner langen Regierungszeit, auch in der Behandlung der letzten großen außenpolitischen Frage, der spanischen Erbschaft, blieb er der alte. Nachdem der bayrische Prinz gestorben war, dessen Nachfolge allein den Austrag zwischen Habsburg und Bourbon vermieden hätte, blieb nur die Wahl zwischen beiden Häusern. Daß Ludwig XIV. unter diesen Umständen seinem Enkel die Erlaubnis gab, den spanischen Thron zu besteigen, obwohl er sich damit nicht an vorher geschlossene Verträge hielt, ist begreiflich und durch die neue Situation entschuldbar. Etwas anderes war es, daß er sich weigerte, dem Haus Habsburg irgendwelche Kompensationen zuzugestehen, durch die allein das Gleichgewicht in Europa hätte erhalten werden können. An sich waren nach der langen vorhergegangenen Kriegszeit alle anderen Mächte bereit, den Krieg zu vermeiden; so schleppten sich die diplomatischen Verhandlungen lange Monate hin, bis Ludwig XIV. selbst sie zerriß, indem er Festungen an der holländischen Grenze besetzte. Das wirkte auf das englische Parlament, noch mehr, daß Ludwig am Sterbebett Jakobs II. dessen Sohn als König behandelte; aber die große Allianz brachte er erst gegen sich zusammen, als er im August 1702 für die französische Schiffahrt das Monopol des Sklavenhandels nach den spanischen Besitzungen in Amerika sicherte. Das ging direkt gegen englische Interessen, und nun konnte der Oranier den Vertrag mit dem Kaiser schließen.

Der Krieg brachte Ludwig an den Rand des Verderbens, nur glückliche Zufälle retteten ihn vor dem Äußersten. Der Frieden war ein Vergleich. Das Wesentliche war, daß er Europa vor der französischen Hegemonie bewahrte.

Frankreich selbst blieb auf Jahrzehnte geschwächt, seine inneren Verhältnisse waren so zerrüttet, besonders die Finanzen, daß man wohl sagen kann, der Sonnenkönig habe den Anstoß gegeben zur Revolution. So wurde er der Totengräber des absolutistischen Systems und in seiner Gottähnlichkeit der Verderber seiner Enkel, an denen sich die Schuld des Ahnen rächte.

HEINZ FLÜGEL

Prophetie

Die großen weltgeschichtlichen Wandlungen künden sich nicht selten durch weissagende Stimmen an. Das ahnende Gefühl eines Wetterumschlags ist an sich nicht einmal etwas Erstaunliches; das eigentlich Prophetische indessen ist eine keinesfalls einfache und eindeutige Erscheinung, sondern ein vieldeutig komplexer Vorgang, der außer dem Moment der Ahnung noch viele andere, problematische Momente umfaßt. Orakelspender und Auguren, Druiden und Magier suchten zwar bei

allen alten Völkern die zukünftigen Geschicke im voraus zu erkennen oder zu bestimmen; nirgends aber finden wir das Prophetische so groß entfaltet und geistig so vertieft wie in den Büchern des Alten und des Neuen Testaments, denen wir deshalb, wo wir uns um die Deutung des prophetischen Geistes bemühen, die entsprechenden Kategorien zu entnehmen haben. Gemessen an diesem gewaltigen Ausbruch religiösen Geistes, muten alle späteren sibyllinischen und visionären Aussagen, bis in die neue Zeit hinein, wie Auslegungen einzelner Momente an, die in Gestalten wie Jesaja, Jeremia und Johannes auf Patmos in Eins zusammengefaßt erscheinen. Der ständig vergleichende Hinblick auf ihre kategorische Größe mag uns also vor falscher Einschätzung des prophetischen Geistes der Neuzeit behüten, in welcher, streng genommen, reine Prophetie überhaupt nicht zutage tritt, sondern nur als Einschlag in die dichterische Schau, die philosophische Besinnung, die kritische Deutung der eigenen Zeit.

Am ehesten wird sich immer der Dichter dazu berufen fühlen, dem Wahrsagegeist mit seinem Worte zu dienen; allzuoft aber ist es hier eine unechte Prophetie, die sich als künstlerische Attitüde zur Geltung bringt. Nur mit großer Zurückhaltung wird man darum im Gebiet des Poetischen das Moment der visionären Voraussage suchen dürfen; die große, dämonische Prophetie des Alten Testaments übersteigt alle Maße der dichterischen Gestaltung und zielt auf eine der ästhetischen Beurteilung sich völlig entziehende, elementare Wirkung. „So will ich", sagt Gott zu Jeremia, „meine Worte in deinem Munde zu Feuer machen und dies Volk zu Holz, und das Feuer soll sie verzehren!" Demgegenüber wird beim echten Dichter der ganz bestimmte Trieb, das Erlebnis, und sei es das Erlebnis des Schrecklichen, mit schönen Worten zu vergegenwärtigen, den Vorrang vor dieser heiligen Raserei besitzen, wie Platens letztes, fragmentarisches Gedicht, angehaucht vom Geiste tödlicher Ahnungen, als Zeugnis unverfälscht dichterischen Verhaltens bekennt:

„Die Welt ist, o Freund, ein Gedicht,
Drum klagt der befangene Mensch umsonst der Vorsicht Launen an:
Er sieht des Unrechts Triumphbogen aufbaun
Und liegen im Staube der Edlen Haupt;
Er gewahrt des Kriegs unermeßliches Ungetüm, und in seinem
Gefolge der Seuchen Heer und der Krankheiten zahllose Brut.
Sodann, mit dürftigem Maßstabe, meistert er
Die großartigen Bruchstücke des Heldenlieds."

Fraglos enthält die hohe Dichtung gerade dann, wenn sie nicht mehr, nicht weniger als Poesie zu sein beansprucht, einen prophetischen Einschlag, insofern nämlich das Einmalige, was sie erschaut und darstellt, in der Vision transparent wird und einen Durchblick in metaphysische Welten gewährt. Der unnennbare Schauder, der ein wesentlicher Grundzug der prophetischen Eingebung ist, mischt sich in das Erlebnis der faszinierenden Merkmale ungeheurer Verwandlungen, wobei es kaum noch von Belang ist, ob es sich um gegenwärtige oder zukünftige Ereignisse handelt. Ohne eine bestimmte ethische oder politische Wirkung im Sinne zu haben, zeichnet der Dichter das Angeschaute und Durchschaute für heute und für immer in keiner anderen Absicht auf als dieser: mitzuteilen, was ihn erschütterte. In diesem dichterischen Maße deutet der Schluß von Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" weit über das hinaus, was seine Vision ursprünglich veranlaßt hat; in dem Bilde der erlebten Gegenwart zeichnen sich schrecklich die Umrisse des Zukünftigen ab, des Völkerkriegs, der das Schicksal des Erdteils ent-

scheiden wird. Schwerlich wird man sich des Gefühls erwehren können, daß hier, ohne sich dessen bewußt zu sein, ein Sehergeist, ein vates spricht, dessen Stimme bis in unsere Gegenwart reicht: „Alles weist wie mit blutigem Finger warnend auf ein großes unvermeidliches Unglück hin ... Denn aus dem Zauberrauche unsrer Bildung wird sich ein Kriegsgespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren; wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zu Lust und fröhlichem Dichten, sich so gern mit der Welt vertrüge, wird, wie Prinz Hamlet, zu sich selber sagen: Weh, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam! Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen, und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien, in blinder Wut einander verwechseln. — Wunder werden zuletzt geschehen, um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Greuel bricht ..."

Nicht allein das Erlebnis der Französischen Revolution und der napoleonischen Kriege war es, was in den empfindsamen Geistern zu Anfang des vorigen Jahrhunderts solche wundersamen Ahnungen aufkommen ließ, sondern vielmehr das Gefühl für neue revolutionäre Wandlungen, die sich in den tieferen Schichten des Seins zu vollziehen begannen. Eichendorff spricht an derselben Stelle seines Romans bereits von Europa als dem ausgebildeten Heidensitze, wohin man Missionare, wie sonst unter Kannibalen, aussenden müsse; und selbst der alte Goethe, der doch der Forderung des Tages so gelassen gerecht zu werden bemüht war, gesteht in den „Wanderjahren", daß ihn das überhandnehmende Maschinenwesen quäle und ängstige: „Es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen ... Man denkt daran, man spricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hilfe bringen. Und wer möchte sich solche Schrecknisse gern vergegenwärtigen!" Man wird indessen Goethe, den der verehrende Grillparzer mit einer gewissen Befremdung einen in seinen älteren Tagen großartig blasierten Geist genannt hat, trotz jener gelegentlichen, augurenhaften Äußerung keineswegs als eine prophetische Natur bezeichnen können. Die beiden Wege, die ihm angesichts der unabwendbaren Wandlungen einzig gangbar zu sein scheinen, führen beide nur zur Resignation: der eine Weg der Flucht führt hinüber zum Jenseits der Meere, der andere mitten hinein in das Neue, um es zu ergreifen und „das Verderben zu beschleunigen". So läßt Goethe, an der Schwelle des neuen Zeitalters, eines Zeitalters des Hasses, in erhabenes Schweigen gehüllt, uns schließlich im Stich, zu weise und vielleicht, wie Grillparzer meint, zu „blasiert", als daß er vor dem Drohenden vergebliche Kassandrarufe ausgestoßen hätte; nur ungern rührte er mit den Worten an das entsetzliche Geheimnis des Dämonischen, das er wohl kannte, vor dessen furchtbarem Wesen er sich aber, wie er in „Dichtung und Wahrheit" bekennt, nach seiner Gewohnheit hinter ein Bild zu flüchten suchte.

Ohnmächtig gegenüber den dämonischen Mächten ist alle Prophetie: die warnenden Reden, die noch in letzter Stunde die Verhetzten zur Umkehr und Einkehr mahnen, verhallen gewöhnlich im Leeren. Wenn man absieht von dem einen Fall,

in welchem Ninive durch die Bußpredigt des Propheten Jona bekehrt und vor dem Untergange bewahrt wurde, hat der prophetische Geist niemals etwas anderes erreicht als herausfordernd wahnsinnigen Hohn: „Wo ist denn des Herrn Wort? Laß es doch kommen!" Noch weniger als im eigentlich prophetischen Zeitalter scheinen die Menschen des modernen Weltalters gewillt, den sibyllinischen Anruf ernst zu nehmen und zu beherzigen, und so hat sich denn der ahnende Geist, wenn er sich nicht in dichterische Visionen kleidete, gerne der Skepsis bedient, um wenigen die Wahrheit zu sagen; und vielleicht ist dies die einzige, die letzte Möglichkeit, dem modernen Menschen, da eine bedenkliche Umwertung der Worte im Gange ist, beizukommen. Dies erklärt wohl die tiefere Wirkung, die Jacob Burckhardt in gewissem Gegensatze zu Nietzsche auf einige heute auszuüben begonnen hat.

Burckhardt selbst hat es entschieden abgelehnt, in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" philosophische Ideen, geschweige denn prophetische Prognosen aufzustellen. Unter Verzicht auf alles Systematische begnügte er sich damit, „Wahrnehmungen" mitzuteilen und Querschnitte durch die Geschichte zu geben. Die Zukunft vorauszusagen in Form einer konstruktiven, geschichtsphilosophischen Prophetie erschien ihm widersinnig mit Rücksicht auf „das Unberechenbare geistiger Kontagien, welche plötzlich die Welt umgestalten können". Es zeigt sich aber gerade jetzt, daß die reine Wahrnehmung als solche, die sich auf die „pathologische" Erkenntnis des Menschen richtet, wie er seit je gewesen ist und immer sein wird, von eminent weissagender Bedeutung ist. Das Wahre, das an und für sich Gültige, vorgetragen ohne jede prophetische oder propagandistische Attitüde, mit sarkastischem Tonfall erzählt, wirkt heute auf den Empfänglichen wie — Prophetie. Burckhardt hat selbst die merkwürdige Aktualität seiner Darstellung deutlich empfunden und hat sich, wie er in einem Briefe gesteht, geradezu bemüht, den unwillkürlichen Eindruck der Aktualität, den etwa seine Vorlesung über das Zeitalter der Französischen Revolution auf seine Zuhörer machte, nach Möglichkeit zu mildern, weil nämlich ihn selbst ein geheimes Grauen vor dem, was sich in seiner Gegenwart an zukünftigen Wandlungen vorbereitete, zu überwältigen drohte. Dadurch aber gerade erhalten Burckhardts „Weltgeschichtliche Betrachtungen", und nicht weniger seine privaten Äußerungen in Briefen jenen Einschlag echter Prophetie, der uns heute in Erstaunen setzt. Unter der Hand gleichsam verwandeln sich ihm seine Bemerkungen über geschichtliche Krisen und über die weltgeschichtlichen Potenzen in sibyllinische Sprüche: der Historiker wird wider Willen zum Auguren.

Der eigentümlich unverwechselbare Geschmack der knappen Bemerkungen Burckhardts rührt aber nun nicht nur von der beißenden Schärfe seines untrüglichen Urteils her, sondern in hohem Maße von dem sittlichen Vorbehalt, mit dem er dem einzelnen historischen Faktum und der einzelnen historischen Persönlichkeit gegenübertritt. Und eben dieser sittliche Vorbehalt ist eines der wichtigsten Momente der prophetischen Aussage. Nicht, daß sich der Geist täuschen ließe und die Rolle, die das Böse, das Satanische, bisweilen in den weltgeschichtlichen Krisen zu spielen von Gott selber ausersehen zu sein scheint, unterschätzte; aber das Urteil bleibt, wie Burckhardt sich ausdrückt, „zwischen Bewunderung und Abscheu in der Schwebe". Ohne zu verkennen, daß das Böse „ein Teil der großen weltgeschichtlichen Ökonomie" ist, gibt Burckhardt doch die Freiheit der sittlichen Entscheidung nicht auf, indem er sich auch angesichts der geglückten Gewalttat nicht scheut, sie als das zu bezeichnen, was sie ihrem Wesen nach — ungeachtet ihres nachmaligen Erfolgs — zu Anfang gewesen ist: ein Verbrechen. Und nachdenklich stimmen mag in solchem

Zusammenhang seine berechtigte Frage: „Ist die Erschütterung der allgemeinen Sittlichkeit durch das gelungene Verbrechen so gar nichts?"

Der tiefe, ernste Blick in die weltgeschichtliche Ökonomie und in die menschliche Natur machte Burckhardt zum Skeptiker, zum Pessimisten. Wie er bei der Beurteilung der Gewaltmenschen zwischen Bewunderung und Abscheu schwankte, so schwankte er im Hinblick auf das Kommende zwischen Furcht und lauter Sehnsucht, dem Geist der Menschheit erkennend nachzugehen auf seinen zukünftigen Wegen. Doch dem Menschen ist die reine, objektive Erkenntnis, die über dem unbeteiligten Anschaun des Glücks und Unglücks ganz vergessen könnte, nicht vergönnt, und unvermeidlich bestraft sich jeder ahnende Blick auf die kommenden Dinge mit einer tiefen Melancholie. Im Alten Testament treten als Gegner der großen Propheten immer wieder die Heilspropheten auf, die der Masse zuliebe die baldige, reale Erfüllung aller messianischen Hoffnungen versprechen. Von diesen Lügenpropheten sagt Jeremia: „Die schwere Wunde meines Volkes wollen sie leichtfertig obenhin heilen, indem sie sagen: Heil, Heil! – wo doch kein Heil vorhanden ist." Dämmerndes Glück hat noch niemals den prophetischen Geist erregt, aber immer das schwarz heraufziehende Unheil, und immer ist es die Bestimmung jenes Geistes gewesen, vergeblich angehen zu müssen gegen den verblendeten Optimismus, der sich, selbst wenn schon der Donner nahe heranrollt, meint trösten und über den furchtbaren Ernst der Entscheidung hinwegsetzen zu können. „Reif sein ist alles", sagt Burckhardt im letzten Abschnitt seiner „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", und im Briefe spricht er es aus, daß die einzig denkbare Heilung sei, dem als Erwerbssinn und Machtsinn ausgeprägten Optimismus abzuschwören; denn „mich überkommt bisweilen ein Grauen, die Zustände Europens möchten einst über Nacht in eine Art Schnellfäule überschlagen mit plötzlicher Todesschwäche der jetzigen scheinbar erhaltenden Kräfte..." Solche erschreckenden Sätze sind nicht Ausdruck einer gelegentlich wechselnden Stimmung, sondern steigen aus dem Grunde seines tiefen Pessimismus, seiner Kenntnis des Menschen, auspizienähnlich immer wieder empor. „Mein Gedankenbild von den terribles simplificateurs, welche über unser altes Europa kommen werden, ist kein angenehmes", heißt es in einem Brief aus dem Jahre 1889, und die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" schließen bereits 1871 mit einem skeptischen Hinweis auf eine ganze Ära neuer Kriege, welche im Anzuge seien. Wahrsager zu sein maßte Burckhardt sich damit nicht an; kein spekulativer Ehrgeiz gab ihm solche prophetischen Aperçus ein, sondern die Sorge, die nicht Behauptungen aufstellt, aber Befürchtungen äußert über das Fragliche, ohne sich eine retardierende Wirkung auf die Allgemeinheit davon zu versprechen. Die einzige Genugtuung, die der ahnende Geist jeweils empfinden mag, ist vielleicht das Bewußtsein seiner inneren Freiheit; aber auch diese wird noch getrübt durch die Trauer darüber, alle anderen in der Dienstbarkeit lassen zu müssen.

Es hat kurz vor der Jahrhundertwende und danach nicht an leidenschaftlichen Geistern gefehlt, die ihre Zeitgenossen jener Dienstbarkeit zu entreißen trachteten, die sich also von ihren kritischen Prognosen eine unmittelbar pädagogisch-politische Wirkung erhofften. Geladen mit explosivem Zorn ist die hellsichtige Diagnose der Zeit, welche sich etwa in Hermann Conradis psychologischer Betrachtung findet über „Wilhelm II. und die junge Generation". Conradi nennt dieses Porträt des Zeitalters um 1885 nicht ohne Ironie eine kleine Signalschrift; in Wirklichkeit aber grenzt diese mit verzweifeltem Spott und artistischer Kühnheit

vorgetragene Kritik an ein prophetisches Verdammungsurteil. Dem heutigen, davon erschütterten Leser wird es zunächst nicht leicht zu begreifen, daß solches Zürnen von jener Generation mit Gleichgültigkeit angehört und überhört werden konnte. Aber: „Gott hat über euch ausgeschüttet den Geist des Tiefschlafs", heißt es bei Jesaja. Die am meisten rätselhafte, die am meisten furchtbare Kategorie des Prophetischen ist in diesem Satze enthalten; denn nichts anderes besagt er, als daß Gott selbst die Menschen, die Einzelnen und die Völker, mit Blindheit schlägt, um die Verblendeten und Verstockten desto sicherer hineinzustoßen in ihr Verhängnis. Die Prophetie gerät damit vollends unter das Gesetz des Tragischen, indem sie nämlich von vornherein trotz allem sittlichen Eifer und heiligen Zorn des Erfolgs von Gott selber beraubt wird. Erst die Nachlebenden, an denen das Unvermeidliche geschehen ist, vermögen dem prophetischen Geist gerecht zu werden. Erschaudernd lesen wir heute am Schluß der kleinen Signalschrift von dem unglücklichen Conradi: „Frieden ist Stagnation, Verkrampfung, Inzucht – bei den heutigen Bedingungen kaum mehr erträglich. Doch die Zukunft, vielleicht schon die nächste Zukunft: sie wird uns mit Kriegen und Revolutionen überschütten. Und dann? Wir wissen nur: die Intelligenz wird um die Kultur – und die Armut, das Elend: sie werden um den Besitz ringen. Und dann? Wir wissen es nicht. Vielleicht brechen dann die Tage herein, wo das alte, eingeborene germanische Kulturideal sich zu erfüllen beginnt. Vorher jedoch wird diese Generation der Übergangsmenschen; der Suchenden und Ratlosen; der Verirrten und Verkommenen; der Unzufriedenen und Unglücklichen – vorher wird sie mit ihrem roten Blute die Schlachtfelder der Zukunft gedüngt haben –."

Zum Gipfel aller modernen Prophetie, aber auch zu ihrem tragischen Absturz führt Nietzsches dämonisch furchtbares Zürnen. Die Paradoxie der prophetischen Sendung, die sich in seinem Schicksal verwirklicht, hat ihr Urbild nirgendwo anders als im Alten Testament, wo an Jeremia der tödliche Auftrag Gottes ergeht: „Nimm diesen Becher Weins voll Zorns von meiner Hand und schenke daraus allen Völkern ... daß sie trinken, taumeln und toll werden vor dem Schwert, das ich unter sie schicken will!" Ähnlich begriff Nietzsche seine Aufgabe in der Zeit; sein Anspruch, schließlich bis zum Wahnsinn übersteigert, war: Prophet zu sein, wobei es ihm am wenigsten auf die augurenhafte Voraussage des Drohenden ankam, vielmehr auf die absichtliche Herbeirufung, Herbeiführung einer Katastrophe, die er, der Schicksalsbote, in sich bereits voraus erfahren hatte: „als der erste vollkommene Nihilist Europas, der aber den Nihilismus selbst schon in sich zu Ende gelebt hat." Nur von hier aus erklärt sich Nietzsches wahnwitzig herausfordernder Ton, mit dem er sich, wie wir heute erkennen, tatsächlich wissend zum Werkzeug der Katastrophe des 20. Jahrhunderts machte. Eine Art Zwangsvorstellung beherrschte ihn: „Was ich erzähle", heißt es in der Vorrede des „Willens zur Macht", „ist die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte ... die Heraufkunft des Nihilismus ... Diese Zukunft redet schon in hundert Zeichen ... Unsere ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt: einem Strom ähnlich, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen." Um die furchtbare Spannung dieser inneren prophetischen Zwangsvorstellung zu lösen, entlud er sich in Zornesausbrüchen, in Kriegserklärungen ohnegleichen, nicht, um das Verderben vielleicht doch noch abzuwehren, sondern um es, dem Goetheschen

Orakel entsprechend, zu beschleunigen. Was er, genau wie Burckhardt, voraussah: das nächste Jahrhundert in den Fußstapfen Napoleons, Kampf um die Erdherrschaft, das Eintreten der Russen in die Kultur, Nähe der Barbarei, Chaos und Vernichtung — all dies erschreckte ihn schon nicht mehr, wie es Burckhardt erschreckte, für ihn war das Grausame, ja das Böse eine große Verlockung; er fürchtete kaum noch das Furchtbare, sondern er wünschte, er wollte das Ungeheure einer allgemeinen Krisis und Gewissenskollision. „Ich will die Menschen zu Entschlüssen drängen, welche über die ganze menschliche Zukunft entscheiden", schreibt er 1884 in Venedig und in der gleichen übersteigerten Weise 1887 an Overbeck: „Das gegenwärtige Europa hat noch keine Ahnung davon, um welche furchtbaren Entscheidungen mein ganzes Wesen sich dreht ... daß mit mir eine Katastrophe sich vorbereitet." Bertram hat in dem Kapitel „Prophetie" seines Nietzsche-Buches den Begriff viel zu allgemein literarisch gefaßt als die Verkündigung des Übermenschen; Nietzsches Prophetie war, wie wir freilich erst heute recht einzusehen vermögen, von einer das Legendäre weit übersteigenden, verhängnisvollen Konkretheit, weil er nämlich in der Tat, wie er sich vermaß, durch das, was er sagte und forderte, die Ursache von Krisen heraufbeschworen hat. „La prévoyance est la cause des guerres actuelles de l'Europe", lautet eine von Nietzsche, im Hinblick auf sich selber, angeführte Bemerkung des Abbé Galliani, welcher durch das doppelsinnige Wort „prévoyance", Voraussicht — Vorsorge, das Dämonische solcher Prophetie noch eigens hervorgehoben hat. In jedem Falle aber ist Nietzsche auf eine freilich nur vom Biblischen her völlig zu verstehende Weise, auch als Revolutionär wider das Christentum, ein Werkzeug Gottes gewesen, vielleicht in jenem großen, von Paulus in seinem Brief an die Thessaloniker angedeuteten, unheimlichen Zusammenhang: „Denn es regt sich bereits das Mysterium der Gesetzlosigkeit, nur muß erst der aus dem Weg geräumt sein, der sie bis jetzt noch zurückhält. Dann wird der Gesetzlose erscheinen, den der Herr umbringen wird mit dem Geist seines Mundes ..."

Nietzsches Erdenlos war es, in dem flammenden Wahnsinn, den er heraufzubeschwören sich nicht gefürchtet hatte, im voraus als ein lebendiges Fanal zu verglühen, ehe die Weltkatastrophe in Wirklichkeit eintrat. Als Vorwegnehmender und Vorwegerlebender ist jeder prophetische Geist dem Ereignis selber, dem gewöhnlichen Verstande unbegreiflich, entrückt, sei es, daß ihn der Tod oder der Wahnsinn hinrafft, sei es, daß er wie Stefan George verstummt und erstarrt. Wohl hatte auch dieser an das Schicksal die schreckliche Forderung gestellt:

„Zehntausend muß der heilige Wahnsinn schlagen,
Zehntausend muß die heilige Seuche raffen,
Zehntausende der heilige Krieg."

Als es geschah, versagten sich ihm die Tränen, die er vorweg geweint hatte, und schließlich versagte sich dem formenstrengen Wehe-Rufer auch das Wort; was als „Verheißung" seine große Kriegsdichtung beschließt, ist ein dichterischer Schemen, ohne die tröstende und bindende Kraft der echten religiösen Hoffnung. Dies aber ist es, was den Propheten der Bibel ihre kategorische Größe und heilige Würde vor allen anderen gibt, daß sie im Vertrauen auf Gott nicht weniger stark als im Verdammen der sündhaften Welt gewesen sind. Ungeachtet der schrecklichsten Schrecken, die sie mit einer unerhörten Leidenschaft enthüllten, wußten sie sich geborgen in Gott, der ja die Heimsuchungen über die Völker schickt um seiner, dem Menschen zumeist

verborgenen, Heilsordnung willen. Die biblische Prophetie, so schonungslos unerbittlich sie ist, verschweigt dennoch nicht das inmitten des Schlachtenlärms erst recht zur Geltung kommende Wort der göttlichen Gnade, welche denen verheißen wird, die sich ihr ganz anzuvertrauen bereit sind.

FRIEDRICH SCHULZE-MAIZIER

Vom Sinn der rechten Mitte

Daß das Problem der Mitte, wohlgemerkt der echten, ewigen, von Gott her verstandenen Mitte, ein sehr abgründiges Problem ist, haben allem Anschein nach unter unsern entscheidenden Geistern wenige so vollauf erkannt wie der Dichter der „Wahlverwandtschaften". Welch unheimlicher Ironiker in Goethe steckt, kommt einem für Untertöne empfänglichen Leser so recht zum Bewußtsein, wenn er sich die Gestalt des vermittlungsbeflissenen Mittler (nomen atque omen) vornimmt, der in jenem Roman solch tragikomische Rolle spielt. „Ein Einigungskünstler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen", meint Charlotte, als sie vernehmen muß, daß die Wahlverwandtschaften erst dann interessant werden, wenn sie Scheidungen bewirken. Mittler, der anständige, tüchtige, von lauter vortrefflichen Biedermannsansichten förmlich überquellende Mittler, hält sich für einen solchen Einigungskünstler. Er schaltet sich demgemäß in die bereits abrollende Ehetragödie ein, etwa so, wie im nun auch schon historisch gewordenen Zeitalter des angewandten Psychologismus moralischer Prägung der „Gemeinschaftspsychologe", der „Lebensberater" sich als Einigungskünstler für zerplatzende Ehen zur Verfügung zu stellen pflegte. Mit welchem Erfolg? Daß er das Verhängnis befördert, das er aufhalten möchte. Seine Versöhnungsrede bei der Taufe des „in doppeltem Ehebruche gezeugten" Kindes, in dem er „den Heiland dieses Hauses" begrüßen zu dürfen wähnt, wird vom tödlichen Schlaganfall des greisen Geistlichen unterbrochen, und gar sein letzter moralpädagogischer Erguß liefert den unmittelbaren Anlaß zur Katastrophe Ottiliens. Je näher Mittler sich an die unerbittliche Schicksalsspannung heranwagt, die er bemeistern zu können sich zutraut, um so krasser blamiert ihn das Verhängnis. Es ist, als hätte der Dichter dem Leser zuraunen wollen: „Laß deine Finger von Vermittlungsaktionen, wo ein schweres und dunkles Schicksal mit der Unaufhaltsamkeit eines Naturprozesses seinen Lauf nimmt!" Bei allen seinen wackern Eigenschaften fehlt dem guten Mittler e i n e Gabe: der Instinkt fürs Dämonische. Darum versagt, ja schadet er dort, wo die dämonischen Untergründe alles Menschenwesens zerstörend zum Durchbruch kamen.

Entwirrendes Zugreifen von der wirklich sinngebenden Mitte aus ist das Gegenteil von flacher Vermittlung, welche die Gegensätze vertuscht, statt sie ehrlich durchzukämpfen. Wer sich um dieses Durcharbeiten der Antithese herumdrückt, das allein zur Synthese führen kann, wird nie den Mut zur Entscheidung aufbringen, ohne den es keinen zuverlässigen Frieden gibt. Bei uns daheim im mittelsten Mitteldeutschland erzählt man sich aus solchem Anlaß wohl die hübsche Anekdote von jenem entscheidungsunfähigen Thüringer Dorfschulzen, der — von den strei-

tenden Parteien seines Gemeinderates als Schlichter angerufen — überbehutsam erklärte: „Ach sag näch su und a näch su, damit 'r nachher näch sage kennt, äch hätt su gesagt." Mitte finden, Mitte halten ist eigentlich das Schwerste. Wer sich in dieser Kunst aller Künste denkend zu üben versucht, wird bald erfahren, daß Polarität mehr bedeutet als nur ein schönes Fachwort für philosophische Begriffssportler: ein Urgesetz alles Lebendigen, das man nicht ungestraft vernachlässigt, weil es vom elektrischen Vorgang an jegliches Geschehen geheimnisvoll allgegenwärtig durchwaltet bis in die höchsten Bezirke des Geistigen hinauf. Wiederum wäre Goethe zu nennen. Lebenslang ist der Forscher Goethe vom Problem der Polarität wie besessen gewesen. „Magnets Geheimnis, erkläre mir das! Kein (!) größer Geheimnis als Lieb' und Haß" — die „Wahlverwandtschaften" wirken wie ein einziger ergreifender Beleg für die Gewalt, mit welcher der alternde Goethe sich von diesem Geheimnis gepackt wußte. Liest man den Roman zum ersten Male, so meint man wohl, hier erzähle ein dichtender Naturforscher. Bis man dahinterkommt, daß hier auch einer unserer allerwesentlichsten Tragiker das Wort nahm. Und dieses Zusammen ist es, was die „Wahlverwandtschaften" so unvergleichbar macht.

Wie tief und umfänglich Goethe auch hier wieder gesehen hat, kommt einem so recht zum Bewußtsein, wenn man der in den „Wahlverwandtschaften" gezeigten durchaus tragischen Schau des Polaritätsproblems die Art und Weise gegenüberstellt, wie die Goethe zeitgenössischen Philosophen, besonders Hegel und Schelling, mit diesem Problem fertig zu werden versuchten. Um es von vornherein klarzustellen: die Behandlung des Polaritätsproblems durch jene beiden Denker gehört zu den glänzendsten Leistungen deutschen Philosophierens überhaupt; daß sie trotzdem berechtigter Kritik unterliegen mußte, deutet keineswegs auf eine methodische Schwäche jener Philosophen, wohl aber auf die unübersteigbaren Grenzen alles Philosophierens überhaupt, jenseits deren der Bezirk der Religion beginnt. Gründliche Kenner deutschen Wesens haben mit Recht darauf hingewiesen, daß das Problem des Gegensatzes ein typisch deutsches Problem sei, wie es ja auch nicht anders sein kann in einem Lande, das als Reich der europäischen Mitte eben immer wieder mit einer Dringlichkeit ohnegleichen die Mitte finden, die Mitte halten muß. Wer hier nicht die Kraft aufbringt, in Gegensätzen zu leben, verfehlt seine Aufgabe. Hegel, in dessen Riesenleistung die Geistigkeit unserer klassisch-romantischen Epoche gipfelt, hat seine Dialektik auf dem genialen, tief deutsch gedachten Grundsatz aufgebaut: „Was die Welt überhaupt bewegt, ist der Widerspruch." Das hatte schon Jakob Böhme dunkel gewußt; aber zum klaren methodischen Prinzip war es erst durch Hegel erhoben worden. Paul Fechters eindrucksvolle Schilderung von Hegels geistiger Gesamtpersönlichkeit (in „Dichtung der Deutschen") bringt es mit Recht zur Geltung, welche fanatische Leidenschaft des Denkens und vor allem auch welche „ungeheuerlichste Kraft dazu" in diesem Philosophen lebt, der, wie Fechter durchaus zutreffend betont, selber eine weltgeschichtliche Persönlichkeit, selber einer von den „Geschäftsführern des Weltgeistes" gewesen ist. Hegels denkerische Kraft nun beweist sich wohl an keiner Aufgabe so überwältigend stark wie an seiner Erledigung der Problematik des Negativen.

In der vorhegelschen Philosophie wurde das Negative eben nur als Negatives und darum Störendes, zu Vermeidendes aufgefaßt. Hegels Dialektik aber wagt die für die ältere Dialektik ungeheuerliche Wendung, das Negative positiv aufzufassen. Nicht vermieden, nicht getilgt werden soll der Widerspruch, sondern

das Denken soll ihn anerkennen, ohne den Gegensatz zum Dualismus versteinern zu lassen. Die lapidaren Sätze der Vorrede zur „Phänomenologie des Geistes", in denen Hegel diese denkwürdige Wendung formuliert, gehören zum Mächtigsten, was unser philosophisches Schrifttum hervorgebracht hat. Sie liefern, was immer noch zu wenig beachtet wurde, eine ungemein brauchbare denkerische Waffe gegen jede Art von zersetzendem Negativismus und lähmendem Nihilismus. Hier redet ein Geist, der in die Abgründe des Negativen hinabgesehen hat, aber nicht in ihnen stecken blieb, sondern die Kraft aufbrachte, von neu erlangter Höhe aus das Ganze zu überblicken, das auch den Abgrund nur als einen Teil in sich begreift. Der so oft zu Unrecht übersehene heroische Zug des hegelschen Denkens kommt hier zu Worte, wenn Hegel vom Denker verlangt, er müsse dem Negativen ins Angesicht schauen und bei ihm verweilen, wolle er die Zauberkraft aufbringen, „es in das Sein umzukehren". „Der Tod ist das Furchtbarste, und das Tote festzuhalten das, was die größte Kraft erfordert." Die kraftlose Schönheit hasse den Verstand, weil er ihr dies zumute, was sie nicht vermöge. „Aber", so fährt Hegel mit unüberhörbarem Tonfall stärkster denkerischer Energie fort, „nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes. Er gewinnt seine Wahrheit nur, indem er in der absoluten Zerrissenheit sich selber findet." Kaum anderswo spricht sich das eigentliche Pathos des hegelschen Denkens, sein Mut zur positiven Bewältigung des Negativen, so unmittelbar aus wie hier. Kein Zufall, daß darum auch gegen dieses Pathos — man möchte es das Pathos der entschlossenen Synthese nennen — der leidenschaftliche Widerspruch aller derer sich richtete, die, wie Schopenhauer und Kierkegaard, die Widersprüche der Wirklichkeit noch härter, noch schmerzlicher und (wie sie meinten) ehrlicher durchzudenken, durchzuleben trachteten als jener allzu souveräne Gipfeldenker. Und in der Tat liegt hier, unmittelbar neben der sieghaften Höhe der hegelschen Dialektik, auch ihre gefährlichste Klippe. Diese Klippe darf nicht übersehen werden, wenn das Bleibende und Stichhaltige der hegelschen Gesamtleistung wieder fruchtbar gemacht werden soll für unsere zerrissene Gegenwart, der ein Synthetiker von der Umfänglichkeit und Tiefe eines Hegel bitter not täte.

Es ist gewiß ein grobes Unrecht, wenn man Hegel, wie es von Schopenhauer an über Kierkegaard bis in die dialektische Theologie hinein immer wieder der Fall war, den Vorwurf macht, seine Philosophie, die allerdings eine Philosophie der Versöhnung sein will, beschönige und vertusche die Dissonanzen des Daseins. Wer den dunkeln Unterton, den deutlich mitschwingenden tragischen Akzent in Hegels Sprache nicht zu vernehmen vermag, hat eben kein Gehör für ihn. Die Frage ist nur, ob die *philosophische* Bewältigung des Widerspruches gleichbedeutend ist mit seiner *existentiellen*. Hegel verlangt mit Recht vom Philosophen, er müsse „oben stehen", um die Dinge als Ganzes überschauen zu können. Diese Haltung mag philosophisch äußerst fruchtbar sein, existentiell gesehen jedoch stellt sie sich als ebenso relativ berechtigt und darum anfechtbar dar wie eine Weltschau nur von unten, nur vom Abgrund her. Kierkegaard hat bekanntlich seinen Gegensatz zur hegelschen Dialektik auf die Formel gebracht: Hiob contra Hegel. Er wollte damit sagen, daß einem Menschen, der so wie Hiob die ganze Hölle brutalen physischen Elends durchleiden muß, gar bald die Lust dazu vergehen dürfte, seine Qual polaritätsphilosophisch als ein Moment des ewigen dialektischen Prozesses zu verstehen. Ein philosophisches System des

Daseins kann darum, nach Kierkegaards leidenschaftlich ausgesprochener Überzeugung, überhaupt nicht gegeben werden. Denn das Dasein ist zwar für Gott ein System, aber niemals für den leidenden, durch und durch in der Verstrickung seiner eigenen Existenz befangenen Menschen. Kierkegaards religiöse Ethik sieht deshalb mit mißtrauischen Augen auf die hegelsche Geschichtsphilosophie, ja auf alles weltgeschichtliche Wissen überhaupt, da es nach Kierkegaards Überzeugung leicht zu einer „demoralisierenden ästhetischen Zerstreuung" führt. Kierkegaards wichtigster Einwand gegen Hegels dialektische Geschichtsmetaphysik geht dahin, daß sie „in einer Art weltgeschichtlicher Zerstreuung vergessen habe, was es heißt: Mensch zu sein."

Dieser Einwurf ist in der Tat wichtig und trifft genau die schwache Stelle des Hegelianismus überhaupt. Gerade hier wurde der radikale Däne von unserer vielgeprüften Generation wieder neu verstanden und gewürdigt; von hier aus konnte Kierkegaard der bis heute bestimmende Ahnherr der Existenzphilosophie sowie der neureformatorischen Theologie werden. Wir spürten in Kierkegaard dankbar den harten, unerbittlichen Prüfer, der sich durch kein noch so imponierend durchgeführtes System dazu verleiten ließ, die ungeheure Fragwürdigkeit und Bedrohtheit der menschlichen Situation als solcher auch nur einen Augenblick zu vergessen oder abzumildern. Kierkegaard hat den ärgerlichen, aber zutreffenden Satz gewagt, das Dasein sei tückisch. Er hat mit heilsamer Unbarmherzigkeit darauf hingewiesen, daß in jedem Augenblick das Entsetzliche auf uns lauert. „Damit ist alle positive Zuverlässigkeit verdächtig gemacht." Wer sich nicht vollauf der Todes-, der Abgrundverfallenheit alles Irdischen bewußt ist, dessen „positives Zutrauen zum Leben ist kindisches Wesen". Darum kann nach Kierkegaards Meinung der existentielle Denker, der wirklich Gott die Ehre gibt, in bezug auf das Irdische im Grunde nur negativ urteilen — „seine Positivität besteht in der fortgesetzten Verinnerlichung seines Wissens um das Negative".

So anstößig diese Einsicht wirken mag, sie enthält eine Wahrheit, der niemand sich entziehen kann, der den Ehrgeiz hat, existentiell zu denken. Und weil der Däne hier eine zwingende Wahrheit bringt, hat er mit ihr auch Geistesgeschichte gemacht, nicht minder gewichtig vielleicht als sein großer Antipode Hegel. Die Frage, die von vielen in Kierkegaards Spuren Wandelnden meist zu wenig berücksichtigte Frage wäre nur, ob nicht auch bei Kierkegaard ebenso wie bei Hegel unmittelbar neben seiner fruchtbarsten Einsicht auch sein bedenklichster Irrtum droht, ob nicht Kierkegaards unerbittliche, von unten her kritische Antithetik in ihrer Art ebensoviel Gefahren birgt wie Hegels von oben her überwölbender Wille zur Synthese. Diese Gefahr aber heißt Nihilismus — Nihilismus in christlichem Gewande. Kierkegaard meint zwar im Prinzip lediglich jene Nichtigkeit alles Irdischen, die sich ergibt, wenn es an Gottes Anspruch gemessen wird. Er glaubt den falschen, den irreligiösen Nihilismus dadurch überwinden zu können, daß er den Grundsatz aufstellt, nur vor Gott werde man positiv nichts. Das mag theoretisch unanfechtbar klingen, nimmt sich aber in praxi schon bei Kierkegaard selber wesentlich anders aus. Tatsächlich ist Kierkegaards angeblich christliche Radikalität oft in einen gefährlich zersetzenden Negativismus abgeglitten. Wer besonders dem Polemiker Kierkegaard schärfer auf die Finger sieht, kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß dieser Gottesstreiter, der schon als Kind wegen seines gierigen und aggressiven Wesens den Spitznamen „die Gabel" erhielt, noch eine gehörige Portion unbewältigten Ressentiments in sich trägt. Dieses Ressentiment

aber mischt sich spürbar auch in Kierkegaards Polemik gegen Hegel hinein und verzerrt den Widerspruch trotz seines ursprünglich guten Sinnes und trotz seines richtig gewählten Ansatzpunktes. Es muß versucht werden, jenen Störungsfaktor auszuscheiden, wenn wir die Problemlage wieder rein und unverschroben zu Gesicht bekommen wollen. Die Aufgabe ist wichtig. Geht es hier doch um sehr viel mehr als um ein akademisches philosophiegeschichtliches „Fündlein" — um die noch immer unbewältigte geistig-religiöse Grundspannung unserer Epoche.

Hegels „Phänomenologie" versucht einmal, die Sprache der echten Mitte zu beschreiben, die dadurch gekennzeichnet wäre, daß die Gegner „eine allgemeine Gerechtigkeit gegeneinander ausüben, jedes ebensosehr an sich selbst sich entfremdet, als es sich in sein Gegenteil einbildet und es auf diese Weise verkehrt". Ein Geist, der von dieser wahren Mitte aus redet, würde nach Hegels Meinung ein „zerreißendes Urteilen" vollziehen, dieses Urteilen aber sei „das Wahre und Unbezwingbare, während es alles überwältigt — dasjenige, um welches es in dieser realen Welt allein wahrhaft zu tun ist. Jeder Teil dieser Welt kommt darin dazu, daß sein Geist ausgesprochen wird." Vortrefflich formuliert — aber wer war je imstande, mitten im Drange geschichtlicher Umstände nach dieser Formel zu handeln? Sind nicht beispielsweise in dem weltgeschichtlichen Konflikt zwischen dem Protestantismus und der alten Kirche alle Vermittler schließlich beiseitegeschoben oder an die Wand gedrückt worden, und wenn es Geister vom Range eines Erasmus oder Leibniz waren? Hat etwa Hegel selber in seinem politischen Verhalten, das ihn schließlich zum Philosophen der Restauration werden ließ, jene Sprache der echten Mitte gefunden? So gern wir alle jene Mitte innehalten möchten, wer von uns darf ehrlicherweise behaupten, daß ihm das wirklich gelänge? — Um was es hier geht, an welch harte Grenze alles Menschlichen überhaupt wir damit stoßen, kommt einem zum Bewußtsein, wenn man die philosophische Mitte, wie Hegel sie meint, einmal mit jener religiösen Mitte vergleicht, von der Jesus Zeugnis ablegt. Dabei wird deutlich, daß gerade die das Mensch-zu-Mensch-Verhältnis betreffenden Forderungen Jesu jener ganz andersdimensionalen Mitte gelten, jener Mitte Gottes, der man sich nicht durch den Begriff, sondern nur durch Umkehr und Liebe nähern kann. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!", das Wort vom Übersehen des Balkens im eigenen Auge, besonders aber die fünfte Bitte des Vaterunser — das alles ist in bezug auf die religiöse Erfahrungstatsache gesagt, daß die Wahrheit zwischen Mensch und Mensch eben immer zwischen ihnen liegt. Diese wahre Mitte aber — jeder lebenbedrohende, im echten Sinne tragische Konflikt beweist es — ist für uns Menschen eigentlich unzugänglich, sie liegt in einem ganz anderen Bezirk, über den nur Gott verfügt. Diese Mitte — auch das muß mit Nachdruck gesagt werden — hat für menschliches Begriffsvermögen etwas durchaus Paradoxes, ja Ärgerliches. Von dieser durchaus andersdimensionalen Mitte her müssen jene für menschliches Begreifen unfaßbaren Widersprüche aufgenommen werden, die gerade im Zentrum der christlichen Verkündigung stehen. Nur im Gedanken an diese Mitte ist es zu ertragen, daß Gott, wie schon Luther bemerkte, menschlich gesehen „sich gegen Kaiphas und Pilatus väterlicher gestellt hat als gegen Christus, den er hat kreuzigen lassen".

Im Anschluß an Jakob Böhme hat Franz von Baader die Behauptung gewagt, der ganze gegenwärtige Weltzustand seit dem Sündenfall habe etwas Verrenktes, etwas im tiefsten Verschrobenes und Verzerrtes, da die Natur seitdem aus ihrer

wahren Mitte gerückt und dadurch in innern Zwiespalt und ewige Unruhe versetzt sei. Diese Anschauung ist noch von einem Philosophiehistoriker wie Eduard Zeller als obskurantistische Wunderlichkeit abgetan worden. Uns Heutigen erscheint sie schon wesentlich einleuchtender, da wir inzwischen wieder und wieder die Erfahrung machen mußten, daß die Welt in wahrhaft diabolischer Besessenheit tausendmal bereitwilliger irgendeinem Extrem verfällt, ehe sie auch nur den bescheidensten Ansatz dazu macht, sich auf die Mitte zu besinnen. In wachsendem Maße und mit einer noch vor kurzem unvorstellbaren Verständnisbereitschaft begannen die aufgerüttelten Menschen unserer Zeit jene Forderung der echten Mitte aufzunehmen, die das Neue Testament predigt: „Alles nun, das ihr wollet, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch!" Dieses wachsende Verlangen nach sinngebender Mitte vom Ewigen her darf gewiß nicht als das Ergebnis theologischer Propaganda verstanden werden; sondern die Welt selber hat dafür gesorgt, daß es den Zeitgenossen wieder zum Bewußtsein kam, was es eigentlich heißt, Mitte verachten, Mitte verlieren. Allmählich dämmert die Einsicht auf, wie tragisch ungelöst noch immer die ganze Situation des Menschen bleibt, solange er nicht einmal begreift, daß er aus der Mitte fiel. Wahrer Einklang schwingt erst dort beglückend auf, wo man das Geheimnis einer in Liebe verbundenen Zuordnung ehrt, wo man das echte Ganze sucht, das auf Bindung und Ergänzung sauber geschiedener Wesenheiten beruht. Dieser Einklang aber, den nur das Wissen um die Mitte verleihen kann, läßt sich nicht „machen", nicht von außen erzwingen, sondern jeder Einzelne muß in stiller Einkehr und Umkehr, die kein anderer ihm abnehmen kann, jenes Wissen wieder suchen lernen.

Vielleicht wird ihm dann die Einsicht zuteil, daß es eine merkwürdige Beziehung des Leisesten zum Lautesten gibt, des zartesten Innen zum wuchtigsten Außen, daß selbst die Orkane und Erdbeben der Weltgeschichte ihre geheime Ursache in dem Verrat haben, der an jener Mitte verübt wurde. Vielleicht hängt die Orthopädie der Welt zuletzt von ganz anderen, innerlicheren Faktoren ab als von denen, welche die Welt selber für Heilmittel hält. Vielleicht war es eine auch heute noch aktuelle, auch heute noch heilsame Lehre, wenn schon der alte Äschylos den Vers prägte:

„Allem schenkt Gott Bestand, was recht in der Mitte."

PAUL FECHTER

Substanz

Das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin, das seine Schätze an alter Kunst ebenso wie die Museen von Paris, London, Amsterdam, Brüssel in Sicherheit gegen etwaige Kriegszufälle gebracht hat, veranstaltet für seine Besucher zum Ersatz eine Ausstellung aus seinen Lagerbeständen. Es zeigt in einer geschickt gegliederten Schau Bilder aus den Depots, Schulwerke, Arbeiten weniger bekannter Maler, Gemälde ebenfalls aus reichen Zeiten der Kunst, aber nicht so unersetzliche Werte wie die, um derentwillen man überhaupt Sammlungen und Museen geschaffen hat.

Diese Ausstellung ist kunsthistorisch wie vom unmittelbaren Erlebnis her äußerst

interessant. Sie zeigt Dinge, die man nicht aus tausend Abbildungen und Reproduktionen kennt, zeigt sie in einem Überblick von vielen Reizen und Qualitäten — und läßt einen zugleich empfinden, wie diesen Bildern alter Meister, die zu erwerben ein Museum vom Range des Berliner Instituts sich nicht scheute, doch etwas fehlt, das, so ungreifbar es erscheint, zuletzt das Entscheidende ist. Es ist nicht nur der Rest artistisch gekonnter Lösung, den man vermißt, die Souveränität des Könnens, das so groß ist, daß vor seinen Ergebnissen der Begriff Können hinfällig wird: es ist etwas Unwägbares, mit den Sinnen allein kaum Feststellbares, das zuletzt grade auf Grund seiner Abwesenheit als das Wesentliche empfunden wird. Es hat wenig Ausstellungen gegeben, in denen man so eindeutig erfahren konnte, was eigentlich Kunst ist — allerdings wie gesagt vom Fehlen ihres letzten eigentlichen Trägers her. Man erkennt vor diesen Bildern, daß die Welt der großen Museen eine Welt von ungeheuerer Auslese darstellt — vollzogen nach dem Anteil der Werke an einem zuletzt kaum Definierbaren, das doch entscheidend rangbestimmend ist und das man mit einem kaum vermeidbaren Fremdwort gemeinhin als Substanz zu bezeichnen pflegt.

Was bedeutet der Begriff Substanz innerhalb der Bereiche des künstlerischen Schaffens? Man könnte so sagen: Substanz ist das, was im Werk eines Malers, eines Dichters, eines jeden Künstlers nicht mehr mit rationalen Begriffen und Mitteln faßbar ist. Substanz ist das Wesen des Malers, das eingeht in sein Werk und so zugleich dessen Substanz, dessen Träger wird. Zugleich ist Substanz aber hinter allem Wesen und seinen Einzelzügen die Energie, die Wucht, die Intensität und die Besonderheit, mit der eben dieses Wesen sich im Werk verwirklicht. Sie ist die Grundkraft einer Seele jenseits ihrer schon differenzierten Eigenschaften und Züge; sie geht in das Werk ein und gibt ihm jenseits von Thema, Form, Können, Vortrag, eben das, was aus einem Bild, einem Buch, einer Plastik ein Werk der Kunst macht, es in eine Realität im Reigen der Erzeugnisse des menschlichen Geistes erhebt, in denen das Tun, das Sichauswirken des Menschen an mehr als nur Menschliches, in denen es an seine letzten Grenzen und an das Reich jenseits dieser Grenzen — an das Göttliche jenseits des Menschlichen rührt. Substanz ist das, was ein Werk der menschlichen Phantasie und Gestaltungskraft über das irdisch Greifbare hinaus, das es darstellt, an etwas streifen läßt, das auch jenseits des rational Auflösbaren, im Begriff und Denken reinlich Aufgehenden sein eigentliches Dasein hat und damit das Entscheidende auch für die Lebens- und Wirkungskraft des Werkes ist. Substanz ist die nicht mehr umschreibbare letzte innere Kraft des Schaffenden, die sich geheimnisvoll umsetzt aus dem Leben in das Werk, dessen letzte Wirklichkeit ausmacht und mit dieser letzten Wirklichkeit seinen Wert, seine Stellung in der Rangordnung entscheidet, in der die Werke der Welt im Geistigen leben. Aus der Substanz lebt der Mensch in den schöpferischen Augenblicken seines Daseins, in denen seine Welt noch nicht der Ratio und nicht allein den Sinnen mehr unterstellt ist, in denen er ungeteilt, aus seinem eigensten Besitz, jenseits von allem schon Vorgelebten, Vorgefühlten, Vorgeformten sich, seine Seele, den Urgrund seines Wesens, sein Göttliches sprechen und damit eingehen läßt in die Welt aus Farbe und Form, aus Wort und Weise. In solchen Momenten führt er die farbig formale Sprache der Dinge wie die Sprache der Worte aus der Welt des Tages zurück an ihren ursprünglichen Platz, läßt sie ihr Leben haben wie am ersten Tag, da sie aus Gottes Hand selber kamen und noch völlig neu, unberührt, Schöpfung oder ebenfalls Substanz waren.

Substanz ist somit nicht nur ein Begriff und eine Wirklichkeit des künstlerischen Bereichs, sondern in gleicher Weise einer des Lebens, ebenso bestimmend in der Rangordnung der Menschen wie der Werke. Substanz ist nicht nur der letzte Träger von Kunst, Dichtung, Musik — sie ist ebenso die Quintessenz von Dasein, Leben, Handeln. Man braucht nicht bis zu den Begriffen des philosophischen Bezirks und seiner metaphysischen Bedeutung des Wortes substantia vorzustoßen: man braucht sich nur an die Realität zu halten, die uns mit Kunst und Leben umgibt, um auf beiden Seiten das gleiche Phänomen und das gleiche Problem festzustellen. Das Phänomen läßt sich dahin umschreiben, daß die Seele des Künstlers im Werk wie im Leben von der gleichen Substanz getragen wird, daß zuletzt jede schaffende Seele in größerem oder kleinerem Ausmaße teil hat an dem Geheimnis des Substantiellen; das Problem ist, wie sich der Zusammenhang zwischen Werk und Mensch, Substanz des Lebens und des Werkes ergibt, wie die Substanz in das vom Menschen Geschaffene eingeht und ferner, ob es auch im Leben wie in der Ausstellung des Kaiser-Friedrich-Museums Menschen substantiell geringerer Ordnung gibt, die mit Können, Klugheit, Energie begabt vom Reich des Absoluten, wie es sich in der Substanz darzustellen scheint, vom Göttlichen schicksalsmäßig doch ausgeschlossen sind.

Das Problem des Eingehens der Substanz in das Werk gehört zu den Problemen, die man vielleicht feststellen, nie lösen kann. Hier rührt man an das Geheimnis der Welt: hier vollzieht sich etwas, das man bestenfalls, wofern einem das Schicksal die witternden Organe schenkte, umschreiben, nie auflösen kann. Selbst der schaffende Mensch kann über die grundlegenden Vorgänge des schöpferischen Prozesses nichts aussagen: die Erkenntnis bleibt an die empirischen Seiten des Prozesses gebunden, muß versagen, sobald sie versucht, an die Wurzeln des Dunkels vorzudringen. Es vollzieht sich etwas Ähnliches wie im oberen Grenzbereich der Forschung, Wie dort die Vorgänge im unendlich Kleinsten von den Methoden der Untersuchung und Beobachtung in ihrer Empfindlichkeit bereits so beeinflußt und abgelenkt werden, daß der Beobachter etwas völlig anderes unter sein Objektiv bekommt als das Gesuchte, genau so geht es hier. Sobald einer mit der Lampe der Bewußtheit hinabsteigt zu den Wurzeln des schaffenden Lebens, verändert sich dort alles, hört der natürliche, unbelichtete Ablauf auf — ist nichts mehr festzustellen. Es ist im Grunde nicht einmal der innere Ort der Verbindung zwischen Substanz des Lebens und Substanz der Kunst aufzuzeigen. Das fließende Licht der Gottheit nimmt seine Wege nach seinem eigenen Gesetz: vielleicht liegen seine Einbruchsstellen unten im tiefsten Dunkel der Seele, vielleicht gleitet das Entscheidende erst an der magischen Berührungsstelle zwischen Mensch und Ding, Seele und Werk hinüber — da, wo der Pinsel die Leinwand, die gleitende Feder das Papier, der Meißel den Stein berührt. Vielleicht quillt das Werk als ganzes aus den Tiefen der Substanz selbst — vielleicht geht sie punktuell, vom Einzelnen her, in seine Vollendung ein. Bestehen bleibt nur das Phänomen, daß beide, Mensch und Werk, ihr Leben, sofern es diesen Namen verdient, zuletzt nur an der Beziehung auf die geheimnisvolle Trägerin aller letzten Wirklichkeit, eben auf die Substanz haben.

Bleibt die zweite Frage, ob es im Leben wie in den Bereichen der geistigen Welt eine Rangordnung der Existenzen vom Anteil am Substantiellen aus gibt, ob auch in dieser Hinsicht die Welt der Kunst ein unerbittlicher Spiegel des Lebens, der inneren Wirklichkeit ist. Man wird die Frage bejahen müssen. Die Men-

schen der Wirklichkeit haben in ebenso unterschiedlichen Graden Anteil an Fluch und Gnade der Substanz wie die Menschen des künstlerischen Lebens und Schaffens. Im Grunde wird die innere Ordnung des ganzen Daseins bestimmt von der Beziehung auf die Substanz, und der Grad des Anteils, den der Einzelne aufweisen kann, bestimmt seinen Platz in der inneren Rangordnung der menschlichen Existenz. Sie hat nichts mit der äußeren zu tun: im empirischen Leben herrschen Gesetze, die erst auf weiten Umwegen ihre Beziehung zur Transzendenz offenbaren. Im Gegenteil: wie im Leben eines Künstlers oft sein größerer Besitz an Substanz seine Wirkung auf die Welt, in der er schafft, auf ein Minimum herabsetzt, genau so nehmen in der Realität die Menschen des reichsten Substanzbesitzes oft die ärmlichsten und mißachtetsten Plätze ein. Sie haben ihre Entschädigung darin, daß sie, dem Künstler verwandt, in jedem Augenblick echtes Leben haben, das Glück und die Gnade eines Daseins aus der unmittelbar vom Jenseits durchbluteten Existenz — und sie haben zugleich die Genugtuung, daß die anderen, denen das Schicksal im höheren Sinne ungerechtfertigt Plätze zuwies, die der inneren Rangordnung widersprechen, von eben diesem Schicksal her eine ständige Bedrohung noch des geringen Ausmaßes ihres Substanzbesitzes und damit ihres wirklichen Anteils am Leben hinnehmen müssen. Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, dem wird genommen — dieses Bibelwort scheint hier auf geheimnisvolle Weise Gültigkeit zu haben. Es ist sogar wohl so, daß unter Umständen auch dem genommen wird, der seinen Anteil mitbekommen hatte, wofern er unter Bedingungen gerät, die dem Substanzbesitz entgegengesetzt, feindlich und von ihm aus gesehen dem zerstörenden Prinzip unterstellt sind.

Substanz ist nämlich zuletzt im Menschen wie im Werk das, was das Absolute, das von allem schon Vorhandenen Abgelöste, das nur für sich und aus sich Seiende ist, das Unvergleichbare, durch nichts zu Ersetzende, das Sein, wenn man will, das Tiefste, Göttliche im Menschen. Dieses Sein kann rein nur sein und bleiben, wenn es für sich sein und wirken kann, unbedrängt von andern, in seiner natürlichen Ruhe und Ungestörtheit. Die Zeiten der Möglichkeit einer solchen Existenz allein im Substantiellen aber sind vorüber, seit die Zeit der Massen und der Massenverbindungen über Wort und Bild eingesetzt hat. Die Substanz wird nicht nur durch die Notwendigkeit der Existenz in unmittelbarer Beziehung nicht nur zu vielen, sondern fast zu allen aus ihrer Absolutheit, ihrem Fürsichsein gedrängt und damit notgedrungen relativiert: sie wird zugleich durch die ständigen Einwirkungen und die ständigen Eingriffe von außen aufgezehrt und verbraucht. Die Zeit der Massenexistenz wird ganz von selbst eine Zeit der Entsubstanzierung. Schon die Menschen der Kunst und die Menschen des Wesens haben es heute, in der Zeit des Films, des Rundfunks, der Photographie, des Grammophons und des Massenbuchdrucks schwerer denn je, ihre Substanz und die ihres Werks halbwegs heil durch die Gefahren von außen zu bringen: den Menschen des geringeren Substanzbesitzes ist es fast unmöglich gemacht, ihr bißchen Anteil an Leben und Realität durch die Mühlen der Schule und des Lebens halbwegs hindurchzubringen. Legendär ausgedrückt: es ist, als ob die Summe der Substanz, die der Schöpfer im Augenblick der Erschaffung der ersten Menschen für die Erde bereithielt, bei der Aufteilung zwischen der heutigen Millionenzahl der Menschen auf jeden nur einen so geringen Bruchteil der früheren Besitzmöglichkeiten kommen läßt, daß selbst das Schaffen aus dem Substantiellen mehr und mehr Historie zu werden beginnt: um wieviel schwerer ist die Bewahrung für die, die nur noch den vielgeteilten

Durchschnittsanteil an Substanz mitbekamen. Ob, wie Nietzsche es wollte, der Wille zur Macht eine Gegenbewegung bedeutet, die den zuletzt auf dieser Entsubstanziierung sich notwendig entwickelnden Nihilismus einmal wird ablösen können — das bleibt zum mindesten abzuwarten.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Wilhelm Raabe (1831–1910)

Wer verliert nicht mehr, als er findet, auf seiner Wanderung? Welche ehrlichen Leute rühmen und freuen sich dessen, was sie heimbringen? Nur die Kleinen und Nichtigen dürfen Triumph rufen, wenn sie ihren Bettelsack ausschütten; die Großen und Edeln werden immer sich abwenden und sagen: Das Beste gehört nicht uns zu, und wir wissen nicht, von wem wir es haben! — Was sind wir allesamt anders als Boten, die versiegelte Gaben an unbekannte Leute tragen? Die größte Schlacht und das höchste Gedicht, von wem kommen und zu wem gehen sie? Kein rechter Sieger auf irgendeinem Felde wird je rufen: Dies ist mein Werk, und das soll es wirken!

*

Lose hängen alle Kränze und Gewinste in dieser Welt über den Häuptern der Menschen; auf wohlbedächtig gezimmerten Leitern aber steigt man nicht zu ihnen empor, und die, welche die schönsten Kränze tragen, rühmen nie ihre eigene Kunstfertigkeit und Ausdauer deswegen. Im Gewinn erkennen sie erst recht, welcher linde Hauch, welche aura coelestis ihnen das Glück oder die Erfüllung ihres Wunsches oder das große wirkliche Kunstwerk zuwarf.

*

Wohin wir uns wenden, stoßen wir gegen die Mauern, welche die dunkeln Hände gegen uns errichten. Vergeblich mühen wir uns in Zorn und Angst knirschend und atmend ab und stemmen uns wider die Mächte, die unser spotten. Wir ringen nach Atem, Licht und Luft, und es gelingt uns auch wohl, von der Höhe eines Trümmerhaufens einen Blick in die Weite zu werfen und die Welt im goldenen Lichte der Schönheit und des Friedens liegen zu sehen. Dann dünken wir uns groß und gewaltig, rufen Sieg und merken nicht, wie hinter unserem Rücken die schwarzen Wälle während unseres eitlen, kurzen Triumphes höher emporstiegen und wie wir nun da die Nacht haben, wo uns vor einer Stunde noch der helle Tag leuchtete. Wir riefen Sieg von der Höhe eines Trümmerhaufens, und aus den Spalten und Ritzen zu unsern Füßen klingt ein höhnisches Lachen; in unsern Triumph hinein wächst es auch vor uns wieder auf: hinab, hinab, nieder in die Tiefe zu neuer vergeblicher Arbeit, zur Rechten oder zur Linken, bis in den Tod keuchend und ringend!

*

Mein Sohn, es ist eine Glocke, die klingt über alle Schellen; wer in der rechten Weise still sein kann, der wird sie wohl vernehmen; — mein Kind, für die heißeste Stirn hat das Schicksal ein kühlendes Mittel: dem einen legt es eine weiche Hand darauf, dem andern einen klaren Schein und zuletzt allen eine Erdscholle; du, sei still und warte, bis deine Augen hell werden.

Wohin wir blicken, zieht stets und überall der germanische Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum und wird von dem alten Riesen, dem Gedanken, mit welchem er ringt, in den Lüften schwebend erdrückt, wenn es ihm nicht gelingt, zur rechten Zeit wieder den Boden, aus dem er erwuchs, zu berühren. Da wandeln die Sonntagskinder anderer Völker, wie sie heißen mögen: Shakespeare, Milton, Byron; Dante, Ariost, Tasso; Rabelais, Corneille, Molière; sie säen nicht, sie spinnen nicht und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht: in dem Lande aber zwischen den Vogesen und der Weichsel herrscht ein ewiger Werkeltag, dampft es immerfort wie frischgepflügter Acker, und trägt jeder Blitz, der aus den fruchtbaren Schwaden aufwärts schlägt, einen Erdgeruch an sich, welchen die Götter uns endlich, endlich gesegnen mögen. Sie säen und sie spinnen alle, die hohen Männer, welche u n s durch die Zeiten voraufschreiten, sie kommen alle aus Nippenburg, wie sie Namen haben: Luther, Goethe, Jean Paul, und sie schämen sich ihres Herkommens auch keineswegs, zeigen gern ein behagliches Verständnis für die Werkstatt, die Schreibstube und die Ratsstube; und selbst Friedrich von Schiller, der doch von allen unsern geistigen Heroen vielleicht am schroffsten mit Nippenburg und Bumsdorf brach, fühlt doch von Zeit zu Zeit das herzliche Bedürfnis, sich von einem früheren Kanzlei- und Stammverwandten grüßen und mit einem biederen „Weischt" an alte, natürlich-vertrauliche Verhältnisse erinnern zu lassen.

*

Es ist was Gewaltiges um den Gegensatz der Welt, und die zweiundneunzigste Nacht der arabischen Märchen weiß davon zu berichten. Wenn der König von Serendib auf seinem weißen Elefanten ausreitet, so ruft der vor ihm sitzende Hofmarschall von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme: Dies ist der große Monarch, der mächtige und furchtbare Sultan von Indien, welcher größer ist, als der große Salomo und der große Maharadscha waren! Worauf der hinter seiner Majestät hockende erste Kammerdiener ruft: Dieser große und mächtige Monarch muß sterben, muß sterben, muß sterben! Und der Chor des Volkes antwortet: Gelobt sei der, der da lebt und nie stirbt! Abu Telfan.

*

Frei durchgehen! ist das nicht das größte Wort, daß in diesem in Stricken und Banden liegenden Menschenleben gesprochen werden kann? Jawohl, sie rühmen sich ihrer Selbständigkeit in allen Gassen, die armen Kinder der Erde; wenn ihnen das Glück gut ist, dürfen sie ihre Ketten vergoldet der Sonne entgegenhalten: bei den lachenden Göttern, wer geht frei durch? . . . Akten der Vogelsangs.

*

Eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm dabei — Auf leisen Sohlen wandeln die Schönheit, das wahre Glück und das echte Heldentum. Unbemerkt kommt alles, was Dauer haben wird, in dieser wechselnden, lärmvollen Welt voll falschen Heldentums, falschen Glücks und unechter Schönheit. Alte Nester.

*

Es ist übrigens immer ein Vorrecht anständiger Leute gewesen, in bedenklichen Zeiten lieber für sich den Narren zu spielen als in großer Gesellschaft unter den Lumpen mit Lump zu sein. Vorwort zur 2. Auflage von „Christoph Pechlin".

ERNST BARLACH

Russisches Tagebuch*

Beim Eintritt in ein fremdes Land erlebt die schon graue Neugier einen Johannistrieb, und die Beobachtungslust, die so oft ihre Netze ausgeworfen und sie von Steinen beschwert und zerrissen ohne Schätze wieder eingezogen hat, rüstet sich mit ganz frischem Fangwerk. Dem Reisenden erscheint jenseits der Grenze eben alles neu, und wenn in seine brausende Überschwenglichkeit im Auffassen auch ganz sacht die dämpfende Überlegung hineinraunt und zu wissen vorgibt, die Welt sei überall eine Welt des Scheins, diesseits und jenseits, so reizt doch eine neue Welt — und für die Neugier ist's eben eine junge — alle Sinne mit so heftigen Forderungen, wirkt auf sie so anmutend und erfrischend, daß sie, um nur einigermaßen der Glückslast Überfluß zu empfangen und zu halten, ihre Bequemlichkeit und Gewohnheiten, den ganzen Leistungsschlendrian auf einmal von sich scheiden, gleichsam ausschwitzen muß. Und wenn der Mensch sonst gesund ist und an seine Sinne kräftig Seelenglieder ansetzt, dann läßt er fröhlich eine Neugeburt von Gefühl auch an sich vollziehen und entspricht mit neuer Natur und neuem Geist der neuen Welt um ihn ...

*

Die Form als deutliche Vorstellung des Nie-Endlichen ist mir der Inbegriff des Russischen meiner Erfahrung geworden, und mit der Formung dieses Begriffs begann schon die Reise. Zwei Nächte und den größten Teil von zwei Tagen rollten wir von Alexandrowo an durch das Land. Zweimal ging fast an der gleichen Stelle, vom Wagenfenster aus gesehen, die Sonne auf, zweimal versank sie vom Fenster aus in den Dünsten eines langen Sommertages. Zweimal stieg am gleichen Punkte der volle Mond, nachdem die Sonne gesunken war, über der weiten Ebene auf. Die großen Pendel der Weltenuhr gingen über uns hin ihren stillen gewaltigen Gang von Osten nach Westen. Und bei diesem überwältigenden Auf, dem wir entgegenfuhren, diesem Nieder, das wir im Rücken ließen, gleich als hätten wir mit der kilometermordenden Dampfarbeit eines Tages den Bezirk seiner Macht durchmessen und gingen nun in ein Traumland von milderem Regiment hinein, fühlte man die Zeit und jeden Tag mit reichem, überlangem Maß gemessen, jede Nacht, zur tieferen Schlaferquickung unverkürzt gegönnt, wie eine treibende, wandernde, stetig ziehende körperliche Macht hinstreichen übers Land. Sausend durch die Zeit und ihre weiten Provinzen, und sie über uns strömend und um uns fließend, in so seltsamen Zustand erhöhten Empfindens verwandelt sich langsam, gegen Abend immer ruhvoller, immer traummäßiger die anfänglich überreizte Empfindung, die Überwachsamkeit der Reisetage. In den Sümpfen Wolhyniens spiegelte sich das erste Abendrot, im Dnjepr badete, im Gold der Kirchen von Kiew entzückte sich die Abendsonne des zweiten Tages. Und der Monddraum wandelte über die Felder und predigte seinen Seelenfrieden über den Dörfern.

---

* Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Ulrich Riemerschmidt, Berlin, aus einer geplanten Veröffentlichung, die Ernst Barlachs Aufzeichnungen über seinen Aufenthalt in Rußland im Sommer 1906 bringt.

1. Juli. Sonntag in Pokatilowka. Hinaus mitten im Gedränge auf die Plattform zwischen zwei Wagen dritter Klasse. Junge Arbeiter und Arbeiterinnen; unter den letzten suchte ich vergeblich das Russentum, das in den männlichen Gesichtern man möchte sagen mit einem abgenutzten Stempel geprägt dastand, so überein in den Haupttiefen und -höhen, aber auch so unverfeinert und unscharf in den Übergängen. Einen besonders werde ich nie vergessen, und zwar bei diesem einen nie den Ausdruck, mit dem er im Gedränge der Köpfe auftauchte und verschwand. Einer hatte ein Lied zu summen begonnen, ein Mädchen mit einem Tuch, dessen Muster schwarz gegen das helle Gesicht standen, stimmte mit einem starken Ton ein und drang, bald von den anderen Stimmen gehoben, auf die leidenschaftliche Höhe einer schwermütigen Melodie hinauf. Sie weilte mit grenzenloser Hingabe bei den Auf- und Abschwellungen, beim Herabgleiten von rasch emporgestürmten Höhen. Absolute Seligkeit gemeinsamer Empfindungen. Und der Bursche von vorhin brummte nur mit, als ginge er auswärts ohne Körper mit seiner Seele wie betäubt von dumpfer Empfindung. Die Augenbrauenlinie war ihm scharf unter der massiven Stirn quer über den Nasenrücken weggeführt, die dicke, kurze Nase war ein wenig aufgestülpt, und die Oberlippe stand wulstig über der Unterlippe, ein geteilter Bartwuchs keimte rechts und links am Kinn. Die Augen lagen tief verborgen im Schatten der Felsenstirn und wirkten von vorn nicht anders als Schatten. Die Sänger runzelten ihre Stirn, als gingen ungeheure, die Vorderwand bedrängende Bewegungen im Innern vor sich, ihre Augen starrten von tragischer Wehmut; sie wollten sich genießen und ließen ihre Inbrunst unbedenklich hinströmen. ...

Die Dorfhäuschen mit hohem Strohdach und dem Vordach mit lehmgestampfter Flur sind sehr traulich, und der Ofen, der als heizender Mittelpfeiler zwischen zwei oder auch mehreren Stuben allseitig wärmt, gibt mit seiner erhöhten höhlenartigen Seitenvertiefung das rechte Bild einer Murmeltierschlafstätte, die Fenster sind ganz klein, aber doppelt in die Lehmmauer gefügt, und in den Mittelbalken der niederen Decke ist das russische Kreuz geschnitzt. Das Ganze wäre noch unvollkommen ohne die Heiligenbilder, die manchmal in beträchtlicher Zahl wie fromme, goldstrotzende Schaukästen eine Ecke oder eine Wand füllen. Die ich sah, waren Geschmacklosigkeiten, aber immerhin voller Stilwirkung. Köpfe und Hände der Heiligen in süßlichem Farbendruck, Gewänder und ornamentale Umrahmung in erhabener Arbeit von primitivster Ausführung, alles goldig glänzend. Das Sitzen unter der Vordiele, das Hereintreten durch die niederen Türen, das Herausfallen des Lichtscheins aus den kleinen Fenstern müßte einem Idyllenmaler köstliche und durch ihre Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Einzelheiten klassisch wirkende Bilder geben. Das Strohdach scheint der große gemeinsame Hut einer Familie, die Enge des Schauplatzes alles menschlichen Geschehens macht jede Handlung bedeutend, die ewige Wiederkehr derselben Arbeiten und kleinen Freuden gibt dem Leben etwas Typisch-Zwangsmäßiges. Der Mensch ist mächtig gegen seine Umgebung, und sein an sich gewöhnliches Tun bekommt einen großen Zug durch die Enge ihres Rahmens.

*

26. August. Die Sonne ist hier eine andere als die deutsche; nun hat sie schon eine für meine heimatlichen Begriffe unermeßliche Reihe von Arbeitstagen hinter sich, doch prompt um die bestimmte Morgenstunde, wenn sie am Abend vorher nach sechs Uhr mit 35° Réaumur gebrannt hat, spürt man hinter den Läden die An-

fänge des neuen Sonnentags. Mit frischer Leidenschaft ergossene Ströme von Strahlen schießen ihre ersten Strudel über die Firsten, aber trotz dem mattgelben, hellrötlichen Schein spürt man eine heftig ungeduldige, nachhaltende Kraft im Werk. Dem Deutschen, der schon beträchtlich geringere Leistungen schätzen muß, gibt diese unermüdliche Betätigung der Sonnenkraft einen Begriff, dem im Kleinen das Erstaunen gleicht, mit dem man die ungeheuren Massen von Eisen und Stahl im Maschinenraum eines Dampfers hin und her geschleudert sieht, ohne Ermatten und Verlangsamung ihrer Touren. Man ermißt mit Auge und Schwergewichtsempfindung Gewalten, in deren rastloser, schonungsloser Arbeit man ganz dunkel einen Fluch oder eine zur Wahnsinnsidee von Pflichterfüllung gesteigerte Krankhaftigkeit mit Grauen ahnt. Verzweifelte Titanenseelen, deren Schmerz so groß ist, daß Menschenfühlen es nicht ermessen kann, scheinen da zu ringen in Hoffnungen, die nie erfüllt werden und an die doch die heftigen Sehnsüchte unauflöslich gekettet sind. Eine Arbeit scheint geleistet, die nur aus der Verzweiflung entstehen konnte. So brennt und leuchtet die Sonne jeden Tag neu und häuft die Arbeit ihrer in jeder Minute voll ausgenützten Lebenstage. Man fühlt eine schmerzliche Leidenschaft, man möchte ihr zurufen: Halt ein, du quälst dich und uns, gönne dir einen Ruhetag, treibe dich nicht jeden Augenblick deines Daseins zu Maximalleistungen an — aber nein, mit der verbissenen Schonungslosigkeit eines Willens, dem nur ein Erfolg genügen kann, wird dieses einzige — unbekannte — Ziel verfolgt, und die Lautlosigkeit bei all diesem fürchterlichen Schaffen befördert die Vorstellung der zum Wahnsinn überspannten Seelenenergie eines Verdammten, der vergeblich auf Erlösung hofft. Übrigens ist hier der Wind der Freund der Menschen, die bei einer Hitze von 40° in den Straßen der Stadt ihren Geschäften nachgehen müssen. Und die Luft ist trocken, so daß man wohl von Wärme, aber von keiner Schwüle leidet. Überall, wo Wind ankommen kann, steht oder sitzt man, wie mit Kühle gepanzert, und der ungeheuer gespannte blaue Himmel zieht wie ein Atemholen alles Dunstige und Trübe in sich hinauf und haucht mit Kühle und Frische wieder zurück.

Ich stand einen Vormittag in und vor unserm Dorf herum, schauend, betrachtend und genießend. Dicht hinter dem Dorf hebt sich der Kamm einer Erdwelle, die unser Dorf mit anderen trägt, zur höchsten Höhe, und von ihr sieht man auf die folgende Welle zurück, die nackt und braun mit der Schwellung ihrer sanften Linien rechts und links an den Horizont zu stoßen scheint. Nicht die Höhe dieser Wellen, sondern ihr ungeheurer Schritt, in dem sie langsam ansteigen und ein flaches Tal formen, gibt der Landschaft den großen Zug. Dörfer und Flecken liegen wie Schaum auf dem Wasser, im Grunde und an den Flanken mit einem Gewirr weißer Häuschen, ja eine Nebenwelle, die einzige, die das Bild beunruhigt und die links seitwärts hereinbricht, scheint im Begriff, sich zu überstürzen und mit dem Gekrause ihres Schaums einen ganzen Flecken, der auf ihrer Spitze langgestreckt liegt, umstürzen zu wollen. Ganz hinten am Höhenhorizont ragen die Schornsteine von Charkower Werken.

Das Leben im Dorfe spürt der Befriedigung der Alltagsbedürfnisse nach, in Gemächlichkeit werden die Kaufgelegenheiten an einem mit Melonen belegten Bauernwägelchen wahrgenommen, und Feilschen und Beteuern gehen ihren üblichen Gang. Die stattliche Kirche in der Ecke des rasigen Dorfplatzes, von weißer Mauer umhegt, von Baumwipfeln umwedelt, blendend geweißt, in ihrer halb biedermeierlichen, halb byzantinischen Gesamtwirkung, ist von dem Begriff

des Dorfkirchleins himmelweit entfernt, die kleinen Häuschen, man darf aber wohl nur von Hütten reden, können zu solchem Palast kaum ein Vertrauen fassen; der ist nicht von ihrer Art und hat mit seinem heilig vornehmen Selbstgenügen offenbar kein Verständnis für proletarische Seelenbedürfnisse.

Die Popen, wie ich sie so laufen, in Bahnhöfen sitzen, miteinander umgehen sehe, kommen mir wie Verkörperungen verschiedener Auffassungen des äußeren Christus nach dem Bedürfnis der verschiedenen Menschen vor, und ich muß dabei an einen Russen und an einen Engländer denken, die in der Komponierklasse in Dresden ihren Christus ganz national zustutzten, der Engländer mit Botanisiertrommel, der Russe mit der Pelzmütze. Es gibt sehr schmutzige Christusauffassungen, aber auch sehr saubere, ja zimperliche. Breites Behagen glänzt wie eine matte Fettschicht von den Gesichtern vieler wohlgenährter Herren, die ihre Christusmaske talentlos und ohne Absicht der Täuschung führen, und mit dem ganzen bürgerlichen Unwillen des 20. Jahrhunderts sah ich einen der dem Christus ähnlichsten, in dessen hohe Milde nur eine leise Ähnlichkeit mit einem Eichhörnchen eingefressen war, einem Bettler das geheischte Almosen verweigern. Wieder sah ich Christus, ohne 20. Jahrhundert im Gesicht, verwundert im Geist vorüberschreiten. Sie sind mir ähnlich und sehen doch aus wie Nußknacker, schien er zu denken. Wenn ich das Skizzenbuch meiner Erinnerungsbilder sonst nach Popen durchblättere, finde ich Erscheinungen, deren von noch nüchterner Betrachtung gewonnene Konturen das Ausschweifende der karikierenden Linie zu haben scheinen. Männer von prächtiger sinnlicher Schönheit, die mit gepflegtem Haupt- und Barthaar Schönheitsrekorde bedeuten, Leisetreter, das Haar in dünnen Zopf gebunden, mit steifen schwarzen Filzdeckeln voll moosigen Schmutzes, die Beherrscher jenes einfältigpfiffigen Mundwinkels, die mit einem Ruck am Fädchen ein Fangnetz von Herzgewinnergüte in den Mienen über Gute und Böse niedergehen lassen, solche, deren Blick, wenn er umherschweift, die väterliche Betrachtung der Welt kündigt, wie ihn die Sorge um die Zukunft des Sohnes bewachend und überlegend macht, und gemütliche Hansnarren, die mit ihren Kindern oder Dorfgenossen vor der Abfahrt des Zuges im Wartesaal dritter Klasse kläglich-behaglich beim Tee sitzen und des goldenen Tranks aus schmutzigen Gläsern dankbar genießen, während sich rechts und links die verkommenen und oft wie gräßlich verkrüppelten Menschenbrüder auf Bänken und im Kehricht des Bodens räkeln und lümmeln. Ob die Geschichte schon weiter bekannt ist, die einem von seinen Bauern verprügelten Popen passierte, weiß ich nicht, so wenig, wie, ob sie wirklich passierte, aber ihr Grinsen ist, wie mir dünkt, ganz echt. Der Pope nämlich ermahnte die Wütenden zur Achtung vor seinem Kleide, worauf sie ihn mit höhnischer Demut seines Kleides, das sie gerne ehren wollten, entledigten, bevor sie ihn nun um so nachdrücklicher stäupten.

*

10. September. Es war längere Zeit so kalt, daß man im Herbstpaletot nicht zu warm gekleidet war. Ein heftiger Nordwind brachte uns die niedrige Temperatur und hüllte uns dazu in Staubwolken. Wir bekamen, was die trockenheißen Tage kleingemahlen, der Straßenverkehr verpulvert, die Rosse erst fallen gelassen und dann zertreten hatten, feingemischt ins Gesicht geworfen und mußten es noch dazu atmen. Aber wir sahen es wenigstens von weitem kommen und brauchten es, wenn wir nicht gerade mitten auf der Straße standen, wenigstens nicht mit den Augen aufzufangen. Staubschwaden mischten ihr Weißlichgrau von unten ins

Wolkengrau, von oben der Himmel hatte keinen Bau mehr und die Atmosphäre keine freundlichklare Stimmung, der Himmelsarchitektur zu dienen und sie schmeichelnd zu umspielen. Es war alles entartet, ineinander verwirrt, Erde, Luft und Himmel. Und zwischendrein eilten geschäftig verdrossene Menschen. Und hatten sich versehen mit der Kältewehr der verschiedensten Hüllen. Bauern staken in grotesken Mänteln, Kleidungsstücken von seltsam gleichartig vorsintflutlich, man möchte fast sagen nach Dickhäutermode geschnittenen Formen. So saßen sie und paßten sie mit allerreichlichstem Spielraum, für Schulterbewegung war doppelt und dreifach zugemessen, und wo es nicht in Anspruch genommen war, wulstete sich der Überfluß, und wo das Gewand nichts zu umschließen bekam, fand es sich mit eigenen Formen für sein verfehltes Dasein ab. Schafspelze waren schon zur Geltung gekommen, die wohl sparsamer als auch nach der Mode früher Schöpfungsperioden geschnitten waren; diesmal mehr nach Saurier-Art. Sie zeigten wohl wulstige, aber bestimmte Formen, und die häutige Außenseite brach sich und schnitt sich in Falten und Kniffe, die in ihrem Verlauf quer oder lang rücksichtlos über die feinere Anatomie darunter, über mehrere Bewegungsprinzipe zugleich hinstrichen und so einen vereinfachten Menschentyp zuwege brachten. Die Ärmel reichten durchschnittlich über die Fingerspitze hinaus, wie ein Futteral für möglichst gelenklose Arme und Hände — Ärmel, Handschuhe und Muff in einem Stück. Wer nichts hatte, konnte nichts tragen, aber die Bettlerzunft zeigte sich bei der Kälte als vielgliedrige Schicht, in der es beträchtliche Abstufungen gab. Schichten, die in ihrer Garderobe der veränderten Temperatur Rechnung trugen, mußte man wohl oder übel zu den besseren Bettlern zählen. Die fette Bettlerin aber, die ich seit meinem Hiersein mit besonderem Fleiß beobachte und die ich voller Überzeugung zu den besseren ihrer Art rechne, schien an ihrer eigenen Leibesfülle Genüge zu haben, sie ging jetzt einher wie in besseren Tagen, lumpig, aber fett. Die Raucherin habe ich noch nicht wiedergesehen, aber der Bettler mit dem künstlichen Bein wechselt fleißig seinen Stand. Er lehnt gegen einen Laternenpfahl oder gegen eine Mauer, hat das bloß natürliche Bein kräftig aufgestemmt und das gute künstliche auf einem Stock unterm Knie hochgestellt. So baumelt es und verzinst sich gut. Er ist aber auch ein guter Verwalter; mit schmieriger Verbindlichkeit weist er schon von weitem darauf hin wie auf eine Sehenswürdigkeit, mit einem Lächeln, das eigentlich höhnt und — nicht bittet und auch durchaus nicht bettelt. Beten tun andere, vor allem die vielen Blinden, die den ganzen Tag unermüdlich ihre Stirn auf die Erde beugen und mit Grabesstimme, wie man sie für den alten Vater Moor anständig finden würde, die Mildtätigkeit beschwören. Man geht vorüber und gibt oder gibt nicht; gibt man, so, denke ich, ungefähr mit derselben Regung, wie man sich bekreuzt, wenn es an Kreuzen, Kirchen und sonst heiligen Gelegenheiten vorbeigeht, rein gewohnheitsmäßig, tagsüber viele, viele Male. Und wenn man den Tenor der Bettler einige Wochen gehört hat, diesen dumpf heulenden Geschäftston der Jammerreklame, ekelt einen das ganze Gelichter ob verschuldeter oder unverschuldeter Elender. Sie sollen alle zusammen bei einem Unternehmer in Dienst und Brot stehen, scharf kontrolliert werden, und das Unternehmen soll florieren. Ich wäre neugierig, einmal den Bettlerkönig zu sehen! Ein frierender Greis, der an einer kalten Windecke fleißig bettelte, hatte die Linke, deren Finger vor Kälte nicht schließen wollten, voll großer Fünf- oder Zehnkopekenstücke; er schien mir, wie er so mit der leeren Rechten seine Bedürftigkeit bewies, ganz wohl einen Beamten dieser Zunft

darzustellen, die ihre festen Dienststunden über Tag zu leisten verpflichtet sind. Eine der traurigsten Erscheinungen, die mir vorgekommen sind. Die fröhlichste aber unstreitig ist ein Beinloser, zwar nur ein halber, aber robuster und jovialer Kerl, der zuweilen im Zustande völliger Betrunkenheit und absoluter Seligkeit auf der Straße liegt.

Rundschau

Jubeljahr der Schwarzen Kunst. Nachdem die schier endlosen Streitereien über die Erfindung und den Erfinder der Buchdruckerkunst als ein besonders trübes Kapitel nationalen und lokalen Egoismus in der neueren Zeit nun doch einigermaßen zur Ruhe gekommen sind und vom Areopag der Weltgeschichte mit bedeutender Stimmenmehrheit Johann Henne Gensfleisch von Sorgenloch genannt Gutenberg zum Erfinder und das Jahr 1440 zum Geburtsjahr der Schwarzen Kunst dekretiert wurden, müssen wir in dem sonst nicht gerade zur Festlichkeit stimmenden Kriegsjahr 1940 logischerweise das fünfhundertjährige Jubiläum dieser unheimlich-großartigen, nicht bloß eine Epoche, sondern ein Weltalter „machenden" Erfindung begehen. Man kann ja die Chinesen mit ihrem Plattendruck lange vor Christi Geburt oder die Koreaner mit primitivem Letterndruckverfahren in späterer Zeit getrost beiseite lassen; der Buchdruck ist wie Schießpulver, Dampfmaschine, Telegraph oder Radio eine Erfindung so typisch, ja penetrant europäischen Charakters, daß sie von diesem Gesichtspunkt aus gewiß nicht nur dem Geist eines einzelnen Menschen, einer Zeit oder einem europäischen Volke angehört, sondern dem Erdteil im ganzen Umfange seiner Zeit und seines Einflußraumes. Die einzelnen Phasen dieser Erfindung sind oft wiedererzählt worden. Man weiß im allgemeinen, daß neben Mainz und Straßburg, als den Hauptwirkungsstätten Gutenbergs, die Städte Bamberg, Florenz, Antwerpen, Brügge und Haarlem um den Ruhm stritten, erste Wiegen der Buchdruckerkunst gewesen zu sein. Sicher ist aber soviel, daß nur Gutenberg „die mechanische Durchführung der besten Herstellungsweise der Typen erfaßte, in ein technisches System brachte und dieses mit aller Schärfe bis zu den letzten Folgen durchführte, so daß bis heute nach der von ihm angegebenen Herstellungsart verfahren wird, wenn auch die Handfertigung durch die maschinelle ersetzt wurde". Das äußerlich Hexenmeisterische dieser Kunst, die zum Erstaunen ihrer frühesten Zeitgenossen „an einem Tage mehr Bücher druckte, als ein Mönch in Jahren zu schreiben vermochte", rückte sie zunächst in die Nähe der Magie und Alchimie, während der wirklich in ihr steckende Dämon mit der Kraft für weltweise geistige Strukturveränderungen um so unbemerkter in die Welt schlüpfen konnte. Wir wissen heute, wie rasch dies vor sich ging, nachdem die Geschichte selber mit einem kurzen heftigen Windstoß die von ihr gewünschten Entwicklungen förderte. Hatten Gutenberg und sein geschäftstüchtiger Kompagnon Johann Fust ihr Fabrikationsverfahren noch geheimzuhalten versucht mit Schweigepflichten für ihre Mitarbeiter, so wirbelte der bekannte Überfall auf Mainz durch den Herzog von Nassau die ersten Buchdruckereien bei der allgemeinen Brandschatzung der Stadt durcheinander, vertrieb die

Mitarbeiter in alle Winde und ließ diese wenig später mit den in Mainz erworbenen Kenntnissen in ganz Europa eigene Werkstätten zu eigenem gutem Gewinn aufmachen. Der Weg der anfänglichen „Schwarzen Kunst" führte aus verhängten Werkstätten auf lichte Höhen einer schier unerschöpflichen Entwicklung und Ausbreitung. Nur das Schicksal des Begründers ist uns selbst in seinen genauen Geburts- und Todesdaten immer noch dunkel geblieben. Was wir wissen oder vermuten können, ist nur, daß sein Leben unter endlosen Prozessen und nicht endenden Abhängigkeiten in der Tat ein „Sorgenloch" gewesen sein mag und sozusagen schon die prämortale Buße seiner dämonischen Erfindung enthielt. Auf den überlieferten Bildnissen blickt uns der mächtige Typ eines schon reformatorischen Geistes an; ein wenig Breughelzüge, etwas vom Moses des Michelangelo, ein Mann jedenfalls, dem auch einiges Bewußtsein der von ihm eingeleiteten Geistesrevolution zuzutrauen ist. Was für Tore der Menschheit bis in ihre untersten Stände durch die uferlose Vervielfältigung des zentralen Bildungsmittels geöffnet wurden, welche Dämme aber auch hierdurch fielen und inwiefern Gutenberg vielleicht doch mehr ein vorwitziger Gefährte des Odysseus gewesen ist, der die Windschläuche des Äolus löste und das Schicksalsschiff der Menschheit fortan auf offenen Meeren allseitigen Stürmen aussetzte, solche Ahnungen haben seinerzeit nicht einmal die erst einige Jahrzehnte später für die Bewegungen der Geschichte hellhörig werdende Kirche beschwert. Heute nun müssen wir uns vollends in ein konservatives Utopia zurückziehen, wollten wir dieser wesentlichsten Erfindung der modernen Menschheit, die bestimmt von keiner noch so glanzvollen nachfolgenden an Bedeutung erreicht wurde, dennoch persönlich nicht die gleichen unbegrenzten Huldigungen darbringen wie einem echten Göttergeschenk (dem Pferde des Poseidon, dem Ölbaum der Athene, dem Rad und dem Pflug Saturns zum Beispiel). Auf der realistischen Ebene läßt sich ihr Ende jedenfalls beinahe nur noch gleichzeitig mit dem der Menschheit überhaupt vorstellen, und es hat daher schon seine verständlichen Gründe, wenn wir gerade zu einem Zeitpunkte, wo jeder Kredit auf nationale Ehre und nationalen Ruhm seinen besonderen Wert für uns hat, das Jubiläumsjahr nicht vorbeigehen lassen wollen, ohne der Welt in Erinnerung gebracht zu haben, daß sie neben manchem anderen Segen (oder Fluch) auch den der Buchdruckerkunst nun doch einmal einem Deutschen verdankt.

Geistiger Kriegshilfsdienst. Wahrhaftigkeit, Mut, Treue, Vaterlandsliebe, Pflicht gegen die Gemeinschaft — das sind die höchsten Lebenswerte, nach denen sich der deutsche Mensch ausrichten sollte. Entscheidend für den Soldaten bleibt einzig seine Haltung, und die ist ohne geistige und seelische Unterbauung nie im rechten Sinne zu gewinnen und zu erhalten. Gerade in Zeiten der Gefährdung und Bewährung — die alten Frontsoldaten und jetzt auch die jungen wissen es am besten — werden in der so grauenvoll vereinfachten Situation die wahren Quellen seelischer und geistiger Kraft in ungeahntem Maße neu erschlossen und zu unmittelbarer Wirkung fähig. Deshalb ist ihre Pflege ernste Pflicht, aber nur der recht Gerüstete darf sich hier als Helfer anbieten. Zu ihnen ist mit Fug zu rechnen der Stuttgarter Pädagoge Hermann Binder, der in einem feinen Buche, das man in ungezählten Exemplaren an die Front senden sollte, Lebenswerte unvergänglicher Art aufzeigt, wie sie im Schaffen unserer großen Dichter Gestalt gewannen. Das Buch heißt „Deutschland. Heilig Herz der Völker" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Hier sind Vorträge aus dem Kriegswinter 1939/40 zusammengefaßt, die nun sich an ein erweitertes Auditorium wenden. Die

großen Tugenden werden in den Werken Goethes (Iphigenie und Faust), in Schillers Wallenstein, in Kleists Prinz von Homburg, Hebbels Agnes Bernauer und in Hölderlins Gedichten aufgezeigt: die Wahrhaftigkeit, das Gewissen, die Stellung des Einzelnen zur Gemeinschaft, der Glaube an das Göttliche im Menschen und das Streben nach dem wahren Vaterland.

Die verräterischen Truthähne. Im Petersdom von Schleswig sind in den letzten Jahren wie in vielen anderen deutschen Kirchen Restaurationsarbeiten durchgeführt worden, bei denen man eine Reihe aus dem 13. Jahrhundert stammender Wandgemälde von schlechten Übermalungen des 19. (angeblich so historischen) Jahrhunderts gereinigt und zutage gefördert hat. Unter diesen Bildern, die natürlich durchweg Szenen biblischen Geschehens zeigen, findet sich eine Darstellung des Bethlehemitischen Kindermordes mit einem Fries, der in achtfacher Wiederholung das Bild eines heute jedermann bekannten Vogels zeigt. Auch für den ornithologisch ungeschulten Blick kann kein Zweifel aufkommen, daß es sich bei diesen Vögeln um radschlagende Truthähne handelt. Wir verweisen den näher interessierten Leser auf eine im Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, Jahrg. 10, S. 87, erschienene Abbildung. Der Fleischlappen über dem Schnabel, die Hautfalte an der Kehle, der Federbüschel an der Brust, die Kopfhaltung, die halb hängenden Flügel, der radschlagende Schwanz, alles ist so genau dargestellt, daß man sogar annehmen muß, der Maler habe sein Modell lebend gesehen, da ein toter Truthahn ja nicht mehr die charakteristischen, starken Gebärden dieses Tieres zur Schau bringt. Zum Überfluß haben verschiedene Sachverständigengutachten die Identifizierung nach allen fraglichen Richtungen hin bestätigt. Nun aber kommt das Rätsel: Truthähne sind amerikanische Vögel. Sie haben keine Verwandten in der Alten Welt und sind unserem bisherigen Wissen nach niemals vor dem Jahre 1523, also einige Zeit nach der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, nach Europa gekommen. Die Bilder des Schleswiger Doms – und auch dies ist durch ausführliche Sachverständigengutachten erwiesen – stammen aber aus den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts. – Noch vor einigen Jahrzehnten, also in den Jahren, wo das erstaunliche Problem der Schleswiger Dombilder so weit außerhalb des öffentlichen Interesses lag, daß man es offenbar nicht einmal bei der damaligen Übermalung entdeckte (sie ist erst in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschehen, wo man immerhin schon genau so gut wie heute wußte, daß Truthähne ausschließlich amerikanische Vögel sind), wäre der Fall eine Sensation ersten Ranges gewesen. Heute tritt er mit allerdings immer noch ungewöhnlichem Reiz und besonderer Beweiskraft neben eine Reihe anderer Entdeckungen, die in den letzten Jahren einen intimen Europa-Amerika-Verkehr der nordeuropäischen Völker lange vor Kolumbus wahrscheinlich gemacht haben. Wurden aber die bisherigen Funde (wir nennen den lange umstrittenen, jetzt in seiner Echtheit gesicherten Runenstein von Kensington, das Wikingergrab in Beardmore, Waffenfunde aus Wikingerzeit im Gebiet der großen Seen u. a.) immer jenseits des Ozeans getätigt, so haben sie nun mit den Truthahnbildern des Schleswiger Doms ihre erste europäische Ergänzung erfahren, und überdies ist das bisher meistens nur unter kriegerischem Aspekt gesehene Entdeckertum der Wikinger durch die Züge recht ziviler, ja vielleicht merkantiler Art bereichert worden. Man weiß, daß auch sonst Wikingerfahrten häufig gewissermaßen die Vorläufer unserer heutigen Tierfangexpeditionen waren und mittelalterliche Fürstenhöfe mit seltenen oder wunderlichen Tieren belieferten. Der doch gewiß recht

schwierige Transport lebender Truthühner über den Nordatlantik mag in diese Sparte des Wikingertums gefallen sein, und es erklärt sich vielleicht hieraus auch die für die damalige Zeit gewiß sehr kühne und „moderne" Verwendung der seltsamen Tiere als Motiv eines kirchlichen Frieses, dessen Zuordnung zum Bethlehemitischen Kindermord möglicherweise auf eine Parallelstellung des blindwütigen Charakters dieser Vögel mit dem seelischen Gehalt der biblischen Szene schließen läßt. Mag aber auch ein solcher Schluß vielleicht seine kulturpsychologischen Bedenken haben, so bleibt doch der Schleswiger Fund ein Zeichen für die nicht geringe zivilisatorische Fortgeschrittenheit wie auch für die innere Lebendigkeit der Kunst im damaligen nördlichen Europa. Man kann zwar auch jetzt nur cum grano salis behaupten, die Wikinger hätten „Amerika" entdeckt (denn sie haben den dafür nötigen Begriff von der Gestalt der Erde und einer ganzen neuen Welt jenseits des alten Okeanos ja sicher noch nicht besessen und wahrscheinlich nur gemeint, einen beliebigen anderen Küstenteil des Nordmeeres zu berühren); immerhin rückt aber ihr Entdeckertum doch etwas näher an das spätere eigentlich weltgeschichtliche der Spanier und Portugiesen heran. Es verlief jedenfalls nicht so plan- und folgenlos, wie etwa die Eskimos oder andere Naturvölker von Asien nach Amerika herübergekommen sein mögen, wenn wir auch die nach wie vor verwunderliche Vergessenheit, die sich über jene Seefahrten in den späteren Jahrhunderten ausbreitete, nur aus den damaligen wirren geographischen Vorstellungen erklären können, welche unsere heute so geläufigen Gedanken eines Erdglobus samt den Folgerungen hieraus einfach noch nicht fassen konnten.

Das Experiment der Technik. Jedem Totalitätsanspruch gegenüber ist eine baldige und eindeutige Entscheidung eine Notwendigkeit. Einen solchen Totalitätsanspruch stellt seit langem auf vielen Gebieten die Technik an die ganze Menschheit. Das Gefühl, die Stellung zur Technik mit allen ihren Konsequenzen klar beziehen zu müssen, bemächtigt sich immer weiterer Kreise und wird um so stärker, je mehr die Technik in ihrer furchtbarsten Form als Mittel vollendeter Vernichtung in Kriegszeiten in Erscheinung tritt. Hier liegt kein materielles Problem mehr, sondern ein eminent geistig-seelisches vor, und von seiner Lösung werden die Zukunft und das Glück künftiger Geschlechter unausweichlich abhängen. Es gibt kein Lebensgebiet mehr, in das die Technik nicht eingreift, im großen wie im kleinen. Sie zwingt die Menschen in eine neue Existenzform, und in Übergangszeiten, wie wir jetzt eine erleben, äußert dieser Zwang sich in schmerzhaften Rucken. Ein Zurück gibt es nicht mehr, die Frage bleibt, ob eine geistig-seelische Bewältigung der Technik möglich ist, oder ob die Technik durch die Art ihrer Substanz solche Lösungen nicht einfach unmöglich macht. Dann freilich würde die Frage zwecklos bleiben, ob durch das Experiment der Technik, einen der vielen Versuche der Menschen, die eigene Existenz stärker zu sichern, als es in der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur vorgesehen ist, die Menschheit auch nur einen Schritt auf diesem Wege weiter gekommen ist, und es würde eine Art technischer Untergang der Menschheit kommen. In der Erkenntnis des Problems kann man nur weiter kommen, wenn man es in seiner ganzen Größe, seinem Umfang und seinem Wesen erkennt. Keinen besseren Führer kann man hier finden als Eugen Diesel, vom Vater her dem Reich der Technik verhaftet und vom eigenen Gewissen getrieben, philosophisch und ethisch das Problem zu meistern. Sein Buch „Das Phänomen der Technik" (Leipzig, Philipp Reclam. Berlin, VDJ.-Verlag) beleuchtet mit fundamentaler Sachkenntnis die Frage von allen Seiten, gibt eine Geschichte der

Technik mit vielen Bildern, zeigt das Wesen und die Problematik. Das Feld und der Weg der Technik werden untersucht, ebenso wie der Mensch als Schöpfer technischer Werte, und endlich wird dargelegt, wie in Anbetung und Verfluchung das Pendel des Urteils über die Technik jeweils ausschlägt. In den kurzen Schlußworten offenbart sich wiederum Diesels Fähigkeit zu Zukunftsvisionen, die aber stets auf den nun einmal gegebenen Tatsachen fußen in glücklicher Vereinigung von nüchternem Tatsachensinn und schöpferischer Phantasie.

Verführung zu Paracelsus. In der mehr oder weniger offen erörterten Krise der Heilkunst rückt die Bedeutung des großen Arztes Paracelsus immer stärker in den Vordergrund. Er knüpfte bekanntlich an die großen Ärzte des Altertums an, die, wie er selber, „ganzheitliche" Ärzte gewesen waren. Was er zu sagen hat über den Menschen, den Arzt und die Arznei, liest man heute mit aufgeschlossenem Verständnis. Er war Arzt und Biologe zu gleicher Zeit, aber er war auch Theologe und in seinem letzten Grunde ein tief frommer Mensch. Ihm war die Welt das Werk Gottes, und er glaubte wegen dieser Gottbezogenheit jeder Krankheit Herr werden zu können. „Das ist zum höchsten einem jeden Arzt zu ermessen, daß er in allen seinen Dingen ein Christ bleibe und die Natur in der Natur behalte und Gott fürsetze für unseren höchsten Vater." Überall führt ihn der feste Boden, auf dem er steht, zu gesunder und natürlicher Auffassung, und das ist der Grund, warum Paracelsus heute im besten Sinne aktuell ist. Deshalb ist das Buch „Von der rechten Heilkunst" herzlich zu begrüßen, in dem Ludwig Englert ein Paracelsus-Lesebuch schuf, das sich an einen breiten Kreis wendet (Stuttgart, Hippokrates-Verlag. RM 3,85). Hier spricht Paracelsus selber, und die Auswahl ist so reichhaltig und sachkundig, daß sie ein rundes Bild von der Bedeutung des großen und echten Arztes vermittelt.

Blutspender. Eines der am schwersten zu deutenden Rätsel ist der Weg des Blutes von Generation zu Generation. Es lebt wohl heute noch kein Mensch, der fähig ist, das Rätsel des Bluterbes richtig zu deuten. Er müßte mehr sein als ein Rassenforscher, er müßte mehr sein als ein Arzt, und er müßte auch mehr sein als ein Biologe. Für diesen Forscher der Zukunft aber Material zu sammeln, ist eine lobenswerte Arbeit. Denn auch aus solchen Vorarbeiten ergeben sich schon Erkenntnisse, die wesentlich weiter führen in dem Wissen um den Menschen. Wie kommt es, daß von einem Ahnherrn oder einer Ahnfrau eine bestimmte Begabung im Ablauf vieler Generationen bei immer erneuter Blutmischung sich vererbt und trotz großer Leistungen von Vorfahren, die die Kapazität des Blutes schon hätten erschöpfen können, im Enkel und Urenkel sich von gleicher Stärke erweist? Ein wahrer Blutspender zu hervorragenden Leistungen war Philipp I., der Landgraf von Hessen. Er gehört zu den Ahnen Friedrichs des Großen und seiner erbitterten Feindin Maria Theresia. Er ist außer der österreichischen Kaiserin der Ahnherr auch der Königin Victoria von England, der Königin Luise, Liselottens von der Pfalz, Katharina der Großen und der Königin Christine von Schweden. Als Ahnen führen ihn auch die großen Feldherrn: Gustav Adolf, Karl XII. von Schweden, der Alte Dessauer, der Große Kurfürst, der „schwarze Herzog" von Braunschweig, Moritz von Sachsen und außer Friedrich dem Großen auch noch Erzherzog Karl, der Besieger Napoleons. Damit hat dieses Blut seine Aufgabe aber keineswegs erfüllt. Er steht auch in der Ahnentafel von Bismarck, von Felix Fürst von Schwarzenberg, des Reichskanzlers Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst und auch des Reichs-

protektors Freiherrn von Neurath. Die Vererbung militärischer Fähigkeiten gehört zu den auffallendsten Folgen glücklicher Blutmischung: Blücher, Kleist von Nollendorf, Dörnberg und Bennigsen haben eine gemeinsame Wurzel, die auch Moltke, von Einem, Baron Ungern-Sternberg und der Kommandant der Emden, von Müller, für sich in Anspruch nehmen dürfen. Zu Bismarcks Ahnen gehört der Feldmarschall Derfflinger, sogar durch doppelte Bindung. Mit Franz von Sickingen war nicht nur der Graf Zeppelin, sondern auch Admiral Graf Spee verwandt. Dies sind einige wenige der interessanten Ergebnisse systematischer Ahnenforschung, die jetzt in einer Verknüpfung sehr vieler Ahnentafeln zu einer Einheit, geordnet nach Geschichtsabschnitten, Heinrich Banniza v. Bazan und Richard Müller in dem 1. Bande „Deutsche Geschichte in Ahnentafeln" (Berlin, A. Metzner. RM 15,–) vorlegen.

ARNOLD SCHULZ

Der Knabe Georg und der Tod

Erzählung

Die heißen Werktage hatten auch für den Knaben Georg ihre Mühsal. In der schlesischen Hauptstadt besuchte er das humanistische Gymnasium. Er war kein Musterknabe. Die Anklagereden Ciceros gegen Catilina waren auch ihm zu lang, obwohl er ihren außerordentlichen Wohlklang nicht bestreiten konnte. Neben Cicero, mit „K" Kikero auszusprechen – so hatte es die Lebensarbeit etlicher neuer Humanisten klargestellt – gab es für ihn die Hermann-Göring-Kampfbahn und den Zehnkampf, als diätetischen Ausgleich sozusagen, mit dem das seelische Gleichgewicht hergestellt wurde. Es gab die heiteren Frühlingsabende und die vielen lustwandelnden Lyzealschülerinnen. Es gab den alten Markt und eine neue Eisdiele. Der Knabe Georg lebte wie andere Jungens, wie es sich eben gibt in den großen Städten. Und doch war zuweilen etwas in seinem Blick, das durch alle Häuser hindurchsah; in das Wesenlose.

„Träumen Sie nicht, Georg!" pflegte man zu sagen, wenn es peinlicherweise die Mauern des Schulhauses waren, durch die er in dieser Art hindurchsah. „Sie blicken ja in das Nichts", rief der Mathematikprofessor ihn an. Der Mann neigte von Amts wegen zu Abstraktionen. Die Kameraden waren im Recht, wenn sie ihn trotz unbestrittener geselliger Talente einen Eigenbrötler nannten. Gewiß ging er mit ihnen Äpfelbäume plündern, und selbstverständlich band er ebenso wie sie den netten Mädchen der Eisbahn die Schlittschuhe fest. Alles zu seiner Zeit, doch dann nannte er die Jungens auch wieder seine Rabauken und hob sich damit selbstsicher über sie hinaus.

In seinem Zimmer hatte er sich einen Ausspruch Miltons an die Wand genagelt, massive Antiquabuchstaben auf Glanzkarton gezeichnet: „Schwachsein ist das wahre Elend!" Damit war viel von ihm verraten. Der Schwäche galt seine Verachtung.

Wenn unter Kameraden von dem, was er werden sollte, gesprochen wurde,

schwieg Georg. Leutnant der Wasserpolizei, Rennfahrer sein? „Nein." Der schweigende Georg v. Bergen wußte ziemlich genau, was er wollte, und es war keine kleine Portion, die er aus dem Kuchen der Welt herauszubrechen entschlossen war.

Wenn die Unruhe des Lebensanfangs ihn heraustrieb zu weiten, einsamen Spaziergängen, geschah es, daß Werdelust ihn erglühen ließ. In irgendeiner finsteren Gasse begann er dann vielleicht zu singen. Er war jung. So sehr jung und konnte nicht sterben. Doch dunkle Gewalten hatten sein stilles Knabengesicht schon den Parzen gezeichnet.

Die Schwester des Georg gehörte einige Jahre zum Pflegepersonal einer Lungenheilstätte, draußen in einem südlichen Vorort Berlins. Sie erwarb das Staatsexamen der Krankenpflegerinnen. In jenen Jahren, bevor er sein Breslauer Internat bezog, kam es häufiger vor, daß er seine Schwester besuchen fuhr. Anna v. Bergen wohnte bei einer Familie, die einem zweiten Mädchen das Elternhaus vertrat, Else Hornstein. Mit Georg war sie gleichen Alters, und wie beglückende Zeichen zu deuten schienen, gleicher Art und gleichen Sinnes in jenem stillen Wesen, das häufig frühreifen Kindern eigen ist. Es war schlimm, als die Schwester sich eines Tages ein Akkordeon gekauft hatte, sie, die gar nicht spielen konnte. Und er? Als beim nächsten Besuch auch Else ein Akkordeon spielte, gab es für Georg kein Halten. Mit finsterer Entschlossenheit hatte er sich in zehn Wochen ein Schifferklavier zusammengespart. Es war eine Strapaze des Charakters.

Bei künftigen Besuchen gab es Konzerte, abends im Garten des Hauses. Es gab weite Spaziergänge mit Else über die Felder und Hügel vor der Stadt. Und wenn die Sonne versank, die Vögel leiser wurden und die Bäume lange Schatten über die Abhänge warfen, fanden sie sich in den herben und scheuen Gesten, die immer die ersten Empfindungen begleiten. Vielleicht legte er seinen Arm um ihre Schultern, rückte leise die guten Hände, strich über das Haar. Wenn sie sich dann ansahen, wurden beide glutrot und gingen lange Zeit schweigend nebeneinander. Das Kindsein, jenes sanfte Glück, war noch bei ihnen.

Später bezog Georg sein Breslauer Internat, und Else kam zu einem Konditor nach Jüterbog, dort Brot zu verkaufen und den Ackerbürgern Kaffee und Kuchen zu servieren, zu Weihnachten und an allen hohen Feiertagen. Zwei Jahre lebte Georg in Breslau, und viermal konnte er in dieser Zeit Else besuchen. Zu ihrem Geburtstag gratulierte er mit astronomischer Regelmäßigkeit und war wochenlang vorher in Grübeleien versunken darüber, was man einem Mädel eigentlich schenken konnte. Wie sehr bedeutungsvoll wäre es ihm erschienen, wenn er nun ebenfalls einen Gruß und irgendein kleines Päckchen erhalten hätte. Doch das Mädel ignorierte die Tatsache, daß Jungens auch mal Geburtstag haben, mit konstanter Boshaftigkeit. Er dachte daran, daß Else arbeiten mußte, daß sie sicher keine Zeit und wenig Geld hatte. Als sie ihm einmal schrieb, daß sie in diesem Sommer an die Ostsee fahren werde, fand er das unentschuldbar. Viel schöner und eigentlich auch zu erwarten wäre gewesen, daß sie ihn in Breslau besuchen würde. Es war wie ein Verrat an dem vielen Schönen, das ungesagt gelebt hatte zwischen ihnen, damals. So erlebte Georg jene erste Trauer und Bitterkeit, die viele später erst als dazugehörig und dem Glück der Jugend unteilbar verbunden erkennen.

Im Herbst des Jahres war Else dann plötzlich in Breslau aufgetaucht. Sie hatte die Lehrzeit beendet und in Breslau Stellung angenommen. Georg mußte bei drei, vier Jungens herumpumpen, bis er sich einem so bedeutenden Tage finanziell gewachsen fühlte. Das feinste Tanzkaffee Breslaus war nicht zu fein an jenem Abend. Später spazierten sie noch lange durch nächtliche Straßen. Ein glückliches Übereinstimmen bis in die Tiefen ihres Wesens schwang zwischen ihnen. Es war wieder so schön, wie jene Abende waren, damals.

Es wurde Oktober. Hoch über der Stadt zogen die Herbstwolken. Die weit ausstrahlenden Sonnenuntergänge der Jahreszeit — die ungeheure Weite des klaren Sternhimmels — der Herbstwind, der sich kühl und rein durch die Straßen schwang, wenn man draußen auf der Liegnitzer Landstraße spazierte, trug den Würzrauch brennender Kartoffelkräuter mit sich. Die Unwirklichkeit und Phantasterei, die in dieser Viertelstunde zwischen Tag und Nacht lagen, wenn die grünen, roten, blauen Reklamelichter aufbrannten und noch auf zitternde kleine Strahlenhöfe, ohne ihre eigentliche Leuchtkraft, beschränkt waren — spürte sie es, wie gut dieses Leben war? Gern hätte er ihr erzählt, wie schön das war. Wieviel schöner es später einmal sein würde, das Leben zu zweien.

Das Mädel war schweigsam geworden. Es kam vor, daß sie straßenweit nebeneinander gingen, ohne zu reden. Als sich herausstellte, daß Else ein ganzes Stadtviertel mit ihrer Abneigung bedachte und keinesfalls dort spazieren wollte, schrieb er das der Launenhaftigkeit der Frauen zu. Noch mancherlei Befremdendes zeigte sich nun, was sollte man sagen, als das Mädel eines Abends, er hatte sie nach Hause gebracht, sich sonderbar schnell verabschiedete und ganz vergaß, eine Abrede für ihr nächstes Treffen festzulegen.

Unklar spürte er auch, ihr Schweigen war ein anderes als das seine. Bei dem Mädel war es Ermüdung. Ein Mißbehagen beschäftigte sie monatelang, unsicher, bis es seine Form gewann. Es war ein Mangel in dem Zusammensein mit dem Jungen. Georg war klug, ein hübscher Junge war er auch, gewiß. Elses plänemachende Pflegemutter hatte ihn als gute „Partie" bezeichnet. „Der bringt es mal zu was", sagte sie, mag sein. Aber wie lange würde das noch dauern? Und bis dahin zusammen umherlaufen, zuweilen im Kaffee sitzen, wenn es das Taschengeld eines Sekundaners erlaubte? Ihre Geschäftskollegin zeigte ihr am Tage nach dem Ausgang gewisse blaue Flecke. Else war ebenso alt und hatte niemals derartiges aufzuweisen. Es war schon so, ihm fehlte ein gewisses Maß Erdverbundenheit und Mut, seine Kameraden verabschiedeten sich nicht vor den Haustüren.

Zuweilen war es aber auch wieder wie früher in den Jahren der gemeinsamen Kindheit. Vielleicht war es ein klarer Abend, vielleicht ruderten sie auf dem verdunkelten Fluß, aus dem Uferschilf irgendwo wehte sanfte Musik, vielleicht fuhr ihm dann eine kleine, braune Hand hastig über den Kopf, verwuschelte seinen Scheitel. Dann wurde er feuerrot und bekam eckige Bewegungen, bis das Mädel schließlich die Hand in verlegener Geste sinken ließ und beiderseitige totale Erstummung eintrat. So ging das nicht weiter. In dieser Unmut und Trauer trat dem Mädel die Entscheidung entgegen.

Als ihr Geburtstag in diesem Jahr herankam, hatte Georg eine besondere Überraschung vorbereitet. Er trabte durch die Straßen, mit etlichen Päckchen erregender Bedeutung behangen. Ein festlicher Abend von Anfang an. Der altgewohnte Trubel der großen Geschäftsstraßen hatte heute seinen besonderen Glanz. Die

Stille der seitlichen Gassen dagegen war feierliches Requiem einer letzten Sammlung. Hier wohnte sie. Elses Mutter öffnete.

Das Mädel war nicht zu Hause.

„Sie ist nicht hier?" brachte er schließlich in wunderlicher Weise heraus.

Die Stimme der Frau wurde behutsam und schonend, wie sie in der Belehrung fortfuhr: Else feiert ihren Geburtstag mit Herrn Knoll, ihrem Verlobten. Er kannte ja Herrn Knoll, vom Erzählen wenigstens, nein? Nun, das wundert sie doch sehr. Ja — Herr Knoll war der Filialleiter in dem Geschäft, in dem Else arbeitete. Er war an die Dreißig, in sicherer Position. Die Frau äußerte noch etliches über Herrn Knolls Bonität, vorsichtig auch den vorteilhaften Gegensatz zu Georgs hoffnungsloser Jugendlichkeit aufzeigend, bis der Junge sich einigermaßen gefaßt hatte.

Es war halb Trauer und halb eine böse Bitterkeit, mit der Georg das Thema zum Abschluß brachte. „Dann geben Sie ihr man den Kram hier, ich lasse grüßen und viel Glück für die Zukunft." Georg legte den unter liebevollen Erwägungen ausgewählten „Kram" etwas abrupt auf den Tisch. „Und das dazu." Damit purzelte ein Veilchenstrauß zu dem anderen.

Er rannte die Treppe herunter, ging Stunden umher und war allein in Breslau, der großen Stadt. Spaziergänger zogen an ihm vorbei. Er ging in Bierlokale und wieder heraus. Langsam wurde er des Umherrennens müde, nach Mitternacht schloß er die schwere Eichentür seines Hauses hinter sich.

Georg war so geartet, daß er rechnerisch zu begreifen suchte, was sich nicht errechnen ließ. Irgend etwas hatte er falsch gemacht, den wirklichen Grund seines Ungenügens zu sehen, war er nicht fähig. Es fehlte Erfahrung, die ja ein anderes Wort für Altern ist. Georg aber war noch sehr jung. Seine Liebe konnte der handgreiflichen Attribute noch entbehren. Seine Empfindungen wurden von dem hohen Schwung getragen, dem einst die Jugendbewegung der Jahrhundertwende Ausdruck gab.

Das Mädel hatte schon viel dieser Reife, die er noch erwerben mußte. Sie bedurfte einer männlichen Liebe. Es fehlten die wesentlichen, gemeinsamen Interessen. Es fehlte ein gemeinsamer Arbeitskreis. Ihre Lebensbezirke waren verschieden und damit die Voraussetzung gegeben, ihre Kinderliebe organisch zu Ende gehen zu lassen.

Sechs lange Wochen war er mit der Welt zerfallen, lakonisch in seinen Reden, bitter in Gedanken. In diesen sechs Wochen ging es um das Zeugnis für Obersekunda. Viel Arbeit und Zeit waren Heilmittel, die ihn weiterbrachten.

Nach erfolgreich bestandenen Prüfungen ging ein neuer Georg v. Bergen über den alten Markt, und die Eisdiele trat aus dem Nebel philosophischer Vereinsamung heraus wieder in den Kreis seiner Interessen. So gegen Weihnachten entdeckte er, daß die jüngste Tochter des Neustädtischen Apothekers ein ganz vernünftiges Wesen war, ihr Gesicht war von klassischem Ebenmaß.

Das unvergeßliche Vergessen, mit Erstaunen und mit gelindem Grausen dachte er darüber nach, wenn es ihm gelegentlich einfiel. Die Liebe hatte Wiederholungen. Sollte nicht jedes vernünftige Leben von einer einmaligen Idee getragen werden? Der junge Rationalist ging kopfschüttelnd durch die härter gewordene Welt.

*

Wie anders war der mit Ferien Beschenkte. Wenn der Winter die Berge Schlesiens mit Schnee überzog, wenn der Sommer in Glanz und Herrlichkeit

über die Felder stolzierte oder die Herbstferien das Paradies der Äpfelgärten öffneten. Georg v. Bergen lebte dann bei seinem Vater. Weit von Breslau führte sein Weg durch die Wälder und Berge des heimatlichen Reviers.

Die frühen Herbstferien dieses Jahres hatten, anders als in vergangenen Zeiten, ihre eigene Luft. In Rosenberg auf dem Markt begegnete es ihm zum erstenmal. Leiterwagen, wahllos mit buntkariertem Bauernbettzeug vollgepfropft, mit erschöpften Menschen behangen, deren Gesichter den sonderbar toten Ausdruck tragen, den eben überwundene Todesfurcht zurückläßt. Still standen die Pferde. Tot starrten die Augen vor sich hin, als müßten sie eine Pause der Besinnung haben, bevor sie von neuem mit dem Leben anfangen konnten. Männer mit Brot gingen hin und her zwischen den Wagen. Georg hatte den ersten Blick in das Gorgonengesicht des polnischen Krieges getan, der drohend hinter den Grenzen aufstand.

Freund Herbert, der Sohn des Domänenpächters, erwartete ihn auf der Bahnstation, im gutsherrlichen Jagdwagen fuhren sie den Rest des Weges bis in den Heimatort, an die Flanken der bunten Bergwälder heran. In den Wäldern, wo oben die Grenze lief, knallten jetzt nächtens die polnischen Gewehre, wenn die Flüchtlinge durch das Unterholz keuchten, und die deutschen Grünröcke mahlten Flüche zwischen den Backenzähnen, wenn sie nicht wiederschießen durften. In der Frühe kamen dann die Gehetzten, die sich herüberschaffen konnten, von dem Berg herunter und zogen durch den Morgennebel davon, irgendwohin in das Hinterland.

Jetzt hatten SS.-Truppen den Grenzschutz oben verstärkt und einmal, in der vergangenen Woche, waren im Tal Kanonen durch die Nacht gerollt. Kanonen! Herberts weißblondes Jungengesicht schrie begeistert auf. Nicht mehr so lange, dann hieß es, Ring frei zur ersten Runde, meinte er überzeugt. Wer Augen hatte, mußte es sehen, hier und da im grünen Schweigen der Grenzwälder, wie die gepanzerte Reichsfaust sich zum Schlag erhob. Doch wie sie die Dorfstraße entlang kutschierten, die Häuser hatten schon ihren abendlichen Frieden, schien die tiefe Ruhe dieses Herbsttages Herberts kriegerische Phantasien zu widerlegen.

Als später sein Vater von der Anhäufung seiner Arbeit erzählte, war die dunkle Drohung hinter der Grenze doch wieder da. Das Rosenberger Barackenlager der Flüchtlinge war zusätzlich seiner ärztlichen Betreuung unterstellt. Er sah sehr müde aus. Beim Abendessen stopfte Vater nervös nur eben einen Teller Salat herunter und ging wieder hinaus, während die Bedienerin Georg beständig als „junger Herr" anredete, überhaupt am liebsten in der dritten Person zu ihm sprach und nicht davon abzubringen war.

Er saß schon lange in der Giebelkammer, seinem Kinderzimmer, und kramte in alten Kisten, vor dem sanften Blau des Abendhimmels waren die Blumen der ersten Sterne aufgezogen, da hörte er, erst sehr weit entfernt, aber immer näher rückend, das verworrene Geräusch eines laut schwatzenden Menschenhaufens herankommen, der schließlich vor dem Garten des väterlichen Hauses verharrte. Sehr bald ging unten die Haustür, und die Halle wurde vom Getrampel vieler Füße erfüllt. Georg rannte herunter und fand seinen Vater dabei, einigen Holzfällern, sie waren wohl aus dem Lager im Grenzwald, einige Fleischwunden zu waschen und zu bepflastern. Einer von den großen Holzstapeln, die jetzt geschlagen wurden, um zur Zeit der Frühjahrshochwasser donnernd herunter zu kommen, war vorzeitig ins Rutschen geraten. Dem einen hatte es den Arm gebrochen, dem anderen einen

Schmarren in den Oberschenkel gerissen. Oben lagen noch zwei, die es ärger gepackt hatte.

Sein Vater lief schon nach dem chirurgischen Besteck, während Martha, von alters her an den Ablauf dieser Dinge gewöhnt, die lederne Reisetasche herausssuchte, in deren Bauch Besteck, Spiritus und mancherlei andere Utensilien verschwanden.

Nach Minuten trottete ihre kleine Karawane schon über die Dorfstraße, dem ansteigenden Walde zu, der Doktor, die Männer aus dem Lager und Georg, der sich, ohne daß erst darüber gesprochen wurde, angeschlossen hatte. Wie sie erst zwischen den Waldbäumen dahinstampften, trat sehr bald völlige Dunkelheit ein. Manchmal hörte man einen Nachtvogel schreien. Manchmal setzte sich einer der Männer mit dumpfem Bumsen zur Erde, die Tannennadeln, die in dicker Schicht den Boden bedeckten, machten die Schuhsohlen glatt. Leise keuchten die Männer, es ging steil zu Berg. Keiner von ihnen sprach. Nach Stunden wechselnden Ansteigens und Talwärtsschreitens kam ihre Karawane an das Ufer des Sees, oben auf der Hochfläche. Hinter dem Wasser, irgendwo in der Finsternis, war die Reichsgrenze. Irgendwo dahinten standen auch die Baracken der Holzfäller.

Sie gingen in zwei plumpe Kähne. Die Männer lösten klirrende Ketten von den Stämmen am Ufer und stakten die knarrenden Bootskörper heraus auf die stille Seefläche. Georg schreckte auf, als die Kähne nach einer Weile auf dem Kies des anderen Ufers knirschten, er hatte geträumt. Es dauerte nun nicht mehr lange, bis sie die Baracken erreichten. „Da drüben!" deuteten die Männer, der Vater ging mit ihnen zum zweiten Haus. Georg mit der Tasche hinterher.

Heiß war es hier, eine Petroleumlampe verbreitete schwaches, müdes Licht und einen intensiven Gestank. Tannenhölzerne Bettschragen, übereinander gebaut, ein langer Tisch, ein eiserner Kanonenofen mit einem Eimer siedenden Wassers. Einer der Holzfäller stellte wortlos eine Waschschüssel auf den Tisch, alt und verbeult, die Emaille war abgeplatzt, legte Seife und Handtücher dazu, die Erfordernisse der Holzfällerchirurgie waren ihm vertraut. Der Vater hatte sich ausgezogen, er trat an die beiden in dem Bettschragen heran, die sahen teilnahmslos zur Decke. Dem einen würde nun in aller Zukunft nichts mehr wehe tun, sagte der Vater, zog ihm das Tuch über das Gesicht und wandte sich zu dem anderen.

Georg hatte schon die große Karbolflasche aus dem Bauch der Reisetasche herausgeangelt, seine Hand zitterte etwas, wie er sie auf den Tisch stellte. „Was ist mit dir?" fragte der Vater. „Nichts!" sagte Georg und legte auch die aufgeklappte Tasche mit dem chirurgischen Besteck auf den Tannentisch. „Geht solange heraus!" — „Ja!" sagte Georg. Als er die Tür hinter sich schloß, sah er, wie der Vater dem Holzfäller die Decke von den zerschmetterten Beinen abhob. Der Mann preßte einen qualvollen Laut durch die Zähne.

Nebenan war Finsternis, Georg saß auf einem Bett. Das Gesicht des toten Holzfällers kam ihm in den Sinn, so sahen Tote aus? Er dachte an den Vater, der da drinnen mit Sonden und Nickelklammern hantierte. Es war sonderbar still drüben, beinahe friedlich schien es, als ob die Zeit selbst den Atem anhielte, um neugierig zu beobachten, wer der Sieger blieb, der Vater mit den schnellgriffigen braunen Händen und seinem glitzernden Werkzeug oder der andere Dunkele, den Georg vorhin zum ersten Male im Gesicht des Holzfällers gesehen hatte. Er war stolz auf seinen Vater.

Georg wußte nicht, wie lange er im Dunkeln gesessen hatte, bis Schrittgetram-

pel lebendig wurde, die Tür ging auf. Der Doktor kam herüber, schon angezogen. „Komm!" sagte er. Zwei der Männer schritten ihnen voran mit lodernden Pechfackeln, der Feuerschein geisterte zwischen den Schwarztannen. Sie gingen jetzt sicherer und schneller. Es war kalt. Sie wandten sich schweigend zurück.

Jetzt ruderten beide, Georg und der Vater, das war gut gegen die Morgenkälte. Draußen auf der Seefläche schien es, als zöge schon ein fahler Schimmer von Morgenlicht am Himmel herauf. „Georg!" – „Ja, Vater?" der Junge wandte sich. „Du hast dir vorhin das Gesicht des Toten betrachtet, wie hat's dir gefallen?" Georg sagte nichts. „Man braucht ihn nicht zu fürchten", sagte der Vater. Und nach einer Weile: „Es schmerzt nicht, dieser letzte Punkt unter unserem Leben. Er ist das Ende aller Schmerzen. Todesangst verdunkelt ohne Notwendigkeit unsere Tage, sie ist dumm. Hörst du, Georg?" – „Ja", sagte der Junge. Er ließ seine Hand leise plätschernd durch das Wasser ziehen.

Beim Abstieg durch den morgendlich aufgrauenden Wald wurde nicht mehr geredet. Später zu Hause begann der Vater in der Küche zu hantieren. Georg war müde, er ging nach oben und schlief bis zum Nachmittag, bis Freund Herbert mit großem Hallo in seine Stube eindrang. Menschenskind, er verschlief ja die Weltgeschichte. Seit heute morgen war Krieg zwischen Deutschland und Polen. In Rosenberg marschierten Truppen, Tanks und Geschütze. Georg trat entgeistert zum Fenster, so, als ob er nun auch auf der Dorfstraße vor dem Hause die Bestätigung dieser Sensation finden müßte. Herbert schien seine Gedanken zu erraten, er entwickelte strategische Weisheiten. Nein, hier stießen die Deutschen nicht vor, wahrscheinlich wollten sie das Bergmassiv, mit den verschanzten Polen da oben umgehen, aber drüben bei der Kreisbahn, sie könnten ja mal 'rüberradeln, da könnte Georg was erleben, da stand deutsche Infanterie bereit, falls die Polen, durch die scheinbare Zurückhaltung ermutigt, von dem Berg herunterkommen würden. Georg sauste zur Badewanne, fuhr in die Kleider und stürmte mit Herbert davon. War überall dabei, wo sich vor den Häusern Gruppen Debattierender bildeten.

Gegen Abend kamen die Kolonnen der Holzfäller zum Ort herein, aber den Verletzten hatten sie nicht dabei. Er hatte Fieber und war mit seinen Verbänden nicht transportfähig. Man mußte eben hoffen, daß die Polen, die ja gleich hinter den Baracken saßen, ein Einsehen hatten. Aber das war ja Wahnsinn, das hieß ja, den Mann mit seinem Wundfieber da oben einfach dem Tod überlassen. Der Doktor, der eben vom Kreislazarett herübergekommen war, schüttelte den Kopf. Und er selber mußte wieder zum Lazarett, wo man schon die Verwundeten der ersten Gefechte erwartete.

Georg fuhr hoch, plötzlich stand sein Entschluß in ihm auf, der ihm keine Zeit mehr ließ. „Ich werde gehen, seine Medizinen geben und für Feuer und Essen sorgen, ja? Bitte!" Der Vater sah auf, das könnte schlimm zu Ende gehen. Georg sah ihn an. Es war schon so, daß sich zwischen den guten Grundsätzen und ihrer Verwirklichung immer ein Stück Feigheit einschob, so war das Leben. Aber der Doktor fand nicht den Mut, mit dieser trüben, alten Männerweisheit seinem begeisterten Jungen entgegenzutreten. Er fand nicht den Mut, nein zu sagen, und nach zwanzig Minuten sahen der Vater und Martha, die sorgenvoll aus der Küche herüberkam, Georg nach, wie er mit einer Tasche, die Martha ihm mit Lebensmitteln prall gefüllt hatte, und allerlei Ratschlägen und Anweisungen beladen, über die Dorfstraße dem Bergwald zustrebte.

Das sollte das letzte Bild sein, das jemals von ihm erblickt wurde: der in der

Abenddämmerung die Waldschneise aufsteigende Junge. Niemals ist er wieder gesehen worden. Nach Monaten mußte man sich mit dem Gedanken abfinden, Georg v. Bergen zu den Tausenden der verschollenen Toten des polnischen Krieges zu zählen.

Er war jung und hatte kaum zu leben angefangen, aber er hatte das Gesetz seines Lebens gefunden und es erfüllt. Es war ein preußisches Gesetz, klar und sicher, seine Pflicht.

Literarische Rundschau

Das Gleichnis

Wie vor Jahrhunderten das Abgleiten der römischen Kirche in das Heidentum und in die Tugendlehre der Renaissance Luthers Rückbesinnung auf den Glauben und Christus hervorrief, ruft das Abgleiten der evangelischen Kirche in den von der Renaissance geborenen Rationalismus und die von diesem gezeitigten Anschauungen — Moralismus, Utilitarismus, Materialismus und andere Entchristlichungen — heute aufs neue eine Umkehr zu Christus und dem lebendigen Glauben hervor, was sich unter anderem in der überraschenden Tatsache kundgibt, daß wir Deutschen wieder geistliche Dichtung haben. Als Dichter sind hier, nächst dem älteren Rudolf Alexander Schroeder, namentlich Söhne einer jungen Generation zu nennen: so Siegbert Stehmann, von dem uns die Neuerscheinung „Das Gleichnis. Ein kleines Evangelium in Gedichten" (Berlin-Steglitz 1939, Eckart-Verlag) vorliegt. In der kurzen, doch höchst beherzigenswerten Einleitung zu diesem Büchlein lesen wir folgendes: „Die geistliche Dichtung der Christenheit hat von alters eine zweifache Stimme, die des Liedes der versammelten gottesdienstlichen Gemeinde und die des einzelnen Christen, der betend vor dem Worte Gottes weilt. Beide Stimmen aber leben nicht aus sich selbst und empfangen ihren Klang und ihre Kraft nicht aus dem unermeßlichen, unbestimmbaren Reich der Träume und Gedanken, sondern allein aus dem Wunder der Offenbarung Gottes, aus den Evangelien. Beide also sind an Jesus Christus gebunden, in dem das Wort Fleisch ward. Beide sind Antwort auf die ungeheure Kunde der Engel über der Krippe und am leeren Grabe des Herrn." Beide Arten geistlicher Dichtung erklärt Stehmann also für gerechtfertigt, beider Art Dichtung ist auch zu dem Bändchen verbunden, noch leben eben diese Gedichte alle aus dem einen Sinne, der auf dem Worte Gottes beruht und sich zu einem jeden Gedanken der drei, aller Christenheit gemeinsamen Glaubensartikel bekennt; auch daß der Mensch zum Bilde Gottes geschaffen ist — demnach die Aufgabe hat, dieses Bild, als Verwalter Gottes über der Schöpfung, zu verwirklichen — kommt hier zum Ausdruck. Es sind Gedichte von einer Vollkommenheit, wie Gedichte sie haben sollen, der Gehalt eines jeden kräftig und seinem inneren Wesen gemäß gestaltet. Zu Vorwürfen dienen ihnen meist, in eigenartiger Weise, nicht biblische Einzelstellen, sondern es wird etwas vielen Stellen Gemeinsames — Bild oder Gedanke oder beides — aus jenen vereinigt, so daß das eine sich im anderen gleichnishaft spiegelt oder mit ihm mitklingt. Gedichte, die z. B. „Der Berg" oder „Das Feuer" heißen, bauen sich auf vielen Stellen auf, in denen von Bergen oder Feuer die Rede ist; Berg und Feuer verdichten sich zu weitausstrahlenden Sinnbildern. Alle diese Gedichte sind von wundervoller Beschwingtheit: sie klingen, manche sind wie zu sangbaren Liedern geschaffen. Um dem Leser ein Beispiel davon zu geben, sei hier der Schluß des Gedichtes „Die Wolke" angeführt.

Trägst, Wolke, reichen Segen
In jede arme Zeit

Und regnest mit dem Regen
Des Herrn Gerechtigkeit.
Und wie du Gottes Sohne
Wardst Hülle und Gewand,
Als er zum Himmelsthrone
Des Vaters heimwärts fand,
So wirst du ihn auch tragen,
Wenn er zu Seiner Zeit,
Sein letztes Wort zu sagen,
Erscheint in Herrlichkeit.
Der Glaube kann nicht schweigen,
Seit Gottes Wort begann!
Die Wolke voller Zeugen
Lobt Gott und betet an.

Otto Frh. v. Taube

Vom Fernen Osten

Ihre Erlebnisse während der kriegerischen Handlungen zwischen Japan und China und ihr Leben in Japan im Hause und im Schutze japanischer Freunde stellt Marga Taisen in ihrem Buche „Und Buddha lächelt" dar (Braunschweig, G. Wenzel & Sohn. 33 Bildtafeln). Marga Taisen ist eine mutige Frau, die sich nicht scheute, auch ohne Geleit in die umkämpfte Mandschurei, in das bedrohte Shanghai und das unruhige Innere Chinas zu reisen. Der Untertitel „Eine Frau im Wirbel Asiens" besteht zu Recht. Sie bemüht sich trotz ihrer japanischen Verbindung, dem Kampfe Chinas gerecht zu werden, denn sie verfügt über eine menschliche Reichweite, die ihr ungerechtes Absprechen unmöglich macht und sie das Grauen des Krieges für alle Beteiligten mit echtem Gefühl mitempfinden läßt. Sie hat mit Bauern in Japan und in einem buddhistischen Kloster in China sich ebenso als Mensch behauptet wie in den Zentren internationaler Politik im Fernen Osten.

Madame de Staël

Eine Darstellung des Lebens dieser einzigartigen und einmaligen Frau gibt Leopold Zahn in seinem Buche „Eine Frau kämpft gegen Napoleon" (Potsdam, Kiepenheuer. RM 7,50). Ohne Beweihräucherung ersteht das Bild von Madame de Staël geb. Necker in ihrem mehr als bewegten Leben, ihrem politischen Streben, das oft dilettantisch blieb, in ihrer Vorliebe für Deutschland, in ihrem durch die persönliche Enttäuschung hart und bitter gewordenen Kampfe gegen Napoleon, der sie von Anfang ablehnte, und in ihrer Liebes-Odyssee, die sie immer wieder in die Arme anderer Männer führte.

Vom Sternenglauben

Ein Buch feinster Eigenart und von seltsam erregender Wirkung sind Thassilo von Scheffers „Die Legenden der Sterne im Umkreis der antiken Welt" (Stuttgart, Rowohlt). Äußerlich gibt das Buch eine Sammlung der antiken Sagen und Mythen des gestirnten Himmels über uns, die der Verfasser aus seiner reichen Bildung zusammengestellt hat, von dem Großen und Kleinen Bären bis zur Locke der Berenike. Aber das Buch gibt sehr viel mehr, denn über die Kenntnis des naiven Glaubens des antiken Menschen gelangt Thassilo von Scheffer zu einer neuen und tiefen Deutung der Beziehungen zwischen Sternen und Menschen überhaupt. So erneuert sich die mythenbildende Kraft der Antike in ihren Sagen von den Sternen zu einer Sinngebung, die auch den Menschen von heute durchaus angeht. Das Buch ist so schön in seiner Sprache und seinem dichterischen Gehalt wie tief in seiner Deutungskraft. 3 Sternenkarten sind beigegeben.

Neue Verse von Ruth Schaumann

Zwei neue Bändchen von Gedichten Ruth Schaumanns sind erschienen: „Die Berufenen" (Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag. RM 2,50) und „Kommt ein Kindlein auf die Welt" (ebenda. RM 1,—). Zeigt Ruth Schaumann im 1. Bändchen den Weg wahrhafter Berufung durch alle Mühen des Alltags und Berufes bis vor das Antlitz Gottes, dessen Licht jedem Leben erst seinen eigentlichen Sinn beschert, so kreisen die Verse des 2. um die Sendung der Mutter in einer wunderfeinen Poesie der Wochenstube. Wie in allen ihren Werken kommt auch hier die reife, innigfromme Persönlichkeit der Dichterin und ihre Fähigkeit, dem christlichen Leben die rechte Sinndeutung zu geben, zu wundervollem Ausdruck. Das 2. Bändchen trägt auf dem Titelblatt eine echt Ruth Schaumannsche Zeichnung.

Erlebte Menschen

Der Begründer und Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte", Carl Lange, gibt Erinnerungen aus einem harmonischen und

Das Geschehen unserer Zeit ist nur mit Kenntnis der deutschen Geschichte zu verstehen. Ein wertvoller und zuverlässiger Führer durch die deutsche Vergangenheit ist das neue **„Handbuch der deutschen Geschichte“**, im Auftrage der Deutschen Akademie herausgegeben von Prof. Dr. A. O. Meyer, Berlin, in Verbindung mit ersten Historikern der Gegenwart. Verlangen Sie unverbindliche **Ansichtssendung** Nr. 821 (auch Feldpost) von: **Artibus et literis**, Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften, **Babelsberg**

BEILAGENHINWEISE

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Der vorliegenden Ausgabe unserer Monatsschrift liegt ein Buchprospekt bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen:

R. Oldenbourg, München/Berlin,
betr. „Essays“.

Los von England

herausgegeben von Wilhelm Ihde

240 Seiten, br. RM. 3.60, Ganzlein. RM. 4.80

Ein Buch,
das jeden Deutschen
interessiert:

Englischer Wohlstand — Deutsche Armut
Friedrich List und Großdeutschland / Harkort, Bahnbrecher der Industrie / Borsig, der eiserne Vorarbeiter / Werner Siemens, der Begründer des elektrotechnischen Zeitalters

Lühe-Verlag · Leipzig-Berlin

DAS REICH

die große deutsche Wochenzeitung

sieht die Welt von hoher Warte

und gibt ein umfassendes Bild deutschen Lebens und Wirkens

DAS REICH bringt auf 32 Seiten:

I.
Überblick über das Weltgeschehen

II.
Einblick in die politischen Zusammenhänge

III.
Zusammenhänge des Krieges mit den Augen von Fachleuten gesehen

IV.
Briefe aus dem Reich

V.
Briefe ins Reich

VI.
Wichtiges über Kultur und Literatur

VII.
Sorgfältige Untersuchungen der Rohstoffmärkte

VIII.
Unterhaltung und Mode für die Frau

IX.
Plaudereien und Berichte vom Sport

FÜR 30 PF. ÜBERALL ZU HABEN

BESTELLSCHEIN

Schicken Sie mir kostenlos und unverbindlich die beiden nächsten Hefte der neuen Wochenzeitung „Das Reich“

Name: .....

Anschrift: .....

.....

Den ausgefüllten Bestellschein schicken Sie bitte im frankierten Umschlag an den Deutschen Verlag, Berlin SW 68

gesegneten Leben heraus, dem Kampf und Sorgen nicht fehlten. Er weiß in einer beschwingten Weise in seinem Buche „Bilder und Gestalten nach eigenem Erleben" (Stuttgart, J. F. Steinkopf. RM 2,50) von dem eigenen Werdegange, der ihn vom Offizier zum Volkstumskämpfer im Osten und zur dichterischen Arbeit führte, zu erzählen, und seine liebenswerte und liebenswürdige Art zeigt sich überall in dem Urteil über die Menschen, die seinen Lebensweg kreuzten, und in der Dankbarkeit gegen die, die ihn förderten.

Verschiedenes

Seit Jahren arbeitet Hans Carossa an der Geschichte seines Lebens. Die „Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei" hat als ihre Jahresgabe für 1939 einen Abschnitt aus diesem von allen Freunden Carossas mit Spannung erwarteten Werke gebracht: „Ferientage. Aus der Geschichte einer Jugend." Mit der unendlichen Musik der Worte Carossas und der strengen geistigen Disziplin seines Schaffens ersteht hier ein Kabinettstück deutscher Prosa. Wundervoll und von tiefem Sinn ist die Erzählung von Carossas erstem dichterischem Versuch beim Tode Bismarcks. In Blankversen strömte er seine Empfindung aus, der Vater lehnte sie ab. Der Versuch, die Verse in einer Zeitung unterzubringen, gelang. Und nun fand der Vater unter der Magie des gedruckten Wortes die Verse gut, während Carossa selbst ihren Unwert erkannte. — Wer Sigismund v. Radeckis Buch „Nebenbei bemerkt" gelesen hat, wird gerne zu seinem neuen Bande greifen „Alles Mögliche" (Stuttgart, Rowohlt. RM 4,80) und wird feststellen, daß die überlegen-heitere und ironische Art, mit der er das Leben betrachtet, sich auch hier wieder glänzend bewährt. Und immer weiß er uns im Leben des Alltags, im entlegensten Gegenstand, in nah und fern zu zeigen, wieviel Wunder die Welt und das Leben in seiner Vielfalt dem Aufgeschlossenen zu bieten vermag. — Ein Buch, in dem sehr viel mehr steckt, als der Titel verrät, ist Hilde Siegs Werk „Baum und Strauch Dir ewig heilverbündet" (ebenda. RM 6,50). Denn hier sind in sympathischer Form Studien und ein großes Wissen dargeboten, die uns alle angehen. Aus einer tiefen Liebe zum deutschen Walde läßt Hilde Sieg uraltes Wissen aus unserer Vorväter Tagen, das in manchen Abwandlungen als Volksgut und Volkswissen weiterlebt, uns zum Nutzen neu erstehen. Wir erfahren von dem Werden des Mythos und dem Baumkultus, von der Baumseele und dem wilden Heer, aber auch von der rationellen Pflege des Waldes, den ersten Anfängen des Obstbaues und seiner heutigen Kultur. Als Bundesgenossen im Lebenskampfe wuchsen Baum und Strauch in eine immer größere Bedeutung für den Menschen hinein. Wie Hilde Sieg auch schon in ihrem ersten Buche „Gottes Segen der Kräuter einst und immerdar" von den Heilwirkungen der Pflanzen sprach, so leistet sie jetzt die gleiche Arbeit für Baum und Strauch. Sie beschränkte sich auf die Hölzer, die für die Heilkunde von Bedeutung sind. Das Ganze ist getragen von einem hohen und starken Gefühl, ein ausgezeichnet unterrichtender Anhang ist beigegeben. Ein höchst erfreuliches Buch, das jede Beachtung verdient. Sehr hübsch sind die Wiedergaben alter Holzschnitte und nützlich die vierfarbigen Tafeln.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Professor Ludwig Bergstraesser, Darmstadt — Heinz Flügel, Kleinmachnow — Dr. Friedrich Schulze-Maizier, Berlin — Arnold Schulz, Berlin — Otto Freiherr v. Taube, Gauting bei München

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 891267 • Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin Leipzig • Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25%.

Reclam-Druck Leipzig • Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernspr. 72171, App. 34
Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.